



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

**„Familiale Lebenswelten -
Über Mythen und Realität(en)“**

Verfasserin

Barbara Koch

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.Phil.)

Wien 2012

Studienkennzahl lt.

A 307

Studienblatt:

Studienrichtung lt.

Kultur- & Sozialanthropologie

Studienblatt:

Betreuerin:

Dr. Patricia Zuckerhut

VORWORT UND DANKSAGUNG

Vorliegende Arbeit ist das Werk meines bisherigen (jungen) Lebens. Im Sinne einer Sichtweise der Person als (ihre) akkumulierte Geschichte, kann dieser Text nicht nur als wissenschaftliches Produkt, sondern auch als Spiegel und Verarbeitung meiner vielfältigen Erfahrungen, Wege, Schwierigkeiten, Hoffnungen und kreativer Gestaltungsprozesse in meinem eigenen Leben, aber auch in den Realitäten an denen ich seit meiner Geburt, über Kindheit, Jugend, Ausbildung und Erfahrung in der Arbeit bis hin zum Aufziehen meiner eigenen Söhne in einer „anderen Familienform“ teilhaben durfte gesehen werden. Es ist deutlich vor meinem inneren Auge, wie sich Puzzlestein an Puzzlestein reihte und ich bin voll tiefer Dankbarkeit für alles Geschehene und jeden Menschen, der am Strand meines Lebens seine Fußabdrücke hinterließ und mich zu der starken, selbstbewussten, freien und glücklichen Frau machte, die ich heute bin.

Mein größter Dank, meine Bewunderung und Respekt gehen an meine Mama, die mich alleine und teilweise unter großen Schwierigkeiten bestmöglich aufzog und mir stets das Gefühl gab, dass ich etwas Besonderes bin und die Kraft jeden Traum zu verwirklichen in mir trage. Danke, dass du an mich, mein Studium und diese Arbeit geglaubt hast, wenn ich es selbst nicht mehr konnte. Und danke für deine vielfältige praktische Unterstützung und Ermutigung. Ohne dich wäre ich nicht so weit gekommen.

An nächster Stelle meiner Betreuerin, die mich auch über Jahre unterstützte und nicht zuließ, dass ich meinen Traum „ad acta“ lege.

Meinen InformantInnen für ihre Ehrlichkeit und ihren Mut mich an (teilweise auch belastenden) Abschnitten ihres Lebens teilhaben zu lassen und für die Erlaubnis über ihre persönliche Geschichte zu schreiben.

Frau Claudia Straka für die immense Arbeit des Korrekturlesens.

Und nicht zuletzt meine Söhne Jonas und Elia, die zwar alles andere taten als mich bei der Arbeit zu unterstützen, jedoch mir allein durch ihr Dasein jeden Tag die Kraft und die Motivation geben an einer besseren Gesellschaft aktiv mitzuarbeiten. Danke für alles was ihr mich lehrt. Ihr seid das Beste was mir passieren konnte.

An unterster Stelle ist anzuführen, dass ich bewusst die weibliche Form für meine gesamte Arbeit gewählt habe. Als Grund dafür erscheint mir einleuchtend und durchaus berechtigt, dass nach Jahrhunderten in denen die männliche Form immer automatisch Frauen mit einschloss es, v.a. in Arbeiten die gegen Diskriminierung angehen, zumindest einige Jahre gerechtfertigt wäre, eine weibliche Form zu verwenden, die automatisch Mensch, also auch Mann bedeutet. Wen dies beim Lesen befremdet, der möge sich durchaus angeregt fühlen darüber zu reflektieren.

INHALTSVERZEICHNIS

1. EINLEITUNG UND PROBLEMSTELLUNG	7
TEIL I: FAMILIE IN DER „POSTMODERNE“	14
2. FAMILIE IM UMBRUCH: ein einführender Überblick	15
2.1 „Der Kampf um die Familie“: Vielfalt der Begriffe und Definitionen	17
2.1.1 Familie und Anthropologie	18
2.1.2 Familie in Sozialwissenschaft, Gesellschaft und Politik	23
2.1.3 Was macht eine Familie aus?	25
2.2 „Familie in der Krise?“	
- Vielfalt der Formen familialer Lebensgestaltung -	29
2.2.1 Versuch der Ausdifferenzierung einiger Merkmale von Familien heute	31
3. SYSTEMATISCHE DARSTELLUNG DER BEHANDELTEN FAMILIENFORMEN: Begriffliche Abgrenzung und Verbreitung	32
3.1 Das Problem der Zahlen	33
3.2 Eineltern-Familien	36
3.3 Stieffamilien: „Komplizierte Verhältnisse?“	42
3.4 Gleichgeschlechtliche Eltern: „Die Regenbogenfamilie“	44
3.5 „Hausmänner“ oder Familien mit Rollentausch	55
TEIL II: FAMILIE ALS WERT	57
4. HISTORISCHE ASPEKTE	58
4.1 Von Aufstieg und Abstieg eines Familienleitbildes	59
4.2 Die Pluralität der Familie in früherer Zeit	63

5. FAMILIE IM GESELLSCHAFTLICHEN KONTEXT	70
5.1 Wertorientierungen und Einstellungen	70
5.5.1 Familie und Ehe	70
5.5.2 Die Normalisierung von Scheidung	77
5.2 Alleinerziehende: „Soziale Randgruppe oder neues Selbstverständnis?“	83
5.3 Das Märchen von der „bösen Stiefmutter“	86
5.4 Kein Kind darf diskriminiert werden!	88
5.4.1 Klischeebilder von Lesben und Schwulen und die Bedeutung für die Familien	91
5.4.2 Im Gespräch mit Anna und Betty, Mütter von Christopher	93
A) Wege zur Regenbogenfamilie	
a) Allgemeine Möglichkeiten und Hürden in Österreich	
b) Anna, Betty und Christopher: ein Beispiel für einen bewusst geplanten und realisierten Kinderwunsch und Elternschaft, wo Vertrauen und „besondere Bande“ die Rechtssicherheit ersetzen müssen	
B) Rollenbilder und Rollenverhalten	
a) 1 Kind, 4 Elternteile: egalitäre Verhältnisse und flexible Rollen	
b) Die Regenbogenfamilie im Alltag: Geschlechtsidentität, Geschlechterrollen und Geschlechtspartnerorientierung bei Christopher	
C) „The issue“: Das Umfeld und (mögliche) belastende Faktoren für Kinder in Regenbogenfamilien	
D) Fazit und Ausblick	
5.5 Die „neuen Väter“	104

TEIL III: DAS BEFINDEN DER KINDER 109

6. DAS PSYCHOSOZIALE WOHLBEFINDEN DER KINDER IN IHREN FAMILIEN	112
--	-----

6.1 Auswertung der Interviews betroffener „Kinder“	118
6.1.1 Methodische Erläuterungen	118
6.1.2 Vorstellung der InterviewpartnerInnen/ Biografisches	123
6.1.3 Ergebnisse	130
A) Familienform	
a) Das kindliche Erleben	
b) Fazit und Perspektiven für die (mögliche) nächste Generation	
B) Erziehung und Beziehung: Familie als Interaktionseinheit	
C) Kritische Lebensereignisse	
D) Umfeld	
7. ZUSAMMENFASSUNG UND SCHLUSSWORT	144
8. BIBLIOGRAPHIE	146
8.1 Literaturverzeichnis	146
8.2 Onlinequellen	151
8.3 Bildquellen	155
ABSTRACT (Deutsch)	157
ABSTRACT (English)	158
CURRICULUM VITAE	159

1. EINLEITUNG UND PROBLEMSTELLUNG

Die Familie stellt nach wie vor einen zentralen und wichtigen Lebensbereich von Kindern dar. Sie ist jener Ort, welcher die Lebens- und Entwicklungschancen von Kindern wesentlich mitbestimmt und für das Kleinkind den einzig fassbaren Ort darstellt. Das ganze Leben wird von dem in dieser ersten Welt des Kindes geschöpften Vorrat an Erleben, Erfahrung und Wissen mitbestimmt. Der Familie wird nach wie vor die Hauptverantwortlichkeit für die Sozialisation der in ihr lebenden Kinder zugeschrieben, was auch in der Präambel zur Konvention über die Rechte des Kindes deutlich zum Ausdruck kommt:

„In der Erkenntnis, dass das Kind zur vollen und harmonischen Entfaltung seiner Persönlichkeit in einer Familie und umgeben von Glück, Liebe und Verständnis aufwachsen sollte (...) Überzeugt, dass der Familie als Grundeinheit der Gesellschaft und natürlicher Umgebung für das Wachsen und Gedeihen aller ihrer Mitglieder, insbesondere der Kinder, der erforderliche Schutz und Beistand gewährt werden soll, damit sie ihre Aufgaben innerhalb der Gemeinschaft voll erfüllen kann.“ (zit. nach Beham/Wilk 1998: 154)

Die familiäre Lebenswelt hat sich nun in den letzten 40 Jahren entscheidend verändert und im öffentlichen sowie wissenschaftlichen Diskurs ist dieses Thema zunehmend von Richtungstreits und der steten Betonung der „Krisen des Familienlebens“ begleitet. Veränderungen im Arbeitsleben, in der Organisation des Zusammenlebens mit Kindern und im Rollenverständnis von Frauen und Männern einerseits, feststellbare Probleme von Kindern und Jugendlichen wie Gewalttätigkeit, Orientierungslosigkeit und Drogensüchte andererseits, führen immer wieder zu einer Diskussion über die Aufgaben, die Bedeutung und die Förderung von Familie. Dem staatlich und gesellschaftlich gefestigten Ideal der Familie mit männlichem Ernährer und weiblicher Hausfrau steht die vielfältige Realität von Familie entgegen.

Verfolgte Grundintention der vorliegenden Arbeit ist es nun, diese Pluralität der familialen Lebensformen im wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Kontext, sowie aus der Perspektive der in diesen Formen lebenden Kinder zu untersuchen. Speziell die Anthropologie erscheint mir als geeignete Disziplin, um sowohl vom generellen Verständnis über kulturelle Normen und Werte als auch von den methodischen Zugängen her, eine möglichst umfassende Betrachtungsweise eines Themas vorzustellen, das sowohl im fachlichen als auch im öffentlichen Diskurs von multiplen (offenen und versteckten)

Ressentiments begleitet ist. Die Ethnologie nimmt, wie keine andere Wissenschaft, das Besondere, Spezifische als Ausgangspunkt der Studien und versucht Gesellschaft von innen heraus zu verstehen. Eriksen schreibt hierzu:

„Social and cultural anthropology has the whole of human society as its field of interest, and tries to understand the connections between the various aspects of our existence. (...) yet anthropology has its distinctive character as an intellectual discipline, based on ethnographic fieldwork, which tries simultaneously to account for actual cultural variation in the world and to develop a theoretical perspective on culture and society. (...) Rather than comparing strangers with our own society and placing ourselves on top of an imaginary pyramid, anthropology calls for an understanding of different societies as they appear from the inside.“
(Eriksen 2001: 1ff.)

Die Disziplin entwickelte sich aus Studien des Fremden, Exotischen in einem evolutionistischen theoretischen Rahmen, über die Postmodernen und Feministischen Umbrüche, die mit der Infragestellung der gesamten akademischen Richtung und den bisherigen Methoden und Zugängen einherging, bis hin zu einer theoretisch und empirisch hoch differenzierten „Felder Forschung“ (Kremser 2001: 135ff.) und *Anthropology at home* (Eriksen 2001: 29f.) und einem kulturrelativistischen Selbstverständnis.

Kulturrelativismus, Ablehnung evolutionistischer Gesellschaftsvergleiche und der Ansatz Gesellschaften **emisch**, also von innen heraus, aus der Sicht der in ihr lebenden Menschen zu untersuchen sowie Debatten über Repräsentation und Textproduktion, die bezeichnend für eine Anthropologie des 21. Jahrhunderts sind, beziehen sich eben nicht nur auf das Ferne und Vergleiche zwischen Kulturen, sondern können meiner Meinung nach ebenso gut auf hierarchische Verhältnisse innerhalb einer Gesellschaft, soziale Randgruppen und Diskriminierung angewandt werden. Meiner Position zufolge befähigt dieses, wie ich es nennen möchte, „Anthropologische Ganze“, ausgehend von einer respektvollen und nicht wertenden Haltung gegenüber jeglicher Lebensform und v.a. dem inhärenten Bewusstsein, dass Normen und Werte stets kulturell konstruiert sind und das, was in einer Gesellschaft mit dem Terminus „normal“ bezeichnet wird, in einer anderen als „von der Norm“ abweichend gelten kann, Ausschnitte der sozialen Wirklichkeit mit qualitativer Methodik bestmöglich zu untersuchen.

Ich möchte natürlich keineswegs den Anspruch erheben, vorurteilsfrei zu arbeiten bzw. meine Ergebnisse darzustellen. Auch dies sehe ich als Spezifikum meiner Disziplin: meinen eigenen **bias** und meine Position als Forscherin und Teil meiner Forschung sachlich so darzustellen,

dass im Idealfall die Leserin meines Werkes zu einer eigenen Reproduktion des vorliegenden Textes gelangen kann. In diesem Sinne ist m.E. nach, der kulturelrelativistische Zugang dahingehend zu verstehen und einzuschränken, dass das Eigene stets als Ausgangspunkt für die Bewertung bzw. Darstellung des Anderen gesehen wird. Ebenso sei an dieser Stelle darauf verwiesen, dass sich aus einer radikal kulturelrelativistischen Sicht zahlreiche Probleme wie z.B. der Umgang mit Praktiken die allgemein gegen die menschlichen Grundrechte verstoßen (Gewalt gegen Frauen und Kinder, Unterdrückung,...) ergeben und dieser auch deswegen differenziert anzuwenden ist.

Ich schreibe diese Arbeit über das Befinden von Kindern in vier verschiedenen, „von der Kernfamilie mit traditioneller Rollenverteilung abweichenden Familienformen“¹ in erster Linie als Anthropologin; aber auch als Tochter einer durch Tod des Ehemannes alleinerziehenden Mutter, als Lehrerin und Gruppenleiterin beim Verein „Rainbows – Für Kinder in stürmischen Zeiten“,² als ledige 30-jährige in der österreichischen Gesellschaft sozialisierte Frau, und nicht zuletzt als eine durch Trennung alleinerziehende Mutter eines 3- und 6-jährigen Sohnes.

Mit diesem Werk habe ich es mir zum Ziel gesetzt, die „Lebenswelt Familie“ von Kindern, welche in Österreich in „anderen Familienformen“ aufwachsen aus diversen Blickwinkeln zu betrachten und zu untersuchen. Die zentrale Fragestellung der vorliegenden Arbeit ist es nun, verschiedene Ansätze berücksichtigend, wie sich die familiäre Lebenswirklichkeit, der in von der „modernen Kernfamilie mit traditioneller Rollenverteilung“ abweichenden Familienformen lebenden Kinder darstellt, und welche Faktoren ihr Befinden im Positiven wie auch im Negativen beeinflussen.

Oben ausgeführte Erläuterungen über die Güte und Fähigkeit der Anthropologie als Disziplin mit Analyseinstrumenten für meinen gewählten Forschungsgegenstand wieder aufnehmend, möchte ich im Folgenden ferner darlegen, nach welchen Kriterien ich meinen Ausschnitt der sozialen Wirklichkeit, die Methoden und auch die diesem Werk zugrunde liegende Literatur ausgewählt habe.

Es war selbstverständlich notwendig einen Rahmen für meinen Text abzustecken und die Tatsache, dass ich vier doch recht unterschiedliche Formen familiären Zusammenlebens

¹Über die Schwierigkeit des Findens nicht diskriminierender Bezeichnungen und Definitionen für meinen Gegenstand wird an späterer Stelle noch die Rede sein.

²Vgl. hierzu www.rainbows.at

beleuchten möchte, bedarf zunächst einmal einer Abgrenzung. An dieser Stelle sei erörtert, dass es meiner Zielsetzung entspricht, mit dieser Diplomarbeit v.a. etwas vollkommen Neues zu schaffen. Die Rezeption (anthropologischer) Theorie und Fachliteratur beschränkt sich aufgrund der Fülle des Materials auf das für das Verständnis der vorliegenden Arbeit notwendige Maß. Im Forschungsprozess und auch beim Studium der multidisziplinären Literatur zu den einzelnen Familienformen zeichnete sich für mich klar ab, dass ich ein Werk schaffen möchte, das weniger die (v.a. aus feministischer und postmoderner Sicht zahlreiche) ethnologische Theorie zu Familie allgemein wiedergibt, als zu jeder der einzelnen Formen die, wie ich meinte, interessanteste und grundlegendste (multidisziplinäre) wissenschaftliche Literatur zu erarbeiten und v.a. auch auf den gesellschaftlichen Diskurs (Webseiten, etc.) Bezug zu nehmen. Die ethnologischen Werke über *kinship* (einen der grundlegenden Bereiche der Disziplin), Familie, soziale Person, Arbeit, etc. sind zahlreich und im Prinzip fänden alle diese Bereiche Berechtigung in der vorliegenden Diplomarbeit, sind aber an vielen anderen Stellen (auf die teilweise auch Bezug genommen werden wird) schon gut aufgearbeitet, weswegen ich meinen Fokus in eine andere Richtung, nämlich auf die im öffentlichen und wissenschaftlichen Diskurs zu meinem Thema meist beachteten Werke und Stimmen legen will.

Am meisten Bedeutung möchte ich jedoch den Ergebnissen meiner empirischen Forschung und somit jenen Menschen die auf so offene Art ihre Lebenswelt mit-teilen, schenken. In Verbindung mit der nach den erläuterten Kriterien gewählten Literatur möchte ich hier mit den hoch interessanten, mutigen, lustigen aber auch manchmal erschütternden Erzählungen meiner InformantInnen über ihre familialen Lebenswelten einen praktischen und empirisch gewichteten Text über ein hoch aktuelles Thema, das viele Menschen direkt oder indirekt betrifft, schreiben.

Wie bereits erwähnt, habe ich mich bei der Auswahl der Quellen aufgrund der zahlreichen Publikationen zu meinem umfangreichen Forschungsgegenstand auf jeweilige Standardwerke, Statistiken etc. zu den einzelnen Unterfragen bezogen, auf welche an den jeweiligen Stellen im Text verwiesen wird, und auch die Begründung weshalb eine bestimmte Quelle für eine partikuläre Position zu Rate gezogen wurde sei an der jeweils entsprechenden Position vermerkt.

Ein Überblick über die verwendeten Methoden gestaltet sich wie folgt: Den Kern des erhobenen Datenmaterials bilden vier narrative Interviews (Interview 1/ 2/ 3/ 5). Die

Interviews hatten eine Dauer von etwa 45 bis 90 Minuten. Der Zugang zum Feld erfolgte zum größten Teil über bereits im Rahmen meiner langjährigen Forschung zu dem Thema etablierte Netzwerke. Nach der Durchführung wurden die Erzählungen transkribiert, den Informantinnen zur Autorisierung vorgelegt, und mittels qualitativer Inhaltsanalyse (Mayring 2010) in Kombination mit dem Verfahren der zirkulären Dekonstruktion (Jaeggi/ Faas/ Mruck 1998: URL 39) ausgewertet. Bei einer Informantin, wo ein persönliches Gespräch nicht durchführbar war, wurde das narrative Interview so adaptiert, dass eine schriftliche Befragung möglich war. Diese wurde nach denselben Kriterien und wie die Interviews ausgewertet (Befragung A). Weiter wurde ein Leitfadeninterview mit Expertinnen durchgeführt, bei welchem es primär um die Vermittlung von Sachinhalten ging (Interview 4). Die Auswertung erfolgte hier mittels zusammenfassender Inhaltsanalyse (vgl. Mayring 2010: 472). Der Zugang erfolgte über einen persönlichen Kontakt der freundlicherweise im Rahmen eines Seminars von der Leiterin zu einer ihr bekannten lesbischen Mutter hergestellt wurde. In dieser Regenbogenfamilie durfte ich außerdem eine teilnehmende Beobachtung bei einem Kind durchführen und mittels spielpädagogischer Aktivitäten mit ihm und einem weiteren Kind arbeiten, dessen Darstellung sich im dritten Teil der Arbeit findet.

Detaillierte Erläuterungen zur Methodik, sowie auch die nötigen Quellenangaben bzw. Literaturverweise finden sich im Text an den betreffenden Stellen, vor allem unter 5.4.2, wo das Expertinneninterview (Interview 4) seine Auswertung findet, sowie in Kapitel 6.1.1, welches sich explizit mit den Methoden beschäftigt.

Zum gewählten Aufbau der Arbeit sei folgendes anzumerken:

Der erste Teil der Arbeit, welcher den bezeichnenden Titel „Familie in der Postmoderne“ trägt, stellt die Situation derselben aus sozialwissenschaftlicher Sicht dar. In diesem einführenden Teil sei die Forschung über Familie in der anthropologischen Tradition, aber auch die generelle wissenschaftliche Auseinandersetzung und der öffentliche Diskurs zu den in der Arbeit behandelten Familienformen dargestellt. Anlehnend an die These über die unzureichende Bezugnahme auf die familiäre Lebenswirklichkeit der Kinder, sollen die Vielfalt derselben aus den verschiedenen Betrachtungsweisen dargestellt, Definitionen erläutert und auf zentrale Aussagen wie die „Krisenhaftigkeit“ der Familie in einer Zeit der Individualisierung und Pluralisierung Bezug genommen werden, um so der Betrachterin zu ermöglichen, auf Grund der dargestellten Informationen selbst zu einem Urteil über die Realität der Familie zu gelangen. Anschließend an diese wissenschaftlichen Zugänge seien in

Kapitel drei die vier verschiedenen Familienformen, welche ich näher untersuchen möchte, in systematischer Form in Struktur und dem zahlenmäßigen Anteil der in diesen Formen lebenden Kinder dargestellt. Da Kinder als eigenständige Individuen erst langsam ins Blickfeld der Statistik rücken, sowie auch Untersuchungen über das Befinden derselben in ihren Familien aus der „Kinderperspektive“ erst in kleiner Zahl vorhanden sind, sei auch stets auf Schwierigkeiten im Bezug auf das demografische Material verwiesen. Ich hoffe jedoch, dass gerade die gewählte Form den Weg zu einer objektiveren Sichtweise der Lebenswirklichkeit von Kindern ebnen und einen entscheidenden Schritt in die „richtige Richtung“ bedeuten kann.

Der zweite Teil, welcher den Titel „Familie als Wert“ trägt, untersucht in expliziter Form die Bedeutung derselben aus gesellschaftlicher Sicht und stellt somit gewissermaßen die „Struktur- bzw. Erwachsenenperspektive“ der Arbeit dar. Zentrale Frage jenes Teiles soll es sein zu untersuchen, warum die traditionelle Familie trotz ihres statistischen Rückgangs für so viele Menschen noch einen derart hohen Wert besitzt. In Kapitel vier seien die für die Klärung dieser Frage relevanten historischen Aspekte der Familie untersucht, wobei im Anschluss daran und schließlich anhand von Wertorientierungen und Einstellungen gezeigt werden soll, wie hoch diese Wertung denn nun tatsächlich ist und wovon sie abhängt. In Kapitel 5 seien die im ersten Teil der Arbeit dargestellten, von der Kernfamilie abweichenden, Familienformen im gesellschaftlichen Kontext untersucht und es sei des weiteren auf Vorurteile bzw. Diskriminierungen, mit welchen diese vielfach zu kämpfen haben, Bezug genommen. Durch diesen gesamten Teil ziehe sich in Form eines grundlegenden Verständnisses stets die Frage nach der gesellschaftlichen „Normalität“ der Familienformen und wie jene definiert und verallgemeinert und es somit allen, von dieser längst an Gültigkeit verlorenen Norm abweichenden, Familienformen erschwert wird, ihre familialen Leistungen zu erfüllen. Die verfolgte Absicht ist es, dass die Leserin nach dem Studium jenes Teiles zu einer eigenen, vorurteilsfreien Vorstellung von „Normalität“ und Realität der Familienformen gelangen kann.

Der dritte und letzte Teil, welcher den Titel „Das Befinden der Kinder“ trägt, untersucht jenes in von der traditionellen Kernfamilie abweichenden Familienformen aus der „Kinderperspektive“. Es handelt sich hierbei um den empirischen Teil, der die Ergebnisse meiner Feldforschung wiedergibt. Durchgeführt wurden vier narrative Interviews mit mittlerweile erwachsenen „Kindern“ (24 – 37 Jahre alt) sowie eine schriftliche Befragung, welche eine Zeit ihrer Kindheit/ Jugend in einer oder mehrerer von den in der Arbeit

behandelten Familienformen verlebten. Weiter ein „Expertinneninterview“ mit zwei lesbischen Müttern und teilnehmenden Beobachtungen bei ihrem fünfjährigen Sohn. Außerdem habe ich hierbei zwei Werke mit insgesamt etwa 50 abgedruckten Interviews von Kindern aus Regenbogenfamilien zurate gezogen. Die Ergebnisse meiner Arbeit möchte ich in diesem Teil außerdem zu den Ergebnissen der Studie „Kindliche Lebenswelten“ (Wilk/Bacher: 1994) in Kontext setzen. Ähnlich wie Gerlach und Streib-Brzic (2005: 16) in der Einleitung zu der Publikation ihrer Forschungsergebnisse schreiben, gehe ich von einer „systemisch-konstruktivistischen Denkweise“ aus. Diesem Zugang zufolge existiert unsere Welt nicht als eine objektiv gegebene, sondern konstruiert sich in der Art wie wir handeln, über sie sprechen und so den Dingen ihre Bedeutungen einschreiben. Die von mir durchgeführten Interviews sind in dieser Art als gemeinsamer Prozess der (Re) Produktion der sozialen Wirklichkeit meiner Informantinnen zu verstehen, von dem die Leserin dieses Werkes nun ihrerseits integraler Bestandteil werden kann.

Abschließend sei vermerkt, dass mir persönlich nichts ferner liegt als eine Familienform auf Grund der, in dieser Arbeit verwendeten Systematik, ihrerseits zu benachteiligen. Die Auswahlkriterien für die vier hier behandelten Familienformen (welche ohnehin schon ein sehr großer Rahmen für eine Diplomarbeit sind) waren rein persönlich motiviert: Durch eigenen Bezug, Interesse und Betroffenheit, vorangegangene Forschungen und natürlich auch in Zusammenhang mit den Beobachtungen in der Schule, dem Verein und meinem eigenen Freundes- und Bekanntenkreis.

Auch habe ich es vermieden, an irgendeiner Stelle die traditionelle Kernfamilie mit den hier behandelten Familienformen wertend zu vergleichen oder eine der anderen gegenüberzustellen, da dies nicht der Zielsetzung der Arbeit entsprochen hätte. Vorliegendes soll eine neutrale Darstellung aller, meiner Meinung nach relevanten Aspekte zu den vier ausgeführten Familienformen sein, so dass ein anthropologischer Beitrag zur Aufklärung, Information und dem gesellschaftlichen sowie psychologischen Bewusstsein über selbe geleistet werde. Ich hoffe, dass mir dieses gelungen ist, und die gewählte Form bei der Leserin dieser Diplomarbeit hinreichenden Konsens findet.

TEIL I: FAMILIE IN DER „POSTMODERNE“

Um die Situation und die Charakteristika der Lebenswelten von Menschen jenseits der traditionellen Kernfamilie mit männlichem Ernährer umfassend zu begreifen, ist es meiner Meinung nach an dieser Stelle unumgänglich, das Konzept von Familie, und alle, die das aus den verschiedenen Sichtweisen und ideologischen Richtung inkludieren oder ausschließen mag, umfassend zu beleuchten. Es wäre ungenügend und nicht zielführend, sich in dieser anthropologischen Diplomarbeit rein auf die Rezeption ethnologischer Theorie und Forschung zu dem Thema zu beschränken. Frances Pine hierzu

„(...) the concept of the family is politically and ideologically `loaded`, or imbued with sets of politically and culturally contested ideas about the correct moral ways in which people should conduct their lives, and the people with whom they should conduct them.“ (Pine 2002: 223)

Ausgehend von dieser Notwendigkeit, anthropologische Tradition zu Familie im gesamtgesellschaftlichen und daraus folgend auch multidisziplinären wissenschaftlichen Kontext zu analysieren, sei in den folgenden Kapiteln wichtige ethnologische Arbeit mit allgemeinen Tendenzen und Entwicklungen in Politik und Öffentlichkeit, aber auch anderen wissenschaftlichen Richtungen wie der Soziologie, Psychologie und auch Sozialgeschichte analytisch verwoben. Gerade bei dem Verständnis der „postmodernen Beliebigkeit“³ und auch bei den Definitionen, was Familie denn überhaupt ist bzw. zu sein hat, ist es m.E. nach wichtig und berechtigt, gerade in einer kultur- und sozialanthropologischen Diplomarbeit in einem größeren Zusammenhang zu arbeiten. Nach dem Studium dieses einführenden Überblicks gelangt die Leserin über Einblicke in den wissenschaftlichen Forschungsstand, die gesellschaftlichen Veränderungen und Umbrüche in der Phase der sogenannten Postmoderne, über die Schwierigkeit(en) und Vielfalt der Definitionen für den Gegenstand zu einigen allgemeinen Charakteristika, die über familiäre Lebenswelten im 21. Jahrhundert festgemacht werden können. Weiter gelingt es ihr hoffentlich, so wie mir selbst, eine eigene Definition für den Kontext zu finden, der sich für das weitere Verständnis durch dieses Werk ziehen mag.

³An dieser Stelle sei vermerkt, dass der Begriff „postmodern“ und alles was sich daraus ableitet in dieser Arbeit weniger als ein wissenschaftlicher, denn als ein gesamtgesellschaftlicher gesehen wird. Er soll so verstanden werden wie er in der mainstream Gesellschaft und weniger im wissenschaftlichen Diskurs rezipiert wird. Ein eigenes Kapitel zu „Postmoderne“ alleine in der Anthropologie (geschweige denn anderen wissenschaftlichen Richtungen) hätte den Rahmen gesprengt. Vgl. hierzu WERNHART/ZIPS 2001 oder auch BARNARD 2000

2. FAMILIE IM UMBRUCH: ein einführender Überblick

„Versteht man Familie als ein Ehepaar, das mit seinem(n) Kind(ern) im gemeinsamen Haushalt lebt, wird es schwer fallen, diese Lebensform mit `Post – Moderne`, post – modernem Denken zu verbinden. `Post – Moderne` meint – entsprechend der amerikanischen Literaturdebatte – das Vorliegen eines Pluralismus von Sprachen, Modellen und Verfahrensweisen. Post – modernes Denken ist die Kritik und die Destruktion der Rationalität, welche die Moderne in ihrer Kultur bestimmt. Postuliert wird der Geltungsverlust jener Ideale, die das Denken und Handeln der Moderne charakterisieren. Pluralismus und der Verlust von Geltung eines Ideals der Moderne sind die Anknüpfungspunkte zur familialen Entwicklung der Gegenwart. `Die Familie` ist ein Ideal der Moderne, das seit Anfang der siebziger Jahre in den hochentwickelten Industriestaaten an Bedeutung verliert. Die Ideale und Formen familialen Zusammenlebens sind in ihrer aktuellen Erscheinungsform durch Pluralität charakterisiert.“ (Goldberg 1998: 239)

Zur Zeit der 1950er und 1960er Jahre wurde in den westlichen Industriegesellschaften geradezu das „Hohelied der Familie“ (Beck-Gernsheim 1998: 9) gesungen. Das moderne oder auch bürgerliche Leitbild der Kleinfamilie (auch Gattenfamilie oder „privatisierte Kernfamilie“ genannt), welches die „selbständige Haushaltsgemeinschaft eines verheirateten Paares mit seinen unmündigen Kindern umfasst, war eine kulturelle Selbstverständlichkeit und wurde von einer überwältigenden Mehrheit auch unhinterfragt gelebt“ (Peuckert 1996: 20).

Niemals zuvor bzw. nach diesem Zeitraum, war *eine* Familienform so dominant und genoss nahezu die Stellung des Monopols als familialer Normaltypus und „Hort zur optimalen Entwicklung aller Anlagen und Fähigkeiten der Beteiligten“ (Beck – Gernsheim 1998: 9) wie dieses Modell in seiner Blütezeit, die aus gutem Grunde auch „the golden age of marriage“ (Peuckert 1996: 19) genannt wird. Auch hatten die Rollenzuweisungen und geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungen zwischen Mann und Frau in der Realität des Alltags selten so viel Bedeutung wie in dieser Periode, in welcher auch die vorherrschenden sozialwissenschaftlichen Theorien die moderne Kernfamilie als in höchstem Maße notwendig für das Funktionieren von Staat und Gesellschaft sahen. Die Institutionalisierung dieser spezifischen Art der Gestaltung des Familienlebens „zeigt sich daran, dass für die Einzelne Eheschließung und Familiengründung als selbstverständlich, als Normalverhalten nahegelegt werden. Jede Erwachsene ist zur Eheschließung und Familiengründung nicht nur berechtigt, sondern in gewisser Weise verpflichtet und hat diese soziale Norm im Verlauf ihrer Sozialisation internalisiert“ (ebd.: 24).

Eben diese Normativität zeigte sich markant im Verhalten des Großteils der Bevölkerung von der Mitte der 1950er bis zum Beginn der 1960er Jahre: „Die Wahrscheinlichkeit einmal zu heiraten, betrug für die damals 18-jährigen Männer 96 % und für die 16-jährigen Frauen 95 %“ (Proebsting 1989, zit. n. ebd.). „Nur etwa jeder zehnte Mann und jede zehnte Frau der Geburtsjahrgänge 1929/ 1931 blieben kinderlos und weit über 90 % der Kinder unter sechs Jahren lebten mit beiden leiblichen Elternteilen zusammen“ (Neidhard 1975, zit. n. ebd.: 25). Die durchschnittliche Kinderzahl pro Frau erreichte im sogenannten „Baby Boom“ mit einer Gesamtfertilitätsrate von 2, 82 Kindern pro Frau im Jahre 1963 ihren absoluten Höhepunkt nach dem zweiten Weltkrieg, wohingegen die Unehelichenquote mit unter zwölf Prozent zwischen 1963 und 1967 (Statistik Austria 2011: URL 1) signifikant tief lag.

Vor diesem, historisch einmaligen, Hintergrund⁴ vollzog sich dann in den späten Sechzigern und frühen Siebzigern eine drastische Wende im Bezug auf die damals als allgemein gültig angenommenen Wertigkeiten: Mit dem Aufkommen (bzw. dem Durchbruch) der Frauen- und Studentinnenbewegungen wurde die bürgerliche Familie von selbst geradezu enttarnt als „Ideologie und Gefängnis, als Ort alltäglicher Gewalt und Unterdrückung (insbesondere der Frauen)“ (Beck – Gernsheim 1998: 9). Die damaligen Gegenströmungen dieses Widerstandes und Hinterfragens der Konventionen betonten deutlich den Wert der traditionellen Familie als „Ort der Ruhe und Sicherheit in einer `herzlosen Welt`“ (ebd.) und beschworen und verteidigten die Wichtigkeit modern-familialer Werte.

Somit war eine gewisse Art von „Krieg um die Familie“ entfacht, der in seinen Wesenszügen bis in die heutige Zeit andauern sollte. Einige Sozialwissenschaftlerinnen sehen in unserer Gesellschaft schon den „Tod der Familie“ (Cooper 1972, zit.n. Peuckert 1996: 9), wohin gegen sich andere massiv gegen das „Krisengerede wenden und die Stabilität und Kontinuität von Familie betonen, und sich beide Fronten hierbei auf empirische Daten stützen“ (ebd.), was die Diskussion zudem erschwert.

Nach dem Beginn des neuen Jahrtausends sind die Situationen und die Blickwinkel, aus denen die Familie gesehen werden muss, noch weiter verworren, da die wilden „Anti – Familie Parolen“ der 70er zwar in ihrer durchdringenden Härte verklungen, jedoch in ihren Grundideen stetig hörbar sind, und auf der anderen Seite nun v.a. von den USA her ein wahrer „Kreuzzug der familialen Werte“ (Beck – Gernsheim 1998: 9) unsere Breiten erreicht.

⁴ Vgl. hierzu Kapitel 4.1/ 4.2

Doch wie ich im Folgenden zeigen möchte ist dieses, z.T. von Zwängen und Ängsten geprägte Festhalten am Bild der traditionellen Kernfamilie mit konstituierter Rollenzuweisung vielmehr der Versuch einer Gegenstimme, als der Realität des familialen Wandels entsprechend.

Tatsache ist, dass die Familie im Einzelnen sowie die westlichen Industriegesellschaften im Allgemeinen, seit den Sechziger Jahren enormen Wandlungsprozessen unterworfen sind. Das Sinken der Fertilitätsraten auf derzeit 1,44 Kinder pro Frau (Statistik Austria 2011: URL 1) und der Heiratsneigung, sowie die steigenden Scheidungsraten schlagen sich in einer „Pluralisierung der Lebens- und Beziehungsformen, sowie in einer Entkopplung der mit Familie und Ehe zusammengefassten Lebens- und Verhaltenselemente nieder“ (Beck 1986, zit.n. Peuckert 1998: 9). „Obwohl heute noch ein Großteil in konventionellen Mustern lebt, haben im Zuge der gesellschaftlichen Modernisierungsprozesse beträchtliche Veränderungen, weg von diesem Modell stattgefunden (...) Die moderne Kleinfamilie ist heute nur noch *eine*, wenn auch noch häufigste, von zahlreichen Familienformen“. (ebd. 9f.).

In der Praxis bedeutet dies nun eine Vielzahl an Lebens-, Liebes- und Beziehungsformen, die mit mehr oder weniger ausgeprägten Diskriminierungen und Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Des weiteren resultiert aus den unscharfen Abgrenzungen, den unterschiedlichen Meinungen und Befunden über die Beiträge der einzelnen Formen zur Stabilität der Gesellschaft und natürlich nicht zuletzt über das Befinden der in ihnen heranwachsenden Kinder ein allgemein spürbares Maß an Zweifeln und Skepsis.

Auf einige mit dieser Pluralität verbundenen Fragestellungen soll nun im Folgenden eingegangen werden.

2.1 „Der Kampf um die Familie“: Vielfalt der Begriffe und Definitionen

„‘Family’ is one of the words most commonly used in anthropological writings and discussion, and yet its meaning is neither always clear nor a matter of consensus. (...) In the post-modern intellectual climate of the 1980s and 1990s, the term has been increasingly subjected to re-analysis, deconstruction and radical redefinition. (...) ‘Families’ have increasingly replaced ‘the family’ as an analytic concept, and the family itself, singular or plural, has come to be seen less and less as a ‘natural’ form of human social organization, and more and more as a culturally and historically specific symbolic system or ideology.“ (Barnard/Spencer 2002: 223)

2.1.1 Familie und Anthropologie

Die Auseinandersetzung mit Verwandtschaft stellt in der Anthropologie seit den Anfängen der Disziplin eine zentrale Kategorie dar. Die Erforschung von *kinship* geht einher mit anderen Kernbereichen der Disziplin wie zum Beispiel soziale Organisation, Haushalt, *gender* und Heirat, aber auch Arbeit, Status, soziale Rollen, etc. Vielfältige Begriffe und Theorien zur Klassifikation und grafischen Darstellung der Verwandtschafts-, Heirats- und Erbsysteme nicht-industrieller Gesellschaft wurden entwickelt, um diese in den Anfängen der Anthropologie in einem evolutionistischen Stufenmodell (mit der europäischen Kern- oder Gattenfamilie an der Spitze) darzustellen. Eine gute Einführung in die Anthropologische Tradition zu *kinship* und Erklärung der Termini bzw. Darstellungssysteme findet sich bei Eriksen (2001: 93ff.) sowie Wegerer (2009: 24ff.), auf den im Folgenden mehrfach Bezug genommen wird. Wegerer behandelt in seiner Diplomarbeit die Adoption von Kindern durch gleichgeschlechtliche Paare, und führt in dem Zusammenhang in die klassischen Termini der Verwandtschaftsethnologie, wie sie von Kroeber und Murdock geprägt wurden, ein und erweitert diese um seine eigenen Kategorien der homosexuell orientierten Männer.

Das Studium von Verwandtschaft und in Folge dessen auch Familie vor der postmodernen oder auch feministischen Wende in der Anthropologie, sah Geschlecht als eine feste, biologisch determinierte Kategorie und verstand Familie somit als eine Gruppe von Menschen, welche durch Abstammung oder Heirat verbunden sind. Unterschieden wurde innerhalb dieses angenommenen Fixums lediglich zwischen verschiedenen Typen von Familie (eheliche Familie, Stammfamilie, und da auch in den scheinbar so klaren Anfängen der Disziplin jene Kategorien unzureichend waren, je nach Zugang nach Haushaltsgemeinschaft, Gruppe die eine Herde/ Brunnen usw. teilt). Fest stand jedenfalls, dass das europäische Modell der durch Ehe legitimierten Kernfamilie mit patriarchalen Machtstrukturen kennzeichnend für die Lebensweise der „modernen“ (im Gegensatz zur „primitiven“) war. **Engels** beispielsweise verband das Entstehen der monogamen Kernfamilie mit Ackerbau, dem Aufkommen von Privatbesitz und der Etablierung von Tauschbeziehungen zwischen Männern (vgl. Pine 2002: 223). Die drei großen Prämissen in der anthropologischen Familienforschung waren lange Zeit das Bestehen einer „natürlichen“, auf Geschlecht basierenden Arbeitsteilung, welche Frauen mit dem häuslichen und Männer mit dem politischen Bereich verband und daraus folgend die Entwicklung von der erweiterten Familie zur Kernfamilie mit patriarchalen Herrschaftsverhältnissen. Anthropologen, welche in dieser Denkrichtung (wenn auch mit unterschiedlichen theoretischen Positionen) arbeiteten,

waren u.a. **Jack Goody** (1971) und **Talcott Parsons** (Pine 2002: 224), der die Familie anhand ihrer Funktionen in der Gesellschaft analysierte. Anthropologen wie **Malinowski** (Mutterschaft ist eine biologische Beziehung, während Vaterschaft eine soziale darstellt) und **G.P. Murdock** (die Kernfamilie sei ein universaler Bestandteil der Gesellschaft, durch welchen Konsum, Sozialisation, Sexualität und Arbeit geregelt sind), welche ihren Fokus auf den interkulturellen Vergleich legten, waren eher an der Identifikation von Universalen interessiert (vgl. ebd.). Anderen Theoretikern war es wiederum wichtiger, den Fokus weg von dem Vergleich der Funktionen der Familie hin zu einem Strukturvergleich zu legen. Anzuführen wäre hier der Evolutionist **L.H. Morgan**, dessen Kategorien u.a. von **Meyer-Fortes** weiter ausgeführt wurden. Die kleinste universelle Einheit der Gesellschaft war für ihn die Mutter-Kind Dyade und auch er vertrat den Ansatz, Vaterschaft sei eher sozial denn biologisch determiniert. Als große gedankliche Errungenschaft Meyer-Fortes' kann die Unterscheidung zwischen Familie und Haushaltsgemeinschaft gesehen werden, die erstmals den dynamischen Aspekt von Familie mit einbringt, nicht jedoch ohne das Konzept der auf Geschlecht beruhende Dichotomie zwischen der natürlichen, um die Mutter zentrierten, Familie und der sozialen männlichen Domäne der Politik zu festigen (vgl. ebd.). Wie Malinowski war Meyer-Fortes der Ansicht, dass zwei Elternteile für ein Kind unumgänglich für eine umfassende soziale Identität sind. Daraus folgt für beide Theoretiker logisch für die Definition von Familie, „if a person could only be complete with two legitimate parents, then the family should consist of two parents and their children“ (ebd.: 225).

Ein früher bedeutender Theoretiker für das Aufkommen von Zweifeln an den universalen Merkmalen von Familie im Bezug auf Funktion oder Struktur, an dessen Forschungen auch bedeutende postmoderne und/ oder feministische Arbeiten, wie z.B. **Linda Stone** (1998: 69-85) anknüpften, war **Evans-Pritchard**. Seine Arbeit über die Frauenheirat bei den Nuer, einer Ethnie im Sudan (1940), erschütterte das Konzept über die universelle und exklusive Natur der heterosexuellen, auf Ehe gegründeten, Verbindung als Basis für Familie. Weitere anthropologische Forschungen, wie u.a. die von **Kathleen Gough** (1958) über die Nayar in Indien, brachten eine weitere als universal angenommene Dimension über Familie und Gesellschaft ins Wanken: nämlich das ebenfalls als natürlich betrachtete Verhältnis zwischen der Familienform und der Haushaltsgemeinschaft.

Studien über Familie und Haushalt in Industriegesellschaften (**Mac Farlane 1978, Anderson 1971, Wilmott and Young 1962** und **Grieco 1987**, vgl. Pine 2002: 226) widerlegten u.a. Parson's Theorie über die isolierte Kernfamilie als Ideal des modernen Industriestaates.

Einerseits zeigten die Studien anhand von Datenmaterial, dass auch in „vor-moderner“ Zeit die Kernfamilie in England von hoher Bedeutung war, andererseits zeichneten sie ein weitaus offeneres und flexibleres Bild von Familienstrukturen als ein statisches, auf Volkszählung beruhendes, Konzept vermitteln würde. Ein wichtiges Ergebnis dieser Arbeit war wiederum die analytische Trennung zwischen Familie und Haushalt und weiter die Verbindung zwischen weiblichen Verwandten und der Linie der Mutter in der erweiterten Familie.

Dies wiederum erlangte Bedeutung für die Studien von sogenannten *matrifokalen* Familien (vgl. ebd.), welche auf der einen Seite durch kulturelle Besonderheiten, auf der anderen Seite jedoch (und das ist die für die vorliegende Arbeit bedeutsame Dimension) durch Gegebenheiten, die das Leben aufzwingt (Armut, Arbeitslosigkeit, aber auch, wenn auch zum geringen Teil, durch bewusste Entscheidung),⁵ entstehen können. Diese Arbeiten über Familie als Frau, ihre Kinder und die Kinder ihrer Töchter stellte die These über Heirat als konstituierendes Element für Familie weiter in Frage. In den 1960ern rückten die weiblich zentrierten Familien nicht nur in den wissenschaftlichen, sondern auch in den politischen Fokus der Betrachtung. Die „dysfunktionale Familie“ wurde im rassistisch aufgeladenen Klima in den USA als „Pathologie“ (ebd.) der Schwarzen Bevölkerung, hervorgerufen durch Armut, gesehen. **Stack** zeigte 1974, dass dieses, im Gegensatz zur dominanten US-amerikanischen Ideologie stehende Familiensystem keineswegs etwas nicht Funktionierendes sondern im Gegenteil eine hoch effektive, strategische Antwort auf eine Situation der Armut und Ausgrenzung darstellte.

Einen großen weiteren Beitrag zu einer umfassenden Betrachtungsweise und Studie von Familie zeigten selbstverständlich feministische und postmoderne Arbeiten zu Familie, *kinship* und *gender*. Im Zuge der Umwälzungen in Politik und Gesellschaft aber auch innerhalb der akademischen Richtung seit den 1970ern, Fragen von Repräsentanz und Voreingenommenheit von Forschung aber im Speziellen mit der Entwicklung der *gender* und *feminist Studies* (Fuchs/Nöbauer/Zuckerhut 2001: 175) mussten auch ganz neue Konzepte für die Untersuchung von Familie gefunden werden. Die lange Zeit als (biologisch) gegebenen Kategorien wie männlich VS weiblich und die daraus resultierende „natürliche“ Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau wurden radikal hinterfragt. *gender* wurde als soziales Konstrukt enttarnt und die hierarchisch patriarchalische Familie (deren Verbreitung in der Praxis längst nicht mit ihrer ideologischen Gewichtung mithalten konnte) als Instrument zur Unterdrückung der Frauen und Sicherung der männlichen Dominanz.

⁵Vgl. hierzu Interview 2 „Daniela“

Im Zuge der Auseinandersetzung mit Sex, *gender*, Macht und Herrschaft von feministischer Seite, entstanden viele interessante Arbeiten, die auch die gelebte Vielfalt familialer Beziehungen aufgriffen. **Yanagisako** (1979) liefert in ihrem Werk *Family and Household* einen Überblick über fast ein ganzes Jahrhundert zu Anthropologischer Forschung über Familie. Sie kategorisiert die Studien zu dem Thema einerseits in Forschung mit dem Ziel, Ähnlichkeiten im Kulturvergleich herauszuarbeiten und andererseits in die Studien, die mehr Fokus auf die Entwicklungszyklen der Familie legten, und deckt die Unzulänglichkeiten und Probleme der vorangegangenen Arbeiten aus ihrer Sicht auf. Sie schreibt gegen starre Definitionen und Einteilungen von Familie und stellt auch das Konzept der Universalität der Mutter-Kind-Dyade in Frage. Yanagisako gibt einen Ausblick für anthropologische Familienforschung der Zukunft und sieht Familie als ein symbolisches System voll vielschichtiger und komplexer Bedeutungen, die auch als solche untersucht werden müssen (2011: URL2). Ein wie ich meine sehr treffender Ausdruck für die Veränderungen in der Sicht von Familie wurde von **Marilyn Strathern** im Kontext der gleichgeschlechtlichen Familien geprägt, die sie *chosen families* nennt. Wegerer (2009: 25) schreibt hierzu

„Nach Stratherns Analyse zufolge besteht für gleichgeschlechtliche Familien – chosen families – die Herausforderung in der Anspruchnahme der für heterosexuelle Familien vorbehaltenen Privilegien und stellt in diesem Zusammenhang die These der Umbenennung von Blutsverwandten zu Wahlverwandten (...) an.“

Das ist m.E. nach ein Ansatz, der sehr konstruktiv auf eine moderne anthropologische Forschung zu Familie (nicht nur im gleichgeschlechtlichen Kontext) angewandt werden kann und auch vielfach in (nicht anthropologischer) Literatur zum Thema „Familien heute“ zitiert wird. Eine angemessene Definition für den Begriff Familie findet sich meiner Meinung nach bei **Linda Stone** (2004), die sich ihrerseits auf **Weston's** und **Strathern's** Definitionen einer homosexuellen Familienkonstellation bezieht und schreibt „love makes a family“ (Parkin/Stone 2004: 35). Mit ihrem Artikel *Virgin Birth* lieferte Strathern 2001 außerdem einen wertvollen Beitrag zur Diskussion über die seit der ersten künstlichen Zeugung eines Individuums in der Petrischale, neuen Reproduktionstechnologien (vgl. Wegerer 2009: 22), und in Folge dessen neuen Möglichkeiten der Elternschaft (die im gesellschaftlichen Diskurs v.a. im Bezug auf den Kinderwunsch homosexueller Paare von aktueller Bedeutung sind). Linda Stone (1998: 261) zu den New Reproduction Technologies „In this brave new world reproduction is entirely state-controlled and carried out in test tubes and incubators. There is no kinship whatsoever in this new society“. Gegenwartsbezug erlangt diese Aussage über die staatliche Kontrolle von Reproduktion v.a. wenn man die unterschiedliche Rechtslage zur

künstlichen Befruchtung in Europa, und daraus resultierend die praktische Tatsache, dass viele (lesbische) Paare zu dem medizinischen Eingriff in ein anderes Land reisen, in den Blickwinkel der Betrachtung nimmt. Wie jedoch in Praxis die Akteurinnen kreative Möglichkeiten finden, diese staatliche Kontrolle zu umgehen bzw. auch in Österreich ohne direkten sexuellen Kontakt schwanger werden können (und die diesbezüglichen Verfahren in der Literatur erklärt und illustriert werden, vgl. hierzu Saffron 2001: 61ff.) sei in Kapitel 3.4 sowie in der Analyse des Interviews 4 mit den lesbischen Müttern „Anna und Betty“ näher ausgeführt. Pine (2002: 225f.) schließt seinen Artikel zu Familie mit einem Ausblick für die anthropologische Familienforschung der Zukunft. Er schreibt, dass mit der Zunahme des Sichtbarwerdens von Einelternfamilien, gleichgeschlechtlichen Verbindungen, des Zusammenlebens ohne Ehe und Haushalten, die eher auf Freundschaft denn auf sexuellen Partnerschaften beruhen, in der euro-amerikanischen Öffentlichkeit, die etablierten Ideen über die „natürliche Familie“ radikal in Frage gestellt werden. Gleichzeitig zeigen Daten aus dem interkulturellen Kontext, welche sich auf verschiedene Familienformen und Haushaltsstrukturen beziehen, dass das universelle Konzept der Kernfamilie nach neuen Definitionen verlangt. Der Meinung des Autors zufolge wird die Forschung über Familie mit Sicherheit in der nahen Zukunft ein wichtiger Fokus der Sozialwissenschaften bleiben. Die Parameter des Gegenstands werden gegenwärtig neu bestimmt und der Inhalt wird mit Sicherheit eher die gelebte Vielfalt denn mögliche Universale sein. Wie im Folgenden gezeigt werden wird, ist (nicht nur in der Anthropologie) der Versuch einer Definition von Familie äußerst schwierig und kann, m.E. nach von wissenschaftlicher Seite, wenn überhaupt nur temporär, und für einen konkret zu untersuchenden Gegenstand, aufgestellt werden. Ich selbst wähle für das vorliegende Werk oben zitierte Definition von Strathern, welche auch in der (nicht-wissenschaftlichen) Literatur mehrfach angewandt wird (vgl. u.a. Schwarz 2007: 11ff.) und möchte diese in Kapitel 2.1.2 um die Ebene der Kinder als für diese Arbeit konstituierendes Element erweitern. Ich schließe mein Kapitel über die Forschung zu Familie in der Anthropologie mit einem bezeichnenden Zitat von Linda Stone (1997: 183) über den Versuch einer ethnologischen Definition der Ehe, welche m.E. nach den Beitrag, den die Anthropologie zu einer zeitgemäßen, umfassenderen Sicht der sozialen Wirklichkeit in Gesellschaft und Politik leisten könnte,⁶ deutlich zeigt. Linda Stone schreibt

“Every society in the world has something we might roughly recognize as marriage. But beyond this little can be said of marriage that holds crossculturally. We may think of marriage as uniting males and females; yet we have already seen that Nuer woman-

⁶Vgl. hierzu Interview 4 „Anna und Betty“ über die finanziellen Möglichkeiten für Forschungen zur Lebenswelt Homosexueller in der Österreichischen Gesellschaft

woman marriage is an exception to this, as are modern marriages of homosexual couples.

We might expect that sex is universally permitted within marriage, only to discover that certain early Christian cultures practised, or tried to practice, celibate marriages. Usually marriage is enacted with some kind of ceremony, often religious in nature; but there are plenty of cases where this is not done or, at least, is not obligatory.

Often marriage is associated with the legitimizing of children, or the allocation of rights over children. But this would not apply to the Navajo, for whom a child born out of wedlock still acquires full rights in his or her mother's clan, suffering no disadvantages. In short, perhaps the only generalization one can make about marriage is that everywhere it entails intimate, if not emotionally charged, relationships between spouses and everywhere it creates in-laws". (Stone 1997: 183)

2.1.2 Familie in Sozialwissenschaft, Gesellschaft und Politik

„In Wissenschaft und Alltag ist oft nicht mehr klar, wer oder was zur Familie gehört. Die Grenzen werden unscharf, die Definitionen schwanken. Die Verunsicherung wächst.“ (Beck-Gernsheim 1998: 10)

Wenn man die Bezeichnungen, die Familienforscherinnen und Familienpolitikerinnen für ihren Gegenstand verwenden genauer betrachtet, wird oben aufgezeigte Diskussion in ihrer Grundproblematik äußerst deutlich: Es steht hier der Begriff der „Familie“ in der Einzahl, den „Familien“, bzw. den „familialen Lebensformen“ gegenüber. Oder sollten doch eher Begriffe wie „Lebens- und Liebesformen“, „Partnerschaften“, „Lebensgefährten“ oder nur „Lebensabschnittsgefährten“ gebraucht werden (vgl. Beck-Gernsheim 1996: 16)? All dies ist Ausdruck des in Kapitel 2 erläuterten Richtungsstreits, dessen zentrale Frage:

„Soll am traditionellen Familienbild (standesamtlich legitimierte Einheit von Vater, Mutter und Kind/ ern) festgehalten werden, und (sollen) somit alle anderen Lebensformen als von der Norm abweichend und dysfunktional (...) bezeichnet werden, oder soll man zur Kenntnis nehmen, was alles an Lebens-, Beziehungs- und Familienformen jenseits der tradierten `Normalfamilie` entsteht?“ (ebd.)

Problematisch ist des weiteren, dass bei der Frage nach dem, was eine „normale Familie“ zu sein hat, nicht von einer ursprünglichen Form her argumentiert werden kann, da diese (wie in Kapitel 1.2.1 und im Folgenden erläutert) niemals existiert hat. Der Soziologe Robert Hettlage schreibt hierzu über die frühen Jäger- und Sammlergesellschaften, für die Gruppenehen und eine Vielfalt der Paarbindungen (seiner Ansicht nach, Anm. V.) charakteristisch waren. „Es lässt sich nur schwer ein Beweis dafür erbringen, dass wir es von Anfang an mit einer festen, ritualisierten, rechtsförmigen Institution Ehe zu tun haben. (...) Einzig die Mutter-Kind-Dyade scheint eine wirklich universale Grundeinheit zu sein, an die sich viele andere

Beziehungsformen ankoppeln“ (Hettlage 1998: 19). Die Gegenposition aus anthropologischer Sicht (u.a. Yanagisako 1979: URL 2) wurde im vorangegangenen Kapitel erklärt.

Auch reichen die gewohnten Begriffe bei weitem nicht mehr aus, um die Lebenswirklichkeit einer Generation der Pluralität zu beschreiben. Familien, die von der traditionellen Kernfamilie abweichen, werden vielfach mit geradezu diskriminierenden Etiketten wie „broken home“, „non-standard“ (vgl. Rauchfleisch 1997: 22), oder nicht sachrichtigen Bezeichnungen wie „alternativ“ (was nicht der Realität entspricht, da der Gründung etwas „Alternativen“ stets eine freie Entscheidung zugrunde liegt, und dieses, wie in Teil II erläutert wird, im Falle der behandelten Familienformen keineswegs immer der Fall ist) versehen, was gelinde gesagt als überholt zu bezeichnen wäre. Anzuführen ist hier das Beispiel der „unehelichen“ oder „ledigen“ Mutter, die während der 200 Jahre, in denen das Bild der „legitimierten Kleinfamilie“ zumindest in der Theorie die Norm war, stets mit dem negativen Beigeschmack (wie alle davon abweichenden Formen des Zusammenlebens) versehen war, der Kindesvater habe sie „im Stich gelassen“. Diesem Stigma sehen wir heute die Kategorie der „Eineltern-Familien“ gegenüber, die auf vielerlei Motive gründen können, wie wir in Kapitel 5.2 noch ausführlicher betrachten werden (vgl. Beck-Gernsheim 1998: 11). Es wäre also, auch im wissenschaftlichen Kontext, dringend dazu geraten, die tradierten Begriffe neu zu überdenken, v.a. um im Zeitalter der „postmodernen Vielfalt“ und sogar von der Stadt Wien eingerichteten „Antidiskriminierungsstellen“⁷ niemanden, insbesondere keine in diesen Formen lebenden Kinder, zu benachteiligen. Auch vermittelt die Demographie vielfach ein falsches Bild der Realität, v.a. im Bezug auf das Aufwachsen der Kinder in den diversen Formen familialen Zusammenlebens.⁸

Wer nun in Sozialwissenschaft, Gesellschaft und Politik allgemein gültige Definitionen für Familie aufstellt, bzw. wie diese im Einzelnen aussehen, sei im Folgenden erörtert.

⁷ vgl. Teil II, Kapitel 5.4

⁸ vgl. hierzu Kapitel 3.1

2.1.3 Was macht eine Familie aus?⁹

Familie wird je nach Sachgebiet und Zugang aus unterschiedlichen Blickwinkeln betrachtet und nach unterschiedlichen Kriterien definiert, wobei hier der private Kontext vorerst ausgeklammert sei, da in diesem noch erschwerend hinzukommt, dass je nach Interessenlage teilweise ganz unterschiedliche Familienbilder konstruiert werden. **Eine einzige, universale Definition existiert nicht!** Vielen sozialwissenschaftlichen Definitionen von Familie, die einander zwar nicht widersprechen, jedoch je nach Perspektive verschiedene Nuancen setzen ist gemein, dass „jeweils 2 Generationen Familie konstituieren“ (Kern/Richter/Supper 1999: 22).

Exemplarisch nun einige ausgewählte Zitate über das Wesen der Familie unter den Gesichtspunkten diverser Disziplinen:

„Die **soziologische Definition** fasst Familie als soziales System mit innerer Rollenstruktur, bestimmten Aufgaben und Leistungen auf, das durch Eltern und ihre Kinder konstituiert wird. Konstituierend ist dabei das Vorhandensein von zwei Generationen, zumeist wird darunter verstanden, dass Eltern (auch Alleinerzieherinnen) mit ihren Kindern im selben Haushalt leben. Konstituierend heißt, dass zwei Generationen unabdingbare Voraussetzungen für das Entstehen von Familie sind, aber dass Familie natürlich aus mehr Generationen bestehen kann und dies in der Regel in modernen Gesellschaften auch tut“ (Kern/Richter/Supper 1999: 22).

Hettlage definiert Familie wie folgt: „Familie ist eine primäre soziale Gruppe, die in jedem Fall mehr Personen umfasst als nur die (Ehe)gatten. (...) Eine Familie (hingegen) ist die (im Allgemeinen) biologische, wirtschaftliche und geistig-seelische Lebensgemeinschaft der Eheleute und ihrer Kinder“ (Hettlage 1998: 20).

Eine sehr gute Übersicht über die Entwicklung von Definitionen zu Familie findet sich in der Publikation „Spotlights on Contemporary Family Life“, die 2011 von der Familyplatform (Sozialwissenschaftliche Plattform zur Familienforschung in Europa) herausgegeben wurde. Als bekannteste Definition der Mitte des 20. Jahrhunderts wird die des bedeutenden US amerikanischen Anthropologen George Peter Murdock angegeben. Murdock definierte anhand einer Stichprobe in 250 verschiedenen Gesellschaften Familie wie folgt:

⁹ Die Leserin sei an dieser Stelle eingeladen innezuhalten und zu einer für sich gültigen Definition von Familie zu gelangen, d.h. nachzudenken, was für sie der Begriff „Familie“ bedeutet um ihn im Anschluss mit den zitierten Definitionen zu vergleichen.

„a social group characterized by common residence, economic cooperation, and reproduction. It includes adults of both sexes, at least two of whom maintain a socially approved sexual relationship, and one or more children, own or adopted, of the sexually cohabiting adults.“ (Murdock, 1949: 1-2, zitn. n. Hansson/Leeni 2011: 12)

Wieder anders ist das **demographische Verständnis** von Familie, da es sich nicht mehr auf strukturelle Aspekte bezieht, sondern auf „bestimmte agglomerierte, das heißt von Individuen losgelöste, statistisch verallgemeinerte Eckdaten, wie etwa Geburtenrate, Heiratsverhalten etc.“ (Kern/Richter/Supper 1999: 22).

In der **Politik** wird

„auch auf die Gesetzeslage Rücksicht zu nehmen sein, also müssen auch juridische Definitionen berücksichtigt werden, die über Eltern-Kind-Beziehungen hinausgehen (s.u.). Zudem ist Politik auch ein ideologisches, macht-orientiertes und auch parteipolitisches Unternehmen. So unterscheiden sich auch in der Politik Familienbegriffe nicht nur zwischen Standpunkten, sondern auch im aktuellen tagespolitischen Ablauf. (...) Was unter Familie zu verstehen ist, ist dann zumeist eine Frage aktueller politischer Auseinandersetzungen und den Erfordernissen politischen Handelns.“ (Kern/Richter/Supper 1999: 22ff.)

Kern, Richter und Supper arbeiten weitere unterschiedliche Zugänge zum Konzept der Familie, entsprechend dem jeweiligen Zugang heraus: „Dem sozialwissenschaftlichen Verständnis verwandt wird der Begriff der Familie in wirtschaftswissenschaftlichem Sinne gebraucht. Untersucht man die sozioökonomische Lage der Familie, so steht ebenfalls das Konstitutionsprinzip von zwei Generationen im Mittelpunkt“ (Kern/Richter/Supper 1999: 23).

Und sie stellen fest:

„Am weitesten weicht der Familienbegriff in amtlichen Statistiken oft vom sozialwissenschaftlich definierten ab. Dies hat oft pragmatische, messtechnische Gründe. So basiert etwa die Statistik der Statistik Austria auf Haushalten und nicht auf Familien“ (Kern/Richter/Supper 1999: 23).

Aber,

Im **juridischen Sinne** tritt ein biologisches Verwandtschaftsverhältnis als familienbegründend in den Vordergrund. Dadurch konstituieren Verwandtschaftsbande

innerhalb einer Generation Familie und sie ist nicht an das Vorhandensein einer Gruppe von Eltern und Kindern gebunden“ (Kern/Richter/Supper 1999: 23).

Schulze und Scheuß zitiert in ihrem Werk über die neue Vielfalt der Familien u.a. Erich Leitenberger, einen Sprecher der Erzdiözese Wien. „Eine komplette Familie besteht aus Vater und Mutter“, weiter die NPD „Die klassische Familie ist das Fundament völkischen Gemeinschaftslebens und nicht die multikulturelle Gesellschaft **(sic.!).**“, aber auch Caren Lay (Die Linke/ PDS) „Familie ist dort, wo Nähe ist, und Förderung gehört dahin wo Kinder oder Pflegebedürftige sind – und nicht dahin wo ein Trauschein vorliegt“, den französischen Soziologen Jean-Claude Kaufmann: „Familie ist dort wo der Kochtopf steht“, ein staatlich gefördertes Internetforum (familienleben.de): „Familie ist ein Netzwerk von Menschen, die zusammen in einem Haushalt oder in mehreren verwandtschaftlich und generationsübergreifend miteinander verbundenen Haushalten leben.“ Weiter zitiert er u.a. einen anonymen User in einem Freenet-Forum: „Familie ist dort, wo man sich geborgen fühlt. Wenn´s die eigene Verwandtschaft ist, umso besser“ und aus regenbogeneltern.de „Eine Familie ist eine Familie!“ (Schulze/Scheuß 2007: 15f.).

Studiert man nun einige dieser Zitate (vor allem jene von einschlägiger politischer und kirchlicher Seite) unter dem Gesichtspunkt jener Familienformen, die nicht unter die der traditionellen Kernfamilie fallen, lässt sich oben ausgeführte These über die Diskriminierung und unzureichende Bezugnahme auf die Realität der familialen Lebensformen bestätigen. Wo bleiben die zahlreichen Eineltern Familien, wenn von den „Ehegatten“ bzw. Vater und Mutter, welche im gemeinsamen Haushalt leben, gesprochen wird, wo die Fülle an Fortsetzungs-, Stief- oder Adoptivfamilien, wenn Blutsverwandtschaft als Voraussetzung für das Vorhandensein von Familie angenommen wird, und nicht zuletzt, wer erfasst nach einigen der oben angeführten Charakteristika die zunehmende Zahl gleichgeschlechtlicher Eltern?

Wie bereits erwähnt handelt es sich bei dieser Zitatsammlung um ausgewählte (wohl bewusst kontroverse) Zeilen. Es soll keineswegs der Eindruck erweckt werden, dass es nicht auch Definitionen von Familie gäbe, welche die Lebenswirklichkeit aller Familienformen erfassen.

Wilk und Beham zum Beispiel, zitieren Gisser und Höhn im Bezug auf das Verständnis von Familie: „Als Charakteristikum heutiger Familie gilt vielfach, dass diese nur aus wenigen Personen besteht, nicht mehr als zwei Generationen umfasst und zugleich eine Vielfältigkeit

hinsichtlich der personalen Zusammensetzung (Familienform) feststellbar ist“ (Gisser et al. 1990, Höhn 1989, zit. n. Wilk/Beham 1994: 94).

Dieses kommt dem Verständnis von der familialen Lebenswirklichkeit der Kinder, mit welchem die Verfasserin an diese Arbeit herangegangen ist, schon deutlich entgegen. Bevor jedoch die Definition, die dieser Arbeit zugrunde liegt, ausgeführt wird, möchte ich noch etwas bei der Frage, was denn nun die stets betonte Normalität sei, und wer sich herausnimmt diese zu definieren, verharren.

Ein wichtiges Maß zu beurteilen, was in einer Gesellschaft als Norm zu gelten hat, stellen (wie oben erwähnt) die Gesetzestexte dar. Diese beinhalten „Definitionen und rechtsverbindliche Normen. Familienrelevante Gesetzestexte enthalten daher einen (zumindest basalen) gesellschaftlichen Konsens darüber, was in einer konkreten Gesellschaft eines Staats unter `Familie` verstanden wird, im Sinne einer Definition von `Normalität` (...) und `Abweichung`“ (Kern/Richter/Supper 1999: 20). Bei dieser Entscheidung orientiert sich die Rechtsprechung an einem relativ neuen Zweig der Familienforschung: Der Familienrhetorik. „Der Begriff der Familienrhetorik bezeichnet Texte, Bilder und Reden, denen das Bemühen zugrunde liegt, `die` Familie bzw. spezifische Formen von Familie (bzw. familiäre Lebensweisen) in expliziter, bisweilen impliziter Weise öffentlich zu bewerten und sie als vorbildlich oder unerwünscht darzustellen“ (Lüscher 1995: 52/1997: 53, zit.n. Kern/Richter/Supper 1999: 20). Wie bereits erwähnt, orientiert sich Rechtssprechung an Familienrhetorik und institutionalisiert diese. Um nun dieses explizite und implizite Verständnis von Familie in Österreich zu erforschen, müssten sämtliche Gesetzestexte unter dem Blickwinkel „Familie“ betrachtet und Vernetzungen angestellt werden. Da dies aber nicht unbedingter Gegenstand der vorliegenden Arbeit ist, kann darauf an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden.¹⁰

Die Vielfalt der familialen Wirklichkeit der Kinder, jenseits der „modernen Kleinfamilie“, die ich im Zuge dieser Arbeit erforschen möchte, sei im Folgenden stets knapp mit dem Begriff „Familienformen“ bezeichnet, da ich aus oben angeführten Gründen bewusst auf Bezeichnungen wie „alternativ“ bzw. „non-standard“ verzichten möchte.

¹⁰ Auszüge aus einigen für diese Arbeit relevanten Texten zur gesetzlichen Lage: 3.2 – 3.5, sowie Teil II an gegebener Stelle

Im Bezug auf ein Verständnis von Familie, welches sich mit dem meinen voll und ganz deckt, und welches sich als Grundlage durch dieses gesamte Werk ziehen soll, wurde ich in einem Artikel der deutschen Politikerin Gabriele Schötter in der Broschüre „Regenbogenfamilien“ der deutschen Senatsverwaltung für Arbeit, Soziales und Frauen, fündig. Sie schreibt: „Familien sind da, wo Kinder sind“ (Schötter 2001: 11ff.)! Dasselbe Zitat findet sich bei Schulze und Scheuß mit dem Quellenverweis auf einen Beschluss des FDP Präsidiums mit dem Titel „50 Forderungen für Familie“ (Schulze/Scheuß 2007: 16). Um dieses Verständnis sei für das vorliegende Werk die unter 2.1.1 angeführte Definition von Familie zu erweitern.

2.2 „Familie in der Krise?“

- Vielfalt der Formen familialer Lebensgestaltung -

Auf welchen Gebieten die Individualisierungs-, Modernisierungs- und Pluralisierungstendenzen der Postmoderne die Familie erreichen und betreffen, wie sich die Struktur sowie die Leistungen derselben verändert hätten, und ob und wie weit sich die postmoderne Familie in einer Krise befände, darüber gehen, wie auch im öffentlichen Diskurs, die Meinungen in der Soziologie deutlich auseinander. Vor allem auch in der Richtung des Ausblicks, in welchem die Wissenschaft die Zukunft Familie in der postmodernen Industriegesellschaft analysiert, entfernen sich die Standpunkte.

„Nach Dahrendorf, Giddens (1988) und Beck (1986) haben sich in der Moderne die Wahlmöglichkeiten und Chancen des einzelnen deutlich erhöht, einen befriedigenden Lebensstil zu finden, sich selbst zu verwirklichen und unabhängig von Tradition und Herkunft seine eigene Lebensperspektive zu leben. Das gilt besonders im modernen Wohlfahrtsstaat, der den Einzelnen in hohem Maße gegen Lebensrisiken absichert. Diese Freiheiten, so die Ausgangsthese vieler Autoren, müssen im Bereich der privaten Lebensführung mit einem hohen Preis bezahlt werden, nämlich dem Verlust von Sicherheit und Stabilität privater Beziehungen. Darüber hinaus behaupten sie, dass die Lebensverläufe nicht mehr traditionell vorgegeben, sondern variabel, offen und instabil geworden sind. Lebensverläufe verlaufen folglich nicht mehr gleichförmig, vielmehr ähneln sie dem Muster eines Flickenteppichs.“ (Bertram 1996: 61)

Der Familienbericht 1999 schließt sich dieser These an, und beschreibt die gesellschaftliche Entwicklung als eine „völlige Brüchigkeit der traditionellen Familienformen“ und betitelt die Situation der Familie in der Postmoderne mit „Normalisierung der Brüchigkeit“. Weiter ergeben sich für die Autorinnen aus dieser Position „sehr unterschiedliche Prognosen –

einerseits eine unüberschaubare Vielfalt `neuer' Formen von Familie, andererseits die Erwartung einer Auflösung von Familie“ (Zartler/Beham/Wilk/Kytir 1999: 114).

Peuckert vertritt im Bezug auf Pluralisierung und Individualisierung einen anderen Ansatz:

„Insgesamt betrachtet nimmt der Typus der neuzeitlichen westlichen Normalfamilie im Sinne eines kernfamilialen Haushalts von zwei Erwachsenen mit ihren unmündigen Kindern seit 1965 zahlen- und anteilmäßig ab und wird ergänzt durch eine Vielfalt anderer familialer und insbesondere nichtfamilialer Lebensformen. (...) Da heute kein Haushaltstyp und keine Familienform so eindeutig dominiert wie noch vor 30 Jahren, kann man zu Recht von einer Pluralisierung der Lebensformen sprechen. (...) Die Variabilität der Familienformen hat sich demgegenüber nur geringfügig erhöht, so dass die häufig vertretene These von der Pluralisierung der Familienformen relativiert werden muss. Die Pluralisierung der Lebensformen ist auch nicht gleichbedeutend mit einem Verlust an Gemeinschaft und wachsender sozialer Isolierung der Individuen.“ (Peuckert 1996: 38 ff.)¹¹

Auch Beck–Gernsheim spricht von oben angeführter „Normalisierung der Brüchigkeit“ (Beck–Gernsheim 1998: 29), doch geht sie keineswegs von einer Singularisierung aus. Das Ergebnis eben dieser Brüchigkeit stellt für sie eine Unübersichtlichkeit und Unbestimmtheit im Bezug auf Lebens-, Liebes- und Beziehungsformen und vor allem auch auf die Lebensläufe der Einzelnen dar. Wie Giddens („reflexive Biographie“ 1991, zit.n. Zartler/Beham/Wilk/Kytir 1999: 115) und andere stellt auch sie den individualisierten Lebensplan und Ablauf („Von der Normalbiographie zur Bastelbiographie“ Beck–Gernsheim 1998: 54ff.) in den Mittelpunkt und charakterisiert den Zwang des Einzelnen, diesen selbst zu erstellen, als Ergebnis der postmodernen Realität. Auf die provozierende Frage „Was kommt nach der Familie?“, die zugleich den Titel eines ihrer Werke darstellt, antwortet sie „Die Familie! Anders, mehr, besser“ (Beck-Gernsheim 1998: 18). Der Meinung der Autorin zur Folge käme nun in keinem Fall die, an anderer Stelle vielfach zitierte, Single – Gesellschaft, geprägt von Menschen, die zu keinerlei emotionaler Bindung mehr fähig seien. Eben so wenig seien die Menschen egoistischer oder hedonistischer als in früherer Zeit, sondern es haben sich lediglich die Phasen im Lebensablauf geändert, wodurch für den Einzelnen neue Wahlmöglichkeiten, Optionen und Entscheidungsspielräume geschaffen worden seien. Es löse sich auch die traditionelle Familie keineswegs auf, sondern sie verliere lediglich das Monopol, welches sie offensichtlich so lange Zeit besessen hatte.

„Ihre (die, der traditionellen Familie, Anm.d.Verf.) quantitative Bedeutung nimmt ab, neue Lebensformen kommen auf und breiten sich aus, die nicht, oder jedenfalls nicht

¹¹ Vgl. Teil II/ Kapitel 4

zumeist auf Alleinleben zielen, eher auf Verbindungen anderer Art (...). Es entstehen mehr Zwischenformen und Nebenformen, Vorformen und Nachformen; das sind die Konturen der `postfamilialen` Familie.“ (Beck-Gernsheim 1998: 20)

2.2.1 Versuch der Ausdifferenzierung einiger Merkmale von Familien heute:

Anlehnend an dieses Konzept der Konturen dieser „postfamilialen Familie“ soll im Folgenden in der Form eines kurzen Fazits auf einige, wie es scheint definierbare, Eigenschaften der selben eingegangen werden, da „bei aller Unterschiedlichkeit dieser Konzeptionen (dieselben, **Anm.d.Verf.**) doch zumindest teilweise übereinstimmend auf bestimmte Merkmale hinweisen, die als Ergebnis der gesellschaftlichen Modernisierungsprozesse `postmoderne` Familien kennzeichnen“ (Wilk/Beham 1994: 129). Nicht unerwähnt bleibt an dieser Stelle, dass es sich hier wiederum nur um einen (riskanten) Versuch handeln kann, da unten angeführte Charakteristika nicht minder umstritten sind, wie die Definitionen von Familie selbst. Die Leserin sei angeregt, zu einer subjektiven Einschätzung der Gültigkeit zu gelangen.

- **„Verschiedene Familienformen bestehen nebeneinander.** Die traditionelle bürgerliche Kleinfamilie, die in den ersten sechs Jahrzehnten dieses Jahrhunderts die dominierende institutionalisierte Form familialen Zusammenlebens war, ist als allgemein verbindliches, einzig akzeptiertes Familienmodell nicht mehr durchgängig aufzufinden. Eine Reihe anderer Lebensformen (partnerschaftliche Kernfamilien mit partnerschaftlicher und nicht mehr ausschließlich geschlechtsspezifischer Aufgabenteilung, Lebensgemeinschaften mit und ohne Kinder, Einelternfamilien sowohl Mutter- als auch Vaterfamilien, unterschiedliche Formen von Stieffamilien) sind dazugetreten. Auch in früheren Jahrhunderten fand man eine Mehrzahl unterschiedlicher, nebeneinander bestehender Familienformen, aber diese waren meist durch die spezifische sozio – ökonomische Lage und daran gekoppelte verbindliche Normen bestimmt, während sie heute, zumindest teilweise, frei gewählt werden“ (Wilk/Beham 1994: 130).¹²
- **„Familiäre Lebensformen werden zunehmend nur zeitlich begrenzt aufrechterhalten.** Dies führt zu einem häufigeren Wechsel der Menschen von einer Form zur anderen und zu dem anerkannten Muster der sukzessiven Teilnahme an unterschiedlichen Familienformen“ (Fuerstenberg 1888, zit.n. ebd.).
- **„Familien setzen sich großteils aus nur wenigen Mitgliedern zusammen,** sie umfassen nur zwei Generationen, ein oder zwei Kinder stellen die Norm dar.“ (ebd.)
- **„Ehemals patriarchalische Machtverhältnisse werden durch egalitäre abgelöst.“** (ebd.)

¹² Vgl. Teil II/ Kapitel 4

- „Der Mangel an normativ vorgegebenen, institutionalisierten Rollenzuschreibungen ermöglicht und verlangt zugleich ein **permanentes Aushandeln im Beziehungsbereich.**“ (Schüle 1987: 432, zit.n. ebd.)

Wie weit nun angeführte Charakteristika auf die in dieser Arbeit behandelten Familienformen zutreffen bzw. anwendbar sind, und v.a. was dieses für das psycho – soziale Befinden der in diesen Formen aufwachsenden Kinder bedeutet, wird im Folgenden, insbesondere in Teil III, zu klären sein.

3. SYSTEMATISCHE DARSTELLUNG DER BEHANDELTEN FAMILIENFORMEN: Begriffliche Abgrenzung und Verbreitung

Anknüpfend an oben ausgeführtes Fazit seien nun in diesem Kapitel die einzelnen, von der modernen Kleinfamilie mit traditioneller Rollenverteilung abweichenden, Familienformen in ihrer Struktur und dem zahlenmäßigen Anteil der jeweils in diesen Formen lebenden Kinder dargestellt. Einleitend, zur Klärung der demographischen Quellen, ein Kapitel über die Sichtweise der Statistik und die sich daraus ergebenden Probleme für die Erhebung exakter Zahlen. Weiter sei im Einzelnen auf folgende Familienformen Bezug genommen:

Anfangs seien die Eineltern-Familien oder „Alleinerziehenden“, weiter, anschließend an diese Familienform, die Fortsetzungs- oder Stieffamilien, darauffolgend die sogenannten „Regenbogenfamilien“ (Familien mit Elternteilen des gleichen Geschlechts) und abschließend die Familien mit Rollentausch oder die, wie ich sie nennen möchte, „neuen Väter“, behandelt.

An dieser Stelle scheint es mir, wie auch bereits in der Einleitung erwähnt, essentiell zu betonen, dass diese Aufzählung natürlich keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Es fehlen beispielsweise die zahlreichen Adoptions- und Pflegefamilien, wie auch die in den Siebziger und Achtziger Jahren durchaus populären Formen des kommunalen Zusammenlebens und der „Kinderläden“, zu deren heutigen Ausläufern einige der sogenannten „alternativen“ Schulen gezählt werden können etc.

3.1 Das Problem der Zahlen

„Frägt man danach, in welchen Familienstrukturen Kinder leben, so ist diese scheinbar einfache Frage keineswegs so einfach zu beantworten“ (Beham/Wilk 1998: 153-188).

Diese Aussage, mit welcher Beham und Wilk ein Kapitel über Familienstrukturen in ihrem Beitrag „Die kindliche Lebenswelt Familie“ einleiten, kann ich nach aufmerksamem und umfangreichem Studium des vorliegenden demographischen Materials über die familiäre Lebenswirklichkeit der Kinder Österreichs nur entschieden bestätigen. Wie bereits in Kapitel 2.2.1 dargestellt, ist es „äußerst schwierig, auf Basis amtlicher Statistiken exakte Antworten zu finden“ (Wilk 1994: 5). Dies lässt sich nach Beham und Wilk im Wesentlichen auf drei Gründe zurückführen:

„ Zum einen rücken Kinder erst langsam ins Blickfeld und Interesse der Statistik (...). Lange Zeit wurden Kinder in (amtlichen) Statistiken lediglich als Haushalts- oder Familienmitglieder registriert, nicht aber als eigenständige Individuen. Diese haushaltszentrierte Betrachtungsweise gab Auskunft darüber, in wie vielen Haushalten wie viele Kinder welchen Alters leben. (...). Zum anderen lässt sich auf der Basis der amtlichen Statistik, die nur eine sehr grobe Kategorisierung von Familie vornimmt und zwischen Kernfamilien, Stieffamilien, Adoptivfamilien oder Pflegefamilien nicht unterscheidet, die Pluralität familiärer Lebensformen nur sehr bedingt abbilden. Und zum dritten handelt es sich bei der amtlichen Statistik ebenso wie bei den meisten empirischen Untersuchungen um Querschnittsbetrachtungen, die nichts darüber aussagen, in welchem Alter wie viele Kinder von einer Familienform in eine andere wechseln.“ (Beham/Wilk 1998: 156)

So habe ich das folgende statistische Material im Wesentlichen zwei bzw. drei Quellen entnommen und versucht diese sinnvoll miteinander zu verbinden und zu vernetzen, um die Mängel der einen durch die Vorzüge der anderen auszugleichen, und derart zu einem Bild größtmöglicher Objektivität zu gelangen.

- Die Daten der **Statistik Austria**,¹³ und hierbei besonders das Statistische Jahrbuch 2011, verschiedene Tafeln zu Bevölkerungsstand, Bevölkerung im Jahresdurchschnitt, Bevölkerungsentwicklungen und Bevölkerungsbewegungen, sowie die Zahlen zu „Haushalte und Familien“ aus dem „Mikrozensus - Grundprogramm“ (vierteljährliche Stichprobenerhebung, aktuellste Daten aus 2010) desselben. Die familienrelevanten Daten der Statistik Austria (Volkszählungen 1991 und 2001, Mikrozensus,

¹³Vgl. URL 7 genaue Quellennachweise finden sich an den jeweiligen Stellen weiter unten im Text

demografisches Material zu Eheschließungen, Scheidungen, Meldewesen, etc.) finden eine übersichtliche Darstellung in den Familienberichten (1999 und 2009) des Bundesministeriums für Wirtschaft, Jugend und Familie.¹⁴

In Anschluss an oben ausgeführte These von der unzureichenden Bezugnahme auf die Perspektive der Kinder, lässt sich von 1999 bis 2011 der Trend herausarbeiten, Daten sehr wohl kinderspezifisch zu erheben und darzustellen: Sucht der Familienbericht der Neunziger noch vergeblich nach Tafeln zur Erhebung der Familienform aus Sicht der Kinder, findet man im Bericht von 2009, sowie in den aktuellen Datenbanken der Statistik Austria mittlerweile Daten und Tabellen zu „Kindern in Familien“. Weitere Neuerungen sind außerdem (seit 2007) Material zu Stieffamilien bzw. Kindern in Stieffamilien, sowie seit 2010 auch zu Eintragungen/ Auflösungen von gleichgeschlechtlichen Partnerschaften.

Die demografischen Faktoren der Statistik Austria haben den Vorteil der größten Aktualität sowie der breitesten Flächendeckung und Repräsentativität, da ja, zumindest im Rahmen der Volkszählung alle in Österreich lebenden Personen sowie Haushalte erfasst werden, und im Kapitel „Bevölkerung“ genaue Zahlen zu allen Geburten, Eheschließungen, Scheidungen etc. des vergangenen Jahres vorliegen. Wenn auch ein Trend in die Richtung der Erhebung der (statistischen) familialen Lebenswelten von Kindern vorliegt, kann eine ausschließliche Bezugnahme auf die Statistik Austria als Quelle jedoch als unzureichend angesehen werden.

- Eine Erweiterung der statistischen Daten des ÖSTAT bzw. eine Hilfe zum Lesen der selben aus Kindersicht, kann durch die **„kinderspezifische Auswertung der Volkszählung 1999“** (Beham et al. 1997 und Ladstätter 1996, zit.n. Beham/Wilk 1998: 156) des Österreichischen Institutes für Familienforschung (ÖIF) gegeben werden,¹⁵ da diese erstmals aussagen, in welchen Haushaltsstrukturen Kinder leben. Nachteilig ist hierbei leider, dass da die Zahlen ja ebenfalls der amtlichen Statistik entnommen sind, bei den Kindern, die mit zwei verheirateten Erwachsenen im gemeinsamen Haushalt leben, nicht nach leiblichen und Stiefeltern unterschieden werden kann. Aufgrund der (zumindest teilweisen) Anpassung der Erhebungen des ÖSTAT kann in der Publikation

¹⁴Vgl. URL 8

¹⁵ vgl. Nowak, Schipfer: Familie in Zahlen, 1998; sowie Kytir, Münz: Familiäre und partnerschaftliche Lebensformen. In: BMUJF (Hrsg.) Österreichischer Familienbericht 1999

„Familie in Zahlen“ des ÖIF aus dem Jahre 2009¹⁶ schon ein weitaus umfangreicheres Bild über Kinder in Familien erhoben werden. Außerdem bindet der Verfasser von Familie in Zahlen, Rudolf Schipfer, weitere Quellen (wie zum Beispiel Kindertagesheimstatistiken und den Gender and Generations Survey) mit ein und gelangt so zu einem umfangreichen und gut illustrierten Bild der (familialen) Lebenswelten von Kindern in Österreich.

- Die dritte demografische Perspektive bezieht ihre Daten aus einer anderen Quelle, nämlich dem **„Allgemeinen Kinderfragebogen“**, der der Studie „Kindliche Lebenswelten“ von Wilk und Bacher (Hg.) zugrunde liegt. Auch wenn dieselbe nicht unbedingt größte Aktualität besitzt, ist ihr Wert dennoch unschätzbar, da bis dato in Österreich keine vergleichbare Studie durchgeführt wurde.¹⁷ Diese gibt wohl den besten Aufschluss darüber, in welchen Familienstrukturen die Kinder denn nun wirklich leben, da im Rahmen dieser Untersuchung „2 745 Kinder in Österreich mit einem standardisierten Fragebogen im Juni 1991 in Form eines Klassenzimmerinterviews“ befragt wurden. „Von diesen Kindern wurden auch die Eltern und die Klassenlehrer mit einem standardisierten Fragebogen befragt“ (Bacher/Muhr–Arnold/Nagl 1994: 33). Weiters wurden „qualitative Leitfadeninterviews“, „Fotoreportagen über die Wohnumwelt“ und Netzwerkspiele durchgeführt, sowie Zeichnungen und Aufsätze ausgewertet (vgl. Bacher/Muhr–Arnold/Nagl 1994: 33). Die Familienform wurde hierbei auf der Grundlage der Frage: „Wer wohnt noch in derselben Wohnung wie Du?“ gebildet (vgl. Bacher 1994: 66).

Im Folgenden sei nun stets darauf verwiesen, auf welche der drei Quellen des statistischen Materials im Einzelnen Bezug genommen wurde, bzw. in welcher Form und aus welchen Gründen an bestimmten Stellen (Kapitel 3.4; 3.5) auch auf andere Daten zurückgegriffen werden musste und diese ausgewertet wurden.

¹⁶Vgl. URL 9

¹⁷Zu diesem Ergebnis gelangte ich durch Recherche im Netz und in Bibliotheksservern und Datenbanken sowie der Einholung von Auskünften bei wissenschaftlichem (psychologischem) Fachpersonal. Sollte die Leserin Kenntnis über eine neuere vergleichbare Studie haben, danke ich für Anmerkungen.

3.2 Eineltern-Familien

„Unter einer Eineltern-Familie wird eine Familienform verstanden, in der ein Elternteil für ein oder mehrere Kinder, mit dem (denen) es eine Haushaltsgemeinschaft bildet, die alltägliche Erziehungsverantwortung besitzt“ (Nave–Herz/Krüger 1992, zit.n. Peuckert 1996: 158).

Diese Familienform kann im Wesentlichen durch Scheidung oder Trennung der Eltern, den Tod eines Elternteiles bzw. eine „uneheliche“ Geburt, bei der die Kindesmutter auch zu einem späteren Zeitpunkt in keine Lebensgemeinschaft tritt, entstehen. Je nach Entstehungsgeschichte haben die Eineltern-Familien mit unterschiedlichen Schwierigkeiten, Vorurteilen und Stigmata zu kämpfen, und auch die Probleme, die sich dadurch für die in diesen Formen aufwachsenden Kinder stellen können, bzw. die Faktoren, welche sich auf ihr Befinden auswirken, sind unterschiedlich. An dieser Stelle ist jedoch, wie sich im Folgenden zeigt, eine solche Einteilung leider auf Grund des statistischen Materials, welches mir zum Verfassen dieses Werkes zugänglich war, nicht durchzuführen.

Nach Peuckert hat diese Familienform den älteren, wertgeladenen Begriff der „unvollständigen Familie“ oder des „broken-home“ weitgehend abgelöst, wobei aber auch der Begriff der „Eineltern-Familie“, besonders im Falle der Entstehung derselben durch Trennung der Eltern leicht Fehldeutungen auslöst. Er sei erstens insofern irreführend, als bei Scheidung rechtlich gesehen ja nur die Beziehung der Ehepartner, nicht aber die Beziehung des Vaters bzw. der Mutter zum Kind beendet wird. „Das Kind besitzt (Im Falle der elterlichen Scheidung, **Anm. d. Verf.**) weiterhin zwei Eltern, lebt aber nur mit einem Elternteil zusammen, so dass man korrekter von einem „Eineltern-Haushalt“ sprechen sollte“(Macklin 1987, zit.n. Peuckert 1996: 158). Ebenso verfügt das Kind im Falle einer „unehelichen“ Geburt selbstverständlich über zwei Elternteile, weshalb die Bezeichnung der Eineltern eigentlich nur im Falle des Todes eines Elternteiles einigermaßen zutreffend und legitim ist. Doch selbst in diesem Falle kann, obwohl Mutter bzw. Vater körperlich aus dem Alltag des Kindes gewichen sind, nicht selbstverständlich davon ausgegangen werden, dass der tote Elternteil für den Geist und die Psyche des Kindes nicht noch in einer Form gegenwärtig und von großer Wichtigkeit sein kann. Daran knüpft sich auch Peuckerts zweite These, nämlich, dass der Begriff der Eineltern – Familie suggeriert, dass der nicht mit dem Kind zusammenlebende Elternteil vollständig aus dem Leben des Kindes verschwunden und bedeutungslos sei, was aber allein schon auf Grund der Tatsache, dass sich in vielen Fällen

auch nach der Trennung bzw. bei einer „unehelichen“ Geburt beide Elternteile intensiv um die Kinder kümmern, ebenfalls nicht zutreffend ist. „Hier bilden zwei über die gemeinsamen Kinder miteinander verbundenen Haushalte ein Familiensystem, für das Ahrons (1979) die Bezeichnung binukleare Familie bzw. binukleares Familiensystem eingeführt hat“ (ebd.). Der dritte Bezugspunkt für das nicht vollständige Zutreffen der Bezeichnung dieser Familienform ist nach Peuckert, dass mit dem Begriff der Eineltern-Familie häufig die Vorstellung verknüpft sei, dass ein Elternteil mit dem Kind allein im Haushalt wohnt.

„Tatsächlich lebt ein beträchtlicher Teil der `Alleinerziehenden` in einer eheähnlichen Gemeinschaft oder in einer Haushaltsgemeinschaft mit Eltern, Verwandten oder sonstigen nahestehenden Personen. Da das Zusammenleben mit weiteren Personen in einem Haushalt wie auch der Kontakt des Kindes mit dem nicht sorgeberechtigten Elternteil wichtig für das Selbstverständnis und die Lebenssituation der Familienmitglieder und die Persönlichkeitsentwicklung der Kinder sind, sollte sich die Analyse nicht auf alleinstehende Dynamik (...) beschränken.“
(Krappmann 1988 nach ebd.)¹⁸

Auch Peuckert sieht ein großes Problem darin, dass die amtliche Statistik zwar Auskünfte über zahlen- und anteilmäßige Entwicklung von Eineltern-Familien liefert, jedoch leider nichts darüber aussagt, ob die „Alleinstehenden mit Kind wirklich allein oder mit anderen Personen zusammen eine Haushaltsgemeinschaft bilden“ (Peuckert 1996: 159). Auch seien die in der amtlichen Statistik enthaltenen Zahlen Alleinerziehender mit Sicherheit viel zu klein, „da Fortzüge eines Elternteils oft verspätet gemeldet werden, oder aus steuerlichen oder sonstigen Gründen der Fortbestand einer Ehe behauptet wird, die faktisch längst getrennt ist“ (Peuckert 1996: 159).

Die Statistik Austria definiert die unten verwendeten Begriffe „Familie“ und „Kind“ wie folgt:

„Nach dem Kernfamilien-Konzept der Vereinten Nationen bilden Ehepaare und Lebensgemeinschaften mit oder ohne Kinder bzw. Elternteile mit Kindern (Ein-Eltern-Familien) eine Familie. Kinder sind alle mit ihren beiden Eltern oder einem Elternteil im selben Haushalt lebenden leiblichen, Stief- und Adoptivkinder, die ohne eigene Partner im Haushalt leben und selbst noch keine Kinder haben – ohne Rücksicht auf ihr Alter. Söhne und Töchter, die bereits aus dem Elternhaus ausgezogen sind, können hier nicht berücksichtigt werden.“ (URL 10)

- Aus der **„Erwachsenenperspektive“** gesehen gab es in Österreich im Jahre der letzten Volkszählung 2001 **2,2 Millionen Familien**. Davon entfallen **zwei Millionen** auf **Ehepaare** (2010: 1,7 Mio.) **bzw. Lebensgemeinschaften** (0,3 Mio.). Von den Paaren

¹⁸ Vgl. Teil III

waren 889 000 kinderlos, weitere 1 124 000 lebten mit Kindern im gemeinsamen Haushalt. Zum Teil handelte es sich dabei allerdings um erwachsene Kinder. **In weiteren 0,3 Mio. Familien** mit Kindern gab es **nur einen Elternteil** (Münz/Reiterer 2009: 41). Die bei weitem häufigste Familienform ist die Ehe mit Kindern oder ohne Kinder im Haushalt, auch wenn diese Lebensform etwas an Gewicht verlor (1981: 82,9 %; 2007: 73,6 % aller Familien). Parallel dazu erhöhte sich der Anteil der Lebensgemeinschaften von 4,1 % im Jahr 1981 auf 13,4 % im Jahr 2007. Addiert man Ehepaare und Lebensgemeinschaften, dann blieb der Anteil der im gemeinsamen Haushalt lebenden Paare im letzten Viertel-Jahrhundert weitgehend konstant (1981: 87,0 %, 2007: 87,1 %). Gleiches gilt für den Anteil der alleinerziehenden Elternteile mit Kindern, die sowohl 1981 als auch 2007 jeweils dreizehn Prozent aller Familien ausmachten (Münz/Reiterer 2009: 41). Kytir und Münz schreiben, gestützt auf die Daten der Volkszählung 1991, im Familienbericht des BMWFJ 1999: „Die Zahlen alleinstehender Elternteile mit Kind (ern) haben von 1971 bis 1991 von 12% auf 15% (322.776) erhöht. In der Mehrzahl handelt es sich um ledige oder geschiedene Mütter mit Kind (ern) (1991: 271.142 = 13%), zunehmend aber auch um ledige oder geschiedene Väter (1991: 48.634 = 2,3%).“ Daraus könnte man folgern, dass der Anteil der Alleinerziehenden an den Familien gesamt von 1991 bis heute wieder um rund zwei Prozent gesunken ist.

Die Ergebnisse der Mikrozensus Arbeitskräfte Erhebung 2010 lesen sich wie folgt:

*„Die Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung 2010 ergab 2.334.000 Familien. **In 1.418.000 Familien (60,7%) leben Kinder.** Insgesamt gibt es 975.000 Ehepaare (41,8% der Familien) und gut 147.000 Lebensgemeinschaften mit mindestens einem Kind (6,3% der Familien). Darüber hinaus ergibt die Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung 2010 knapp **296.000 Ein-Eltern-Familien mit Kindern aller Altersstufen (12,7%).** (...) 916.000 Familien sind Paare ohne Kinder (39,3%). Da die Familienstatistik nur die im gleichen Haushalt zusammenlebenden Familienmitglieder erfasst, handelt es sich dabei mehrheitlich um Familien, deren Kinder bereits das Elternhaus verlassen haben. Unverheiratet zusammenlebende Frauen und Männer sind häufiger „kinderlos“ (55,7%) als Ehepaare (42,8%). Die Verteilung der Familien nach der Kinderzahl stellt sich folgendermaßen dar: **In jeder zweiten Familie mit Kindern (50,1%) gibt es ein Kind, in 36,9% sind es zwei und in 13,1% sind es drei oder mehr Kinder.** Insgesamt gibt es in Österreich nur 43.500 Familien mit vier oder mehr Kindern. Bei Ehepaaren sind die Anteile von Ein- und Zwei-Kind-Familien annähernd gleich hoch (43,4% und 40,6%). Anders ist es **bei Lebensgemeinschaften bzw. Elternteilen: hier überwiegt die Ein-Kind-Familie (58,3% bzw. 68,1%).** Ehepaare mit Kindern stellen zwar nach wie vor die häufigste Familienform dar, „neuere“ Familienformen gewinnen jedoch immer mehr an Bedeutung. So gibt es beispielsweise nur noch wenige Paare, die erst dann einen gemeinsamen Haushalt gründen, wenn sie heiraten. Die meisten Paare durchlaufen eine Phase des nichtehelichen Zusammenlebens. In Österreich lebten 2010 rund 333.000 Paare unverheiratet im gemeinsamen Haushalt zusammen, davon 44,3% mit Kindern.*

1985 waren es erst 73.000, 37,6% davon mit Kindern.“ (URL 10) (Hervorhebungen B.K.)

- Aus der für diese Arbeit relevanten Betrachtungsweise, nämlich der „**kindzentrierten Perspektive**“ lassen sich folgende Aussagen treffen: **2001** lebten in Österreich 1.335.700 Personen unter fünfzehn Jahren als Söhne und Töchter in Familien. Davon wohnten 1.160.000 bei Ehepaaren bzw. Lebensgemeinschaften und 175.600 bei AlleinerzieherInnen. 159.000 lebten alleine mit der Mutter, 16.700 alleine mit dem Vater. Dem Mikrozensus Grundprogramm zufolge lebten in Österreich **im Jahr 2010** 2.367.600 Kinder in Familien. Von diesen wohnten 2.314.700 mit der Mutter und 2.008.300 mit dem Vater im selben Haushalt (URL 13).

In einer Pressemitteilung der Statistik Austria vom 30.03.2011 werden die Ergebnisse des Mikrozensus wie folgt zusammengefasst:

„Jede achte Frau mit Kindern unter 15 Jahren ist alleinerziehend. In 112.500 Familien lebt zumindest ein unter 15-jähriges Kind mit nur einem Elternteil. Hauptsächlich sind es Mütter von betreuungspflichtigen Kindern, die ohne Partner im Haushalt leben (105.300; 93,5%). 7.300 Väter, die ohne im Haushalt lebende Partnerin ihre unter 15-jährigen Kinder betreuen, stellen einen Anteil von 6,5% an allen Alleinerziehenden mit Kindern unter 15 Jahren dar. Mehr als jede achte Frau mit Kindern unter 15 Jahren ist somit alleinerziehend (13,8%); bei Männern mit unter 15-jährigen Kindern ist es nur gut einer von 100 (1,1%).“ (URL14)

Wilk und Beham (1994) kommen auf Grund der Studie „Allgemeiner Kinderfragebogen“ von Wilk und Bacher (Hg.) zu dem Ergebnis, dass: „der Großteil aller Kinder (83%) mit beiden leiblichen Elternteilen zusammenlebt; 97% wohnen mit der leiblichen Mutter, 86% mit dem leiblichen Vater zusammen. **In einer Einelternfamilie leben 7,5% der befragten Kinder.**“

Der Mikrozensus 2010 gibt Aufschluss über einige Lebensumstände der Einelternfamilien mit erhaltenen Kindern unter 27 Jahren: Von den insgesamt 176.500 (darunter Mütter: 157.800) Einelternfamilien mit erhaltenen Kindern unter 27 Jahren gaben 62.600 (Mütter: 59.700) als Familienstand „ledig“, 23.400 (Mütter: 19.800) „verheiratet/ getrennt lebend“, 11.800 (9.500 Mütter) „verwitwet“ und 78.600 (68.700 Mütter) „geschieden“ an (URL 10). Solche Erhebungen können auch von offizieller Seite her als Trend gesehen werden, die familialen Lebenswelten der österreichischen Kinder umfassender zu untersuchen und zu beleuchten. Im Familienbericht 1999 schrieben Kytir und Münz noch bezeichnenderweise, dass anhand des (damaligen)

demografischen Materials lediglich Aussagen über die sogenannten statistischen Eckdaten wie „Unehelichkeits-“ oder Scheidungsquoten¹⁹ getroffen werden können:

„Obwohl 1990/91 rund 38% aller ersten Kinder von unverheirateten Frauen zur Welt gebracht wurden, betrug der Anteil aller unter Einjährigen, die zum Zeitpunkt der Volkszählung nur mit einem Elternteil oder mit unverheirateten Eltern zusammenlebten, nur etwa 27%. Rund 73% der unter Einjährigen waren 1991 Kinder eines verheirateten Paares. Wie an den hohen Legitimierungsquoten zu erkennen ist, heiraten viele Paare offensichtlich bereits in den ersten Wochen und Monaten nach der Geburt eines Kindes. Nur 7% aller Säuglinge hatte 1991 Eltern, die ohne Trauschein zusammenlebten. Jeder 5. Säugling (20%) lebte nur mit einem Elternteil, in der Regel mit der Mutter. Durch die Heirat der Eltern stieg der Anteil der bei verheirateten Paaren lebenden Kinder bis zum 4. Lebensjahr auf über 80%. Dieser Wert blieb 1991 bis zum Ende des Schulalters unverändert; ebenso der Anteil der nur mit einem Elternteil aufwachsenden Kinder (13 – 14% vgl. oben).“ (Kytir/Münz 1999: 176)

Münz und Reiterer (2009: 44f.) bestätigen diesen Trend zehn Jahre später im Familienbericht 2009:

„Kleinkinder unter drei Jahren gab es 2007 in weniger als einem Zehntel aller Familien (9,4 %). Bei Lebensgemeinschaften (15,3 %) war die Häufigkeit doppelt so hoch wie bei Ehepaaren (8,7 %) – ein Hinweis darauf, dass Lebensgemeinschaften zum Teil erst nach der Geburt von Kindern in eine Ehe münden. Zweite und weitere Kinder kommen daher häufiger innerhalb einer Ehe zur Welt als Erstgeborene.“ (URL 11)

Dem Mikrozensus Grundprogramm zufolge erreichte die sogenannte Unehelichenquote im Jahr 2010 die neue Rekordmarke von 40,1 % (zum Vergleich: 1991: 24,8 %), wohin gegen die Zahl der ehelichen Geburten von 71.166 (1991) auf 47.131 (2010) sank. Die Statistik Austria schreibt in einer Pressemitteilung vom 10.08.2011: „Die Unehelichenquote stieg auf 40,2 % (erstes Halbjahr 2010: 39,6 %) und war traditionell in Kärnten am höchsten (53,6 %) und in Wien am niedrigsten (32,4 %).“ (URL 15)

Im Jahr 2000 wurden in Österreich 17.442 Ehen rechtskräftig geschieden, wobei 19.574 Kinder zu „Scheidungswaisen“ (**sic.!**) wurden. Die durchschnittliche Kinderzahl in den Familien mit geschiedenen Eltern betrug 2010 1,12, wobei durchschnittlich 0,59 Kinder unter 14 Jahre alt waren (URL 16).

Nach dem Österreichischen Familienbericht 1999 spiele ab dem Schulalter der Kinder der Stadt-Land-Unterschied im Bezug auf das Aufwachsen in einer Eineltern-Familie eine größere Rolle als der Unterschied zwischen den Bundesländern. Dabei gelte auf

¹⁹ vgl. Teil II

Grund unterschiedlicher Scheidungsrisiken: „Je städtischer der Lebensraum, desto geringer ist der Anteil der bei verheirateten Paaren aufwachsenden Kinder. In kleinen, stark agrarisch geprägten Gemeinden lebten 1991 rund 90 % aller Kinder im Schulalter mit ihren verheirateten Eltern, in Wien dagegen nur knapp 70 %. Mehr als ein Fünftel der Wiener Kinder im Schulalter lebten mit nur einem Elternteil“ (Kytir/Münz 1999: 176)

Abschließend sei noch einmal erwähnt, dass, da es sich bei den statistischen Untersuchungen, stets um Querschnittsbetrachtungen handelt, leider nicht genau ermittelt werden kann, wie groß der Anteil der Kinder ist, die im Laufe ihrer Kindheit von einer Familienform in eine andere wechseln. Aufgrund empirischer Untersuchungen (Nauck 1993, zit.n. Wilk 1994: 6) kann davon ausgegangen werden, dass oben angeführter Prozentsatz der Kinder nicht Zeit ihres Kindseins in einer Eineltern-Familie aufwachsen werden bzw. auch einige der Kinder, welche die Statistik als „in einer Kernfamilie lebend“ erfasst, unter bestimmten Aspekten, Gegebenheiten und bei Eintritt diverser Ereignisse (vgl. Peuckert 1996) ebenfalls zeitlich begrenzt nur bei einem Elternteil aufwachsen können.

3.3 Stieffamilien: „Komplizierte Verhältnisse?“

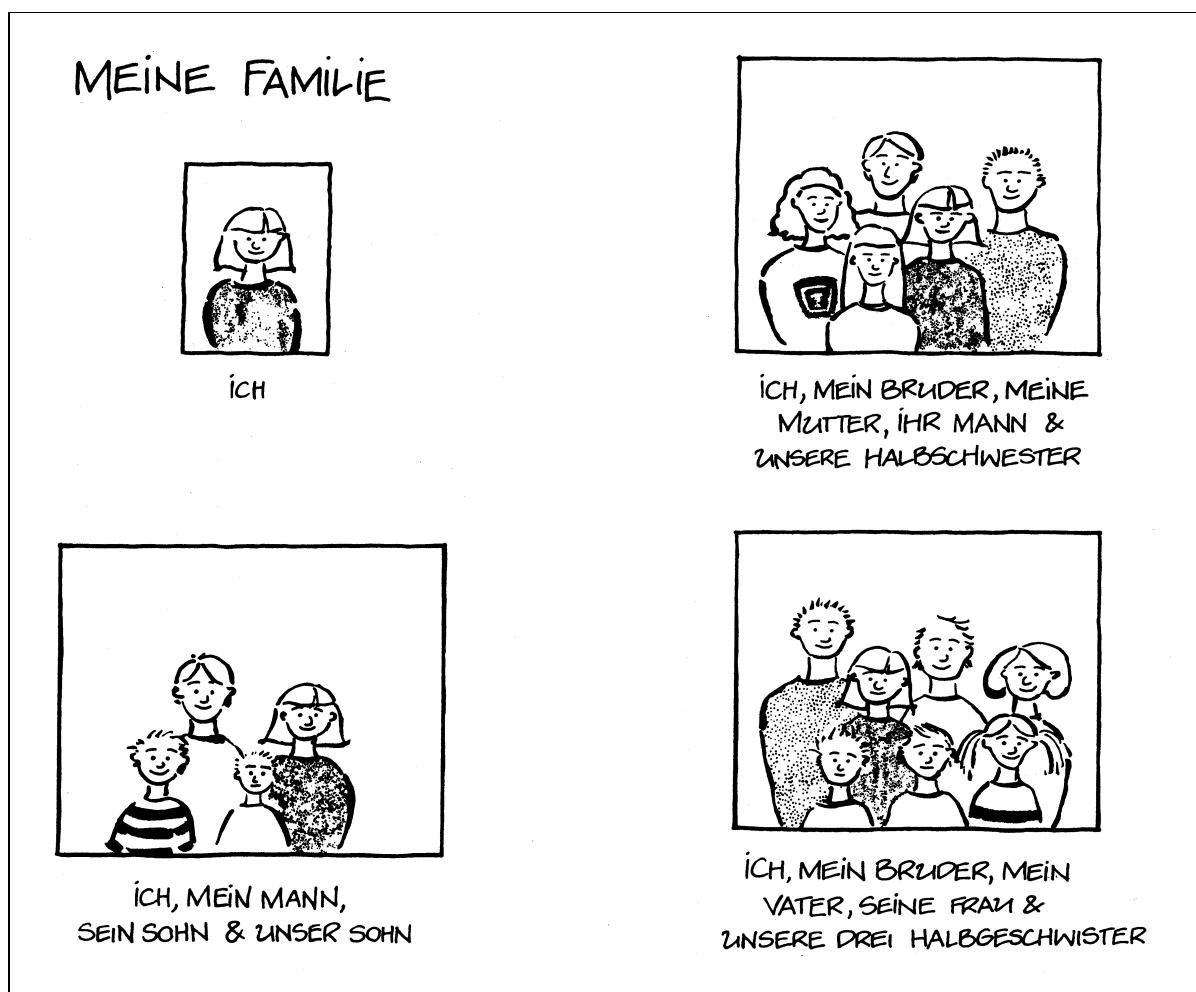


Abb. 1: Meine Familie

(Quelle: Beck-Gernsheim 1998: 50)

„Bei Stieffamilien handelt es sich um das, quantitativ gesehen, bedeutsamste Beispiel einer Fragmentierung von Elternschaft. Biologische und soziale Elternschaft fallen teilweise auseinander. Die soziale Elternschaft wird nicht mehr von beiden biologischen Eltern gemeinsam praktiziert (zumindest wird sie in die Form getrennter elterlicher Verantwortung überführt), und die soziale Elternschaft wird zusätzlich einer weiteren Person, der Stiefmutter oder dem Stiefvater, zugeteilt. Unter einer Stieffamilie wird dabei eine Familie verstanden, in der ein Partner ein nicht – leiblicher Elternteil ist.“ (Peuckert 1996: 182)

Diese Zeilen lassen bereits die Komplexität und Pluralität innerhalb dieser Familienform erkennen. Im Allgemeinen entsteht eine Stieffamilie im Anschluss an das Leben in einer Teilfamilie (3.2), das heißt bei Wiederverheiratung eines Elternteiles bzw. bei der Zusammensetzung einer neuen Familie, weshalb viele Kinder auf Grund des Eingehens neuer Bindungen von Seiten beider Elternteile, sowohl einen Stiefvater als auch eine Stiefmutter haben.

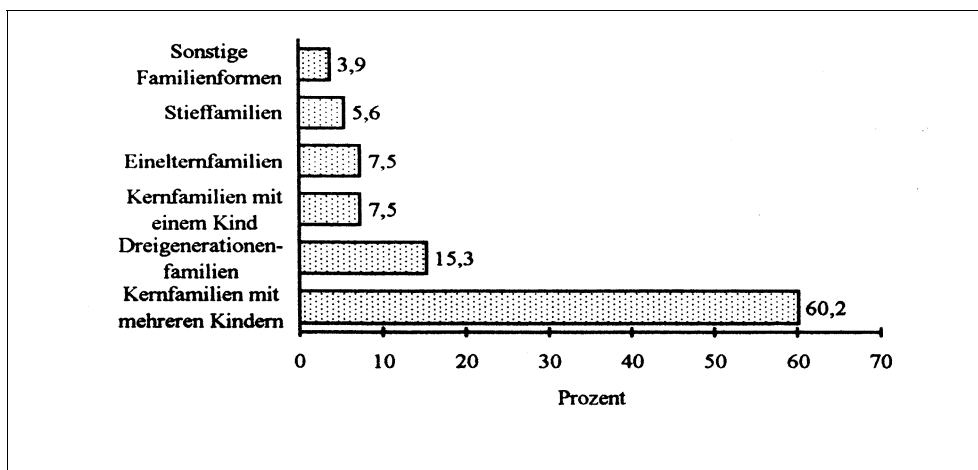
„Unter diesen Bedingungen entstehen Querverbindungen und komplexe Beziehungsnetze, kurz: komplizierte Verhältnisse, die sich nur noch in verzweigten Diagrammen abbilden lassen. `Heirats- und Scheidungsketten`, `Fortsetzungsehen`, `Mehreltern – Familien`. `Patchwork – Familien` - all dies sind neue Begriffe, um die neuen Familienformen fassbar zu machen. Wobei freilich ein entscheidendes Merkmal ist, dass hier gar nicht mehr klar ist, wer zur Familie gehört. (...) Jeder der Beteiligten hat jetzt seine eigene Definition, wer zu seiner/ ihrer Familie gehört: Jeder lebt seine eigene Version der Patchwork – Familie.“ (Beck – Gernsheim 1996: 48)

Dass dieses subjektive Empfinden, wer oder was nun zur eigenen Familie gehört innerhalb derselben bei den einzelnen Mitgliedern oft grob voneinander abweichen kann, welche Probleme diese Neuordnung der Familienstruktur, Neuverteilung der Verantwortung und familialer Autorität mit sich bringen kann, und vor allem auch was dieses für das psychische Befinden der Kinder bedeutet, wird in Teil III, in der Bearbeitung und Interpretation der Interviews, zu klären sein.

Bis in die Siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts fand eine wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Phänomen der Stieffamilie kaum bis gar nicht statt. Dies ist nach Peuckert (1996) vor allem darauf zurückzuführen, dass diese Familienform nach außen wie eine „normale“, „vollständige“ Kernfamilie erscheint, und ihr „Anderssein“ nicht auf den ersten Blick sichtbar ist. Zum Teil geben sich die Stieffamilien selbst auch nicht als solche zu erkennen, da sie in manchen Fällen sogar vor den Kindern als so „normal“ wie möglich gelten wollen. Dass gerade dieses krampfhafte Streben nach einer Norm, die aber nicht erfüllt werden kann, die in diesen Formen aufwachsenden Kinder zutiefst belasten kann, sei an späterer Stelle ausgeführt.

Sehr bedeutsam für diese nicht sachrichtige Sichtweise ist auch, dass die Familienform der Stieffamilie, bis 2007 von der Statistik Austria nicht als eigene Familienform erfasst, sich zum Beispiel bei der letzten Volkszählung 2001 in der amtlichen Statistik in der großen Zahl der „normalen“ Kernfamilie wiederfinden muss. Vor 2007 lieferte der „Allgemeine Kinderfragebogen“ (1994) erstmalig verwertbare Daten zu dieser Familienform. Der zahlenmäßigen Anteil der Kinder, die in einer Stieffamilie aufwachsen wird dort mit 5,6 % benannt.

Abb. 2: Familienformen



Quelle: Wilk, Beham 1994: 95 Allgemeiner Kinderfragebogen (n = 2647)

Der Mikrozensus Jahresdurchschnitt 2010 der Statistik Austria besagt, dass es 2010 in Österreich 85.700 Familien mit Stiefeltern-/ Stiefkindbeziehungen gab. „Bezogen auf die insgesamt 892.000 Paare mit im Haushalt lebenden erhaltenen Kindern unter 27 Jahre sind es 9,6 % der Familien“ (URL 10). Doch, wie schon zuvor bei den Eineltern-Familie erwähnt, dürfte auch hier die „Dunkelziffer“ weitaus höher liegen.

3.4 Gleichgeschlechtliche Eltern: „Die Regenbogenfamilie“

„Verantwortung und Vielfalt verdienen Respekt“

Die deutsche AIDS – Hilfe (zit.n. Bubeck 2000: 19)

Einleitend sei an dieser Stelle erwähnt, dass es leider nicht Ziel dieses Unterkapitels sein kann, exakte Daten zu Struktur und zahlenmäßigem Anteil dieser Familienform zu liefern, da ich bei meiner Recherche feststellen musste, dass diese familiäre Lebensform im Speziellen in Österreich nach wie vor ein Tabu darstellt. Je mehr positiv bemerkt werden kann, dass durch die Möglichkeit der Eintragung einer Partnerschaft für gleichgeschlechtliche Paare seit dem 01.02.2010 (im Jahre 2010 705, in der ersten Hälfte des Jahres 2011 202 eingetragene Partnerschaften) (URL 17), die sich liebenden Erwachsenen aus einer Grauzone etwas in den Fokus der Öffentlichkeit gestellt und auch in amtliche Statistiken aufgenommen werden, desto mehr scheint es, dass die Tatsache, dass in Österreich sehr wohl eine nicht geringe Zahl

an Kindern in diesen Familien lebt (und lebte), in Politik und Gesellschaft nach wie vor bewusst nicht wahrgenommen werden will.

Deutlich geäußert sei an dieser Stelle Folgendes: Auch wenn dieses Thema von politischer und gesellschaftlicher Seite „totgeschwiegen“ wird, **es gibt in Österreich Kinder, welche bei gleichgeschlechtlichen Eltern aufwachsen!** Ob andere sexuelle Orientierungen der Eltern für die Entwicklung ihrer Kinder relevant sind und, wenn ja, ob diese eher günstige oder ungünstige Rahmenbedingungen darstellten, darüber mögen die Meinungen auseinander gehen. Doch den Blick vor der familialen Realität dieser Kinder einfach zu verschließen, kann in einer „aufgeklärten“ Industriegesellschaft im 21. Jahrhundert nicht mehr tragbar sein.

Über den zahlenmäßigen Anteil der Kinder homosexueller Eltern können leider nur Spekulationen angestellt werden, da mir auch von einschlägiger Seite kein statistisches Material geliefert werden konnte. Fragt man danach, wieviele Kinder in Österreich in Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern leben, wird an den verschiedensten Stellen auf Deutschland verwiesen und die Zahlen werden dann anhand der österreichischen Bevölkerung geschätzt. Von Seiten der Betroffenen wird davon ausgegangen, dass bundesweit etwa **30.000 bis 35.000 Kinder in Regenbogenfamilien leben** (URL 18). Im Bezug auf die Familien hieße dies, dass etwa in **jeder achten gleichgeschlechtlichen Partnerschaft Kinder aufwachsen** (URL 19). Es gibt in Deutschland erstmals eine repräsentative Studie von Rupp 2009 über Kinder in Regenbogenfamilien, die das Problem der Zahlen, vor allem des Mikrozensus zu Kindern in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften, deutlich macht. Sie schreibt:

*„Für das Jahr 2006 weist der Mikrozensus eine untere Grenze von rund 62.300 gleichgeschlechtlichen Paaren in Deutschland aus. Darunter befinden sich den Schätzungen zufolge **mindestens 5.000 Familien mit mindestens 6.600 Kindern**. Somit leben bei jedem dreizehnten gleichgeschlechtlichen Paar Kinder im Haushalt. (...) Die Schätzung (...) auf Basis des **Mikrozensus** dürfte somit die **untere Grenze der Verteilung** wiedergeben.“* (Rupp 2009: 281f. URL 20)

Versucht man die (teils widersprüchlichen) Zahlen von Kindern in Regenbogenfamilien von Deutschland auf Österreich umzulegen, so muss man neben der offensichtlichen Schwierigkeit der unterschiedlichen Stufen des Outings von homosexuellen Paaren auch die unterschiedliche Rechtslage im Bezug auf Kinder in Regenbogenfamilien in Österreich in Betracht zu ziehen. Im Falle der Regenbogenfamilien muss von einer weitaus höheren Dunkelziffer als bei allen anderen Familienformen ausgegangen werden, weshalb ich, sowie

auch alle Lobbyisten und Betroffenen, sicher die zahlenmäßig höheren Schätzungen und nicht den Mikrozensus als untere Grenze heranziehen würde. In Deutschland gibt es das Lebenspartnergesetz bereits seit dem Jahr 2001 und, und das ist wohl der größte Unterschied, es steht laut wikipedia (URL 21) seit 2005 (anders als in Österreich) die Möglichkeit der Stiefkindadoption offen. D.h. dass ein Kind in Deutschland rechtlich gesehen zwei Elternteile des gleichen Geschlechts haben kann. Es muss einen mit tiefer Skepsis erfüllen, dass trotzdem die Schätzungen über den tatsächlichen Anteil von Kindern in Deutschland und dem deutschen Mikrozensus so weit auseinander gehen. Das Klima in Österreich für homosexuelle Eltern ist weitaus mehr durch Angst und eine bewusste Anonymisierung geprägt.

In diesem Zusammenhang können und müssen Schätzungen (für Deutschland und noch viel mehr, wenn sie auf Österreich übertragen werden) als unterste mögliche Grenze gesehen werden.

Wegerer (2009: 137f.) zitiert Mag. Johannes Wahala von der Beratungsstelle Courage, der in dem Interview ebenso wie auf der Homepage der Beratungsstelle (URL 18) diese deutschen Schätzungen für Österreich folgendermaßen hochrechnet: „Wird dieser (der deutsche, **Anm. Verf.**) Nachweis auf die österreichische Bevölkerung heruntergebrochen, so ist davon auszugehen, dass schätzungsweise fünf- bis siebentausend Kinder in verschiedenartigen Modellen der gleichgeschlechtlichen Partnerschaften eingebunden sind“ (Wahala 2009, zit.n. Wegerer 2009: 137f.).

Auf der (seit zehn Jahren nicht aktualisierten!) Homepage der Stadt Wien werden wissenschaftliche Studien zitiert, welche von einem Prozentsatz der Homosexuellen an der österreichischen Gesamtbevölkerung zwischen fünf Prozent und fünfzehn Prozent bzw. zehn Prozent ausgehen (Kinder, welche in homosexuellen Paarbeziehungen aufwachsen werden nicht erwähnt!). Demnach sollen in Wien also etwa 170.000 und in Österreich mehr als eine dreiviertel Million Menschen lesbisch oder schwul sein (URL 22). Nach Regenbogenfamilien oder Kindern in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften sucht man auf den Seiten der Antidiskriminierungsstelle vergeblich. Erklärt werden solch nützliche (**sic!**) Dinge wie zum Beispiel dass „es keine körperlichen Merkmale gibt, die Schwule und Lesben von Heterosexuellen unterscheiden“ (URL 23), und unter dem Titel „Wien als Vorreiterin/ Die Stadt Wien ist richtungsweisend“ (URL 24) kann man sich über Projekte der Antidiskriminierungsstelle zum Thema Mietrecht und Pflegefreistellung (**sic!**) informieren. Gibt man jedoch „Regenbogenfamilien“ in Suchmaske ein, erreicht man keinen Treffer.

Dass der Wunsch nach einem Kind von der sexuellen Orientierung unabhängig in jedem Individuum vorhanden oder nicht präsent sein kann, sollte an dieser Stelle vorausgesetzt werden, weshalb man nicht einfach von der Vorstellung ausgehen kann, dass diese dreiviertel Million ÖsterreicherInnen ihr Leben ohne Kinder planen und verbringen werden. *Bell hooks* stellt ihre Gefühle folgendermaßen dar: „Sehnsucht ist das Wort, das am besten jenen vertrauten psychischen Zustand beschreibt, der vielen von uns gemein ist und der über Grenzen von `Rasse`, Klasse, Geschlecht und Sexualpraktiken hinweg reicht“ (zit.n. Bubeck 2000: 7).

Die Frage, was die in unserem Land praktizierte „Kopf in den Sand“ Betrachtungsweise für die betroffenen Homosexuellen, aber vor allem auch für die Kinder bedeuten muss, sei an dieser Stelle nur kurz angeschnitten, weil später thematisiert.

Im Folgenden seien nun die Ergebnisse meiner Recherchen zur Situation von Regenbogenfamilien in Österreich und Wien im Speziellen mit den relevanten Aspekten des Expertinneninterviews mit „Anna und Betty“ (Interview 4), zweier lesbischer, politisch aktiver, Mütter verwoben. Methodische Erläuterungen zu Feld, Setting, der Art des Interviews sowie den Schritten der Auswertung seien, zur besseren Übersichtlichkeit, in Kapitel 5.4.2 detaillierter ausgeführt, welches sich explizit mit den Inhalten des Interviews beschäftigt. In Form eines Verweises an dieser Stellen lediglich Folgendes: zur Auswertung wurde eine zusammenfassende Inhaltsanalyse (vgl. Mayring 2010: 472) gewählt. Die Kategorien sind A) Wege zur Regenbogenfamilie, wobei a) Allgemeine Möglichkeiten und Hürden in Österreich zur Gänze hier behandelt wird. B) Rollenbilder und Rollenverhalten findet seine Darstellung ausschließlich unter 5.4.2.. Die für die Österreichische/ Wiener Situation relevanten Informationen aus C) „The Issue“ und D) „Fazit und Ausblick“ seien in diesem Kapitel, die übrigen unter 5.4.2 abgehandelt.

Im Allgemeinen gibt es für gleichgeschlechtliche Eltern drei Möglichkeiten, sich einen Kinderwunsch zu erfüllen, welche im Folgenden, inklusive der in Österreich geltenden Rechtslage, dargestellt seien:

- In der Vergangenheit stellten den zahlenmäßig größten Anteil mit Sicherheit **homosexuelle Elternteile dar, welche Kinder aus einer früheren heterosexuellen Beziehung mit in eine neue Paarbindung bringen.** Trotz der Möglichkeit der Eintragung der Lebenspartnerschaft (oder gerade wegen des gegenwärtigen Widerspruchs

im Bezug auf die Stiefkind Adoption) ist anzunehmen, dass die Statistik den Großteil dieser Familienform nach wie vor unter den „Eineltern“, bzw. den zahlreichen (vgl. 3.2) „normalen Kernfamilien, welche aber in der Realität getrennt leben, anführt.“²⁰

- Mit dem zunehmenden Sichtbarwerden homosexueller Paare in der Öffentlichkeit, unterstützt von mutigen und selbstbewussten Lobbys (unter anderem Courage Beratung und die Rosa-Lila-Villa in Wien) und nicht zuletzt auch wissenschaftlichen Studien²¹ über das (Wohl)befinden von Kindern in homosexuellen Beziehungen, scheint sich der Trend für **lesbische Paare** (auf Grund der biologischen Möglichkeiten) bemerkbar zu machen **einen bewussten und geplanten Kinderwunsch gemeinsam zu realisieren**. Möglich ist dies durch **künstliche Befruchtung in einer Klinik (nach gegenwärtiger Rechtslage im Ausland), mit Hilfe eines anonymen Samenspenders bzw. eines Samenspenders aus dem Freundes- oder Bekanntenkreis (mittels Selbst-Insemination zuhause) oder aufgrund der gemeinsamen Entscheidung, mit einem schwulen Paar Eltern für ein Kind zu werden** (Interview 4). Die gegenwärtige Rechtslage im Bezug auf In-Vitro Fertilisation in Österreich gibt einzig heterosexuellen Ehepaaren oder Paaren in eheähnlicher Gemeinschaft das Recht und die Möglichkeit zur Befruchtung mit Eigen-, oder im Falle einer Unfruchtbarkeit des (Ehe)mannes, Fremdsamen. In diesem Fall übernimmt der sogenannte IVF Fond (getragen vom Hauptverband der österreichischen Sozialversicherungen und vom Familienlastenausgleichsfond) unter der Erfüllung bestimmter Voraussetzungen einen Großteil der Kosten. Verboten ist in Österreich die Eizell- oder Embryonenspende und die Leihmutterschaft. **Von der IVF Behandlung ausgenommen sind in Österreich nach derzeitiger Rechtslage alleinstehende Frauen und gleichgeschlechtliche Paare** (URL 25). Die Strafe bei zuwider Handeln steht momentan bei einer Geldstrafe von ca. 36.000 Euro bzw. vierzehn Tagen Arrest für die Frau und die Ärztin. Eine rechtliche Grauzone stellen im Ausland (beispielsweise in Skandinavien) vorgenommene In-Vitro-Fertilisationen bei alleinstehenden Frauen oder Frauen in lesbischer Partnerschaft dar. Sie können in Österreich nicht strafrechtlich verfolgt werden (URL 26). Unklar ist jedoch die Rechtsmeinung im Bezug auf die Feststellung der Vaterschaft im Falle der In-Vitro-Fertilisation in einer ausländischen Klinik. Nach derzeitigem Österreichischen Recht kann der Vater nicht als solcher in Anspruch genommen werden. Es besteht jedoch die Möglichkeit, da das Kind gesetzlich

²⁰Auf meine Anfrage nach einer erwachsenen Interviewpartnerin welche als Kind (also in den 1970-90ern) in einer homosexuellen Beziehung aufwuchs erhielt ich einmal als Antwort von einer Bekannten aus dem einschlägigen Umfeld, dass es schwer sei solche Personen zu finden, da damals oft die Kinder selbst nicht wussten, dass sie mit homosexuellen Eltern zusammen leben.

²¹Vgl. u.a. Rauchfleisch 1997, Streib-Brzic/Gerlach 2005, Rupp 2009

gesehen keinen Vater hat, dass der ausländische Samenspender die Chance hat, Rechte gegenüber dem Kind geltend zu machen (URL 26). Abgesehen von diesem (möglicherweise lebenslangen) Unsicherheitsfaktor dürfen auch die Kosten und möglichen Risiken eines Klinikaufenthalts im Ausland nicht außer Acht gelassen werden.

Einen ähnlichen rechtlichen Graubereich stellt die Frage der möglichen Feststellung der Vaterschaft und Ableitung von Rechten bzw. Pflichten bei Insemination im privaten Rahmen dar. Prinzipiell kann der Samenspender jederzeit durch einen Vaterschaftstest seinen Status klären (z.B. im Falle eines möglichen Erbstreits), aber andererseits genauso von Seiten der Mutter festgestellt und zur Zahlung von Alimenten verpflichtet werden. Anna und Betty geben in Bezug auf ihre konkrete Familienkonstellation hierzu an: „Natürlich könnte er das tun. **Das ist ein Vertrauen, dass wir glauben er tut das nicht.** Und das wird er auch nicht tun. Aber hundertprozentig weiß man es nie“ (Interview 4). Es gibt verschiedene Abstufungen und Modelle wie lesbische Mütter, welche durch eine private Samenspende ein Kind bekommen haben, mit dem Samenspender bzw. seiner möglichen Vaterrolle im Alltag umgehen. Tendenziell ist es bezogen auf den rechtlichen Status aber so, dass die Mütter formal Alleinerzieherinnen sind und vor dem Gesetz der Vater als unbekannt angegeben wird. Das heißt für eine mögliche Familienkonstellation von mindestens zwei Müttern bis maximal zwei Müttern und zwei Vätern, die das Kind gemeinsam großziehen, dass nur eine Person (von zwei bis vier Elternteilen) vor dem österreichischen Gesetz Rechte dem Kind gegenüber hat. Die möglichen Schwierigkeiten im Alltag, die sich daraus ableiten können (Vertretung des Kindes bei Ämtern, Ärztinnen aber solch banale Dinge wie Pflegeurlaub oder Unterschriften in Schulheften), und die persönliche Dimension, dass zum Beispiel im Falle einer konflikthafter Trennung der Co-Mütter eine der beiden ein gemeinsam aufgezogenes Kind vollkommen verlieren kann, sind enorm.

Aus dem Interview mit Anna und Betty hierzu: Anna ist formell Christophers Mutter und der Vater ist nach österreichischem Recht unbekannt. Betty: „**Und ich bin nach dem Gesetz nichts zum Christopher. Und nach diesem neuen, das müssen wir jetzt kämpfen (Seufzer), nach diesem neuen „Ehe-light“ (Partnerschaftsgesetz, Anm. Verf.), die jetzt möglich ist, da steht dezidiert drinnen, dass ich nicht das Kind meiner Partnerin adoptieren könnte (...)** Das heißt, das wäre eine schlechtere Stellung für mich, also für uns, wenn wir das machen würden, dem Christopher gegenüber.“ Anna: „Für gleichgeschlechtliche Paare mit Kindern ist das, ist dieses

Partnerschaftsgesetz, ein Wahnsinn!“ Auf die Frage, was ihrer Meinung nach die Idee hinter diesem Gesetz sei, antworteten Anna und Betty: **„Die Idee dahinter ist eben, dass das nicht geht. Das ist die ÖVP, die das...dass gleichgeschlechtliche Partnerschaften keine Kinder haben sollen, weil sie abnormal sind. (...) Ja und die SPÖ hat zugestimmt! Das darf man nicht vergessen...“** (Interview 4). Aber genauso wie mit den rechtlichen Rahmenbedingungen im Bezug auf Pflegschaft, gibt es auch für Kinder, welche in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft leben, keine einheitlichen Richtlinien in Bezug auf die Absicherung des rechtlichen Status der Eltern. Es gibt keine Rechtssicherheit. Aus ihren Erfahrungen in der Regenbogensgruppe berichten Anna und Betty, dass es auf den Richter ankommt in jedem konkreten Fall und auf die Auslegung bestimmter Paragraphen. Sie haben vor ein paar Jahren ohne Anwältin versucht, die gemeinsame Obsorge für ihren Sohn zu bekommen, was jedoch abgelehnt wurde. Ein lesbisches Paar aus dem Kontext der Rosa-Lila-Villa hat es mit einer bestimmten Anwältin in einem Wiener Innenstadtbezirk geschafft, und Betty und Anna wollen nun auch mit demselben Rechtsbeistand versuchen, eine gemeinsame Obsorge für ihren Sohn zu erlangen. Speziell die Sorge, dass der gesetzlich alleinerziehenden Mutter etwas zustoßen könnte, belastet die Regenbogenfamilie schwer. Man kann testamentarisch verankern, dass der Sohn mit der Co-Mutter aufgewachsen ist, doch in dem konkreten Fall, dass die leibliche Mutter nicht mehr für das Kind sorgen kann, wäre die Entscheidung über den Verbleib Christophers in seinem Umfeld, bei seiner Mama, eine **„good will Entscheidung“** der zuständigen Richterin. Anna und Betty wiederholen an dieser Stelle, dass die MA Elf in Wien „recht offen ist“ und dass sie in dem Fall „die Empfehlung abgeben würden, dass ich (Betty, **Anm. Verf.**) die nächste Bezugsperson von Christopher bin nach derzeitigem Stand. Also wenn sich dort nicht sehr viel ändert. Aber angenommen, ihre (Annas, **Anm. Verf.**) Schwester oder der Vater würden das einklagen wollen, dann wäre es sehr schwierig. (...) **Aber es gibt keine Rechtssicherheit. Das ist eine good will Entscheidung“** (Interview 4). Und wieder wird Bezug genommen auf die in den Bundesländern unterschiedliche Verfahrensweise. Betty: „Es gibt de facto kein Problem, solange man in Wien ist“ (Interview 4). Die Sprache kommt an der Stelle noch einmal dezidiert auf das Dilemma zwischen der Eintragung der Partnerschaft nach derzeitigem Recht und der damit einhergehenden Unmöglichkeit, ein gemeinsam aufgezogenes Kind, zu adoptieren. Die Interviewpartnerinnen meinen, sie wüssten nicht, ob, wenn sie zuerst die gemeinsame Obsorge durchfechten und dann die Partnerschaft eintragen lassen, ersteres aberkannt werden könnte. Betty: „Ich meine, das wäre absurd!“ Anna und Betty geben an, dass sie nicht denken, dass sich die gegenwärtige Rechtslage

diesbezüglich lange halten wird. Es bräuchte genau solche Klagen beim europäischen Gerichtshof, um etwas zu verändern. Sie erzählen von einem Fall aus Bayern, wo Eltern die „Stiefkindadoption“ eingeklagt haben und nach etwa zwei Jahren Recht bekamen. Anna: „Wir sind uns sicher, dass das nicht lange halten wird (...) Ich find es lustig, in einem bayrischen erzkonservativen Dorf geht das schon, aber in Österreich geht es noch nicht. Aber ich glaube, das wird sich ändern.“ Betty: „Es ist eine Frage der Zeit. Aber wir wollen es natürlich jetzt sofort haben“ (Interview 4)! Als Gründe für diesen Wettlauf gegen die Zeit, geben die Mütter ihre Sorgen und möglichen Schwierigkeiten im Alltag an. Die Co-Mutter hat nach derzeitiger Gesetzeslage keine Rechte, das Kind im Krankenhaus, Kindergarten oder in der Schule, „einfach das, was inbegriffen ist im normalen Leben“, zu vertreten. Die Rechtslage sei dahingehend noch komplizierter, da es so etwas wie eine **de facto** Obsorge gibt, die Betty ja schon übernommen hat. Doch das weiß niemand und das steht nirgends. Betty: **„Du brauchst nur zu einem blöden Arzt kommen oder im Krankenhaus zu irgendwem Dummen, der irgendeinen Ausweis von dir verlangt, und das kannst du...Pech gehabt! (Interview 4)“** Dann bringen Anna und Betty aus ihrer Erfahrung noch eine andere Ebene in die Diskussion mit ein: In der Regenbogengruppe gibt es sehr wohl Familien, wo jeweils jede der Mütter ein oder mehrere Kinder gekriegt hat, die dann klarerweise als Geschwister aufwachsen. Vor dem Gesetz aber, wenn einer der Mütter etwas widerfahren würde, wären diese Kinder nicht miteinander verwandt. Betty: **„Es wäre absurd, absolut absurd, wenn da irgendwas passiert und die werden dann auseinander gerissen. Da gibt es natürlich Horrorvorstellungen“** (Interview 4)! Da die beiden sich nicht nur im Privaten als lesbische Mütter, sondern auch nach außen hin als politisch aktive Feministinnen bezeichnen, haben sie klarerweise versucht, mit ihrer persönlichen Geschichte, mit dem Dilemma, das in ihrem Fall einen konkreten Namen und Gesichter hat, an die Öffentlichkeit zu gehen, in der Hoffnung, die Gesellschaft auf das Spannungsfeld in dem Regenbogenfamilien stehen aufmerksam zu machen und somit den Wandel voranzutreiben. Als das Lebenspartnerschaftsgesetz vor seinem Beschluss Diskussionsgegenstand der Politik und Medien war, haben Anna und Betty „überall angefragt“ und Abgeordneten geschrieben. Sie haben ihren Fall dargestellt und gefragt, wie sie das Christopher erklären sollen. Die Antworten blieben in der Mehrzahl der Fälle einfach aus. Die einzige Rückmeldung, die sie zu ihrer Anfrage erhielten, war von „irgendeinem Sekretär“, der schrieb, **„dass das zur Zeit dem Volk nicht zuzumuten ist. Dem Volksempfinden. Sowas. (Interview 4)“** Betty bekräftigt an der Stelle wiederholt, dass die Gesetzeslage, so wie sie sich derzeit in Österreich darstellt, nicht lange halten

wird. Sie müssen eben durchhalten und sich in Geduld üben. „**Aber es kann natürlich inzwischen viel im kleinen, persönlichen, familiären Bereich passieren**“ (Interview 4).

Gerade wegen dieser vielen möglichen Konflikte und persönlichen Schwierigkeiten verdienen m.E. nach jene Paare, die - gezwungen durch die österreichische Rechtslage - , diesen Weg zur Verwirklichung ihres Kinderwunsches wählen, größtmöglichen Respekt und könnten als Modelle für Beziehungen mit einer tiefsten Vertrauensbasis und gelebten partnerschaftlichen Strukturen im Alltag ein vielfältiges Feld für sozialwissenschaftliche Forschung für zukünftige Richtungen der Familie bieten.

Eine genau Anleitung, wie bei der Insemination im privaten Rahmen vorgegangen werden soll, findet sich in diversen Handbüchern zum homosexuellen Familienleben (u.a. Saffron 2001: 64ff.). Weiter gibt es Selbsthilfe-Gruppen für homosexuelle Paare mit Kinderwunsch von Beratungseinrichtungen in Wien (u.a. Courage und Rosa-Lila-Villa).

Was die Änderung der Rechtslage zur In-Vitro-Fertilisation in Österreich betrifft, so werden derzeit emotionsgeladene politische Debatte darüber geführt, ob sich unser Land auf dem Stand eines modernen EU-Staates, welcher Menschenrechte achtet, befindet. Gesundheitsminister Alois Stöger (SPÖ) äußerte gegenüber dem Standard am 14.10.2011 ob auf die Frage in Bezug auf den Ausschluss gleichgeschlechtlicher Paare von IVFs in Österreich die Möglichkeit einer Änderung in Sicht sei:

„Ich persönlich habe dazu einen offenen Zugang und glaube, dass hier keine Grenzen gesetzt werden sollten. Ich sehe keinen Grund, diese Gruppen auszuschließen. Eigentlich ist man mit der gesamten Rechtslage in Österreich nicht auf dem Status, der einem modernen europäischen Staat entspricht.“ (URL 27)

Außerdem sei Stöger dafür die künstliche Befruchtung für alleinstehende Frauen zu erlauben. Bezüglich des Heraufsetzens des Alters der Frau von derzeit 40 Jahren sieht er allerdings keinen Grund zur Änderung. Der Koalitionspartner ÖVP will zunächst die Entscheidung des europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte abwarten, der „im November über die Klage österreichischer Paare entscheide, die das Verbot von Eizellen- und Samenspenden anfechten. Erst danach wollen sich Justiz- und Familienministerium „alles andere anschauen“ (URL 28).

- Die dritte Möglichkeit wäre eine **Adoption bzw. die Übernahme einer Pflegschaft** für ein Kind. Prinzipiell gibt es keine gesetzliche Regelung, die einem gleichgeschlechtlichen

Paar die Adoption eines Kindes versagt. In der Praxis ist es jedoch so gut wie unmöglich, da Kinder vorzugsweise an (Ehe) paare vergeben werden, und (homosexuelle) Lebensgemeinschaften diesbezüglich (bewusst?) nicht einer Ehe gleichgestellt sind. Eingetragene Paare haben kein Recht auf gemeinsame Adoption eines Kindes. Somit haben gleichgeschlechtliche Partnerinnen die gleichen Chancen wie Alleinstehende auf die Adoption eines Kindes, und diese sind sehr gering bis nicht vorhanden. Wenn in Österreich auf jedes zur Adoption freigegebene Kind etwa zehn Ehepaare kommen, die gerne ein Kind adoptieren möchten, kann man sich die bleibenden Chancen für nicht Verheiratete ausrechnen. Die einzige Möglichkeit wäre auch hier eine Auslandsadoption, welche jedoch vom Land abhängig mit Strafregister, ärztlichen Bestätigungen, Einkommens- und Vermögensnachweisen, psychologischen Gutachten, etc. und nicht zuletzt auch mit einem ungeheuren finanziellen Aufwand verbunden ist. Weiter gilt es, bei Auslandsadoptionen das gesamte Thema rund um Menschenhandel zu bedenken (Interview vier). Es gibt in Österreich ein (!) bekanntes schwules Männerpaar mit gewisser Medienpräsenz, welches auch Wegerer für seine Arbeit 2009 interviewte, nämlich Karl Sibelius und Rainer Bartl, die von einer Organisation in Chicago, welche Kinder zur Adoption an gleichgeschlechtliche Paare vermittelt, die kleine Ella adoptierten. Vor dem österreichischen Gesetz erkämpfte sich Karl Sibelius eine Einzeladoption, und obwohl Sibelius Schwester „als zu dem Kind am zweitnächst stehende Person eingetragen wurde, hat Rainer Bartl die Position eines rechtlichen Pflegevaters inne, welche ihm durch den Rechtsanwalt des Rechtskomitees LAMBDA, Herrn Graupner, in Bezugnahme auf das österreichischen ABGB rechtlich zugesichert wurde“ (Wegerer 2009: 102). Bei diesem Fall handelt es sich allerdings um einen Präzedenzfall zweier Männer, die nicht müde wurden, gegen das Rechtssystem und gesellschaftliche und soziale Vorurteile anzukämpfen und vermutlich auch über die nötigen finanziellen Mittel dafür (und für die Auslandsadoption) verfügten.

Für schwule Paare in Wien ist gegenwärtig die Übernahme einer Pflegschaft von der MA Elf die einfachste und häufigste Methode einen Kinderwunsch zu realisieren. Gasser (2009) schreibt in ihrer Arbeit über gleichgeschlechtliche Pflegeeltern in Österreich (neben einem sehr guten Überblick zu Sex/ Gender/ Queer und Homosexualität aus theoretischer Sicht), dass es eine österreichische Novität ist, dass in Wien seit 2006 explizit in der Werbung gleichgeschlechtliche Paare als Pflegeeltern angesprochen werden. (vgl. Gasser 2009: 31f.). Weiter schreibt Gasser „Das erste offen lesbisch lebende Frauenpaar bewarb sich 1995 in Wien um ein Pflegekind, bis ihnen 1997 schließlich ein

Mädchen vermittelt wurde, das bis heute ihr Pflegekind ist. Das erste offen schwul lebende Männerpaar bewarb sich 2006 um ein Pflegekind. Kurz nach Abschluss der Bewilligung wurde ihnen ein Mädchen vermittelt“ (Gasser 2009: 33). Auf die Frage nach dem Hintergrund für die Vermittlung von Pflegekindern an homosexuelle Paare in Wien antwortete Betty: **„Das ist halt hauptsächlich darum glaube ich, weil es halt wenige Pflegeeltern gibt und weil sie froh sind, dass irgendwer die Kinder nimmt. Denk ich mir, dass das der Hintergrund ist und nicht die fortschrittliche Einstellung“** (Interview 4). Aus den Erfahrungen in der Regenbogenkinder Gruppe in der Rosa-Lila-Villa bezeichneten Anna und Betty das Wiener Pflegekinder Modell als sehr schön und berichteten von einigen Erfolgsgeschichten über schwule Paare, die das nutzen und so zu einem Kind kommen. Wer welches Pflegekind bekommt, wird nach dem Alter der Pflegeeltern und den momentanen Bedürfnissen des Kindes entschieden. Die meisten Kinder, die vermittelt werden, kommen in Langzeitpflege. Es passiert ganz selten, dass Kinder zurück zu den leiblichen Eltern kommen. Prinzipiell bleibt die Möglichkeit offen, dass die Kinder, falls sich die leiblichen Eltern zum Besseren entwickeln, zurückgeführt werden können, was aber de facto, wenn ein Kind zwei oder drei Jahre in Pflege war, in Bezugnahme auf das Kindeswohl, nicht mehr so leicht passieren kann. Aus Annas und Bettys Erfahrung kommen die meisten Pflegekinder aus Familien, wo sehr viele Kinder da sind und wo sich die Erziehungskompetenzen bei den Eltern über die Zeit nicht wesentlich bessern bzw. die Eltern auch gar nicht wollen, dass die Kinder zurück in die Familie kommen. Trotzdem die Befürchtung, dass die Kinder jederzeit weggenommen werden können, nicht in einer großen Wahrscheinlichkeit gründet, steht sie stets über der Familie und man muss bereit sein, sich darauf einzulassen. Betty meint zum Thema Übernahme einer Pflegschaft: **„Es ist sicher nicht ohne. Aber es ist eine Möglichkeit, ein Weg, den eigenen Kinderwunsch zu erfüllen und gleichzeitig noch, was zu tun, was wem hilft“** (Interview 4). Zur Übernahme einer Pflegschaft muss man nicht in einer eingetragenen Partnerschaft leben. Es gibt verpflichtende Kurse und Seminare zur Vorbereitung und es wird gemeinsam mit dem Jugendamt überlegt, welches Kind am besten zu welcher Familie passen würde. Und manchmal muss man ganz schnell sein, von einem Tag auf den anderen. Anna: „Ist man dann auf einer Warteliste und kriegt ganz plötzlich ein Kind.“ Betty: „Und es ist da halt einfach so, dass die MA Elf als Behörde als Institution einfach irgendwie aufgeschlossen ist (...) Wien ist anders.“ (...) Anna: **„Seit einigen Jahren, manche Sachen sind recht...also unterscheiden sich halt von schwarzen Bundesländern. Das ist schon ein großer Unterschied“** (Interview 4). Im Winter 2010/11 erhielt ich auf eine Anfrage über eine Forschungsgenehmigung bei gleichgeschlechtlichen

Pflegeeltern in Wien beim Verein Igelkinder (URL 29) die Antwort, dass keine Genehmigungen mehr erteilt würden, da bei den derzeit elf homosexuellen Paaren in Wien, welche Kinder in Pflege haben, bereits über Gebühr viele Forschungen stattgefunden hätten. Meine Interviewpartnerinnen (Interview 4 „Anna und Betty“) berichteten überdies, dass sie die vermittelnde Behörde in Wien, die MA Elf als ausgesprochen offen und aufgeschlossen erleben. In Österreich gibt es keine bundesweit einheitliche Rechtslage in Bezug auf Pflegekinder. Laut Aussage der Interviewpartnerinnen kämen daher schwule Paare, welche in ihrer Heimatgemeinde (Oberösterreich) keine Chance auf die Übernahme einer Pflegschaft hätten, nach Wien, um dies durchzusetzen (Interview 4).

Über den zahlenmäßigen Anteil von Kindern in Regenbogenfamilien in Wien/ Österreich können Anna und Betty leider auch keine Angaben machen. Anna und Betty meinen, dass die Kinder welche in einen Innenstadtbezirk in eine Selbsthilfegruppe für Regenbogenkinder kommen nur einen sehr selektiven Ausschnitt der Wirklichkeit darstellen, der in keinem Fall repräsentativ ist. Sie sind sich, aus ihrer Erfahrung mit Lesben aus anderen Kontexten („die man beim Sport kennenlernt...nur weil man lesbisch ist, hat man sich nicht unbedingt was zu sagen...und die man dann nie wieder sieht“) sicher, dass es viele Regenbogenkinder gibt, die aufgrund von Bildung oder sozialer Schicht der Eltern nicht in so eine Gruppe kommen (als Beispiel werden lesbische Billa Verkäuferinnen oder schwule Postbeamte angeführt, welche es mit Sicherheit gibt, von denen den Interviewpartnerinnen persönlich aber keine bekannt sind) (Interview 4).

3.5 „Hausmänner“ oder Familien mit Rollentausch

„Hausmänner (...) weichen radikal von der traditionellen Familienideologie hinsichtlich der Bedürfnisse von Kleinkindern ab: die Mutter ist außerhäuslich erwerbstätig, der Vater übernimmt die Versorgung der Kinder und erledigt die Hausarbeit.“ (Peuckert 1996: 225)

Leider kann an dieser Stelle, wie auch im vorigen Kapitel, kein genauer Aufschluss über die Zahl der österreichischen Kinder, welche mit einem „Vater mit Doppelrolle“ oder einem „neuen Vater“ (Peuckert 1996: 225) aufwachsen, gegeben werden. Statistisch erfasst ist diese

Familienform als eine „normale“ Kernfamilie mit zwei Elternteilen und ihren Kindern im gemeinsamen Haushalt.

Ein Überblick kann lediglich über die mögliche Struktur, die gesetzlichen Grundlagen zur Elternkarenz in Österreich, sowie zu einigen bisher durchgeführten Studien gegeben werden: „Rollentausch“ bedeutet, wie oben angesprochen, dass nicht die Mutter sondern der Vater die primäre Betreuung des Kindes bzw. der Kinder übernimmt (wobei natürlich diese Begriffsbezeichnung an sich wieder wertgeladen und problematisch ist, da von „natürlichen“ Rollen ausgegangen bzw. m.E. nach durch den Begriff implizit, eine bestimmte Vorannahme über Rollenverhalten ausgedrückt wird). Das kann bedeuten, dass die Mutter allein erwerbstätig ist, oder dass sich die Ehepartner auch die berufliche Verantwortung gemeinsam in Form beiderseitiger Teilzeitarbeit übernehmen. Während Frauen in Kriegszeiten seit je her „ihren Mann stehen mussten“, ist die Übernahme von Tätigkeiten die „traditionell“ den Frauen zugeordnet werden, für Männer relatives Neuland. In Teil II seien einige exemplarische Ergebnisse der Studie „Unterwegs zum neuen Mann“ von Paul M. Zulehner dargestellt, welche Einblick in die Einstellungen und Rollenvorstellungen vermitteln sollen, um zu zeigen wie neu der „neue“ österreichische Mann denn nun ist.

„Am 1. Jänner 1990 trat das Eltern-Karenzurlaubsgesetz in Kraft. Seither haben auch unselbständig erwerbstätige Väter, die mit ihrem Kind gemeinsam im Haushalt leben und dieses überwiegend selbst pflegen, die Möglichkeit, den Karenzurlaub und das Karenzgeld in Anspruch zu nehmen“ (Zulehner/Slama 1995: 103). Zum sozialen Hintergrund der Familien, welche die Möglichkeit der Karenzierung des Mannes in Anspruch nehmen, gibt es demografische Kriterien: „Bei der Hälfte der Karenzväter handelt es sich um das erste Kind ... Von allen österreichischen Karenzvaterfamilien lebt ein Viertel in Wien, während nur etwa 16 % der Familien mit karenzierter Mutter ihren Wohnsitz in der Bundeshauptstadt haben“ (Zulehner/Slama 1995: 104). Als häufigste Beweggründe für eine väterliche Karenz werden finanzielle Motive genannt (bestimmte Berufsumstände der Frau, etc.), aber auch Motive wie „der Wunsch des Mannes nach einer Beziehung zum Kind“ oder „der Wunsch nach mehr Zeit für die Familie“ (vgl. Zulehner/Slama 1995: 104). Bei den Hausmännern mit Kindern über 15 Jahren waren es in der Mehrzahl der Fälle rein finanzielle Motive, die sie von „Familienerhalter zum Familiengestalter“ werden ließen (Verlust des Arbeitsplatzes, Berufsunfähigkeit, etc.).

In der Publikation der Ergebnisse des Mikrozensus vom September 2002 zu Haushaltsführung, Kinderbetreuung und Pflege der Statistik Austria wird deutlich, dass karenzierte Väter in Österreich nach wie vor die Ausnahme bleiben. Während vor der Geburt eines Kindes zumeist beide Partner berufstätig waren und die Aufgaben in Bezug auf die Haushaltsführung bei kinderlosen Paaren mit beiderseitiger Erwerbstätigkeit eher partnerschaftlich geteilt ist, so kommt es mit Beginn der Elternschaft zu einer „Re-Traditionalisierung der familiären Rollen. (...) Nach der Geburt eines Kindes bleibt vorwiegend die Mutter vorübergehend oder für längere Zeit zu Hause. Männer setzen ihre berufliche Tätigkeit in den meisten Fällen fort“ (Kytir/Schrittwieser 2002: 24). In Bezug auf die Haushaltsführung in Partnerschaften, führt in 57 % der knapp zwei Millionen Paare die Frau alleine den Haushalt, wohingegen lediglich 1,3 % der Paare angeben, dass der Mann überwiegend oder allein für die Haushaltsführung zuständig ist (ebd.: 27).

Auch der Gender and Generations Survey 2008/ 2009 zeichnet kein optimistischeres Bild eines gesellschaftlichen Wandels zu mehr Beteiligung der Väter in Haushalt und Familie. Beispielsweise geben nur zwei Prozent der Männer an, überwiegend die Kinder anzukleiden, 3,4 % geben an, zuhause zu bleiben wenn die Kinder krank sind und 4,9 %, die Mahlzeiten überwiegend alleine zuzubereiten (URL 10).

Auf die soziale Akzeptanz der neuen Väter soll des weiteren im Teil II näher eingegangen werden, wobei in Teil III ein Interview mit einem Sohn eines „neuen“ Vaters einen Eindruck über die möglichen Auswirkungen des Rollentauschs auf das Befinden der Kinder gibt, und somit das Bild der Familien mit „Hausmännern“ abzurunden anstrebt.

TEIL II: FAMILIE ALS WERT

„Trotz der Pluralität von Lebensformen ist die Kernfamilie als `Leitbild` nach wie vor existent. Die gesellschaftliche Orientierung am normativen Leitbild, dass zur ökonomischen Versorgung und zur psycho-physischen Betreuung des Kindes zwei Erwachsene zur Verfügung stehen bzw. dass Elternschaft jeweils nur von einer Mutter- und Vaterperson wahrgenommen wird, erschwert es den von diesem Leitbild abweichenden Familienformen, ihre familialen Aufgaben zu erfüllen.“ (Zartler/Wilk/Beham 1999: 235 URL 31)

Ziel des zweiten Teils der vorliegenden Arbeit ist es, die Bedeutung der Familie aus der Struktur-, Gesellschafts-, bzw. auch „Erwachsenenperspektive“ zu erforschen und den Wert der Familie im sozialen Kontext zu bearbeiten.

Eingeleitet wird dieser Teil durch ein Kapitel über die Geschichte der Familie, welches zeigen soll, dass die „richtige Familie“ wie sie gerne und oft zitiert wird, auch in früherer Zeit keineswegs so homogen war, wie vielfach behauptet wird.

Im Anschluss daran folgt ein großer Teil, welcher Familie im gesellschaftlichen Zusammenhang analysieren will. Zu Anfang gibt es ein Unterkapitel über Wertorientierungen und Einstellungen im Bezug auf Ehe, Familie und Scheidung, welchem im Anschluss vier Unterkapitel folgen, in denen im Einzelnen auf soziale Probleme, Diskriminierung und Vorurteile, mit denen die dargestellten Familienformen vielfach zu kämpfen haben, eingegangen werden soll, sowie die Einstellungen, welche die Österreicherinnen in Bezug auf diese familialen Lebensformen haben, untersucht werden. Im Unterkapitel 5.4. zu Regenbogenfamilien findet die Auswertung des im Winter 2010/ 11 im Rahmen eines Seminars zu Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen durchgeführten Interviews mit zwei lesbischen Müttern Platz, welches einen praktischen Einblick in die rechtliche, soziale und gesellschaftliche Situation von Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern in Österreich/ Wien gibt.

4. HISTORISCHE ASPEKTE

Dass im Bezug auf die Familie nicht von einer ursprünglichen Form her argumentiert werden kann, wurde, wie auch die Blütezeit des bürgerlichen Familienideals im „golden age of marriage“ der 1950er und 1960er Jahre sowie die Entwicklungen in der Gegenwart, im ersten Teil dieser Arbeit bereits ausführlich erläutert. An dieser Stelle soll nun versucht werden, durch einen kurzen Rückblick auf die Vergangenheit der Familie, Antworten auf die Frage, warum die „traditionelle“ Kernfamilie trotz ihres statistischen Rückgangs für so viele Menschen noch von derartig hohem ideellen Wert ist, gefunden werden.

Die Geschichte der Familie ist seit jeher eine Geschichte des ständigen Wandels, der Pluralität und der Heterogenität. Sie ist stets eingebettet in und geprägt von der Entwicklung des

philosophischen, theologischen oder wissenschaftlichen Denkens der jeweiligen Epoche zu betrachten. In jeder Periode begegnet man vielfältigen, sich widersprechenden, Kritik hervorruhenden und Autorität beanspruchenden Bildern und Definitionen von Familie. Nicht selten stehen, wie sich auch im Vergleich der folgenden beiden Kapiteln zeigen wird, die Leitbilder, nämlich das was als anzustreben galt und in philosophischen, politischen und theologischen Schriften veröffentlicht wurde, in direktem Gegensatz zur familialen Realität des Großteils der Bevölkerung. Dies ist nicht zuletzt auch deshalb der Fall, da diese sogenannten Leitbilder von einer Minderheit, nämlich der herrschenden Klasse und im Europa der Neuzeit, dem Bürgertum aufgestellt wurden und in zahlreichen Fällen der Bezug zu den Lebensumständen der Masse, nämlich den unteren Schichten der Bauer, Handwerker und später der Arbeiterklasse, fehlte (vgl. Ehmer 1993).

4.1 Von Aufstieg und Abstieg eines Familienleitbildes

(vgl. Ehmer 1993)

Für das Familienideal, welches in der frühen Neuzeit vorherrschend war, sind 3 Komponenten besonders bezeichnend, welche sich aus dem gesellschaftlichen Verständnis jener Zeit ergeben sowie den Machtverhältnissen dieser Epoche entsprechen:

- Unverzichtbar und von der katholischen Kirche, wie auch den Reformatoren, als ideale Lebensform ausgewiesen, war zu jener Zeit **die rechtskräftig geschlossene Ehe**, der sogenannte „christliche Eestand“ (Ehmer 1993: 6), der als normative Grundlage für eine Familie als konstituierend galt. Um den Einfluss der Kirche in alle Lebenszyklen der Menschen in gewünschtem Maße zu sichern, musste „vor Gott“ in diese Verbindung getreten werden, das heißt eine Heirat ohne das Empfangen des Ehesakraments und eine Eintragung in das Kirchenbuch war im 15. und 16. Jahrhundert vor dem Gesetz nichtig. Ein Problem, vor allem der Reformation, war der geforderte freiwillige Konsens der Eheleute, der aber im direkten Widerspruch zum Patriarchat stand. Scheidung war nach Luther erlaubt wohingegen die katholische Obrigkeit lediglich eine „Trennung von Bett und Tisch“ gestattete.
- **Als Familie galten zu jener Zeit Herrschaftsverbände, große Verwandtschaftsgruppen bzw. Haus- und Hofgemeinschaften**, wobei letztere als grundlegende Formen des Zusammenlebens erschienen. Die Kernfamilie in unserem

Sinne existierte in der frühen Neuzeit nicht. Eine Familie wurde definiert als eine Gruppe von Personen, welche unter dem Dach und der Herrschaft eines Oberhauptes, oder auch „Hausvaters“, zusammenlebten. Bezeichnend hierfür sind folgende Zitate: „Mann und Frau, Kinder, Mägde und Knechte, das ist es, was die Leute unter einer Familie verstehen“ (Leon Battista Alberti, 15. Jhdt., zit.n. Ehmer 1993: 7). „Familia bedeutet Weib, Kinder, Hausgesinde, Knechte und Mägde. (...) Familia ist eine Anzahl Personen, welche der Macht und Gewalt des Hauß – Vaters, entweder von Natur, oder rechtlicher Disposition unterworfen sind, zur Erlangung eines gemeinsamen Gutes“ (Zedlers Universal Lexikon, 1735, zit. n. Ehmer 1993: 7). Auch entstand eine spezifische Literaturgattung, die „Hausväterliteratur“, in welcher allgemeine Ziele, Regeln und Anleitungen zu „gutem“ Leben ausgeführt waren.

- Aus dem angeführten Modell des Oberhauptes ergibt sich das dritte konstituierende Element der früh-neuzeitlichen Familie: **Das Patriarchat**. Der Hausvater hatte die politische und rechtliche Repräsentanz, sowie die religiöse Verantwortung für alle unter seiner Obhut lebenden Personen inne, welche dem Patriarchen ihrerseits wiederum unbedingten Gehorsam schuldeten. Dieses Familiensystem stand in direkter Wechselwirkung zum politischen System des frühen Absolutismus. So wie der Vater über das Haus, herrschten die Machthaber über das Volk, wobei beide ihre Stellung aus der göttlichen Ordnung legitimierten, welche natürlich auch ihre unmittelbare Entsprechung in den wirtschaftlichen und finanziellen Interessen der Herrscher fanden. In einem englischen Hausbuch von 1617 wird den angehenden Ehefrauen dazu geraten, folgende Zeilen zu verinnerlichen: „Mine husband is my superior, my better; he hath authority and rule over me; nature hath given it to him (...) God hath given it to him“ (zit.n. Ehmer 1993: 7). Noch der Verfasser des bayrischen Landrechts von 1756, *Winguläus von Kreittmayr* meinte, dass die Herrschaft des Mannes und die Gehorsamspflicht der Ehefrau in „göttlichem Recht“ begründet sei: „Solemnach ist und bleibt der Mann das Oberhaupt, sowohl von seiner Frau, als der ganzen Familie, wohingegen sie ihm ein für allemal subordiniert und untergeben ist“ (zit.n. Ehmer 1993: 7).

Im 16. und 17. Jahrhundert kamen dann mit grundlegenden Wandlungs- und Modernisierungsprozessen der Gesellschaft auch neue Leitbilder der Familie auf, welche an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert und dem Übergang zur bürgerlichen Gesellschaft, dank großer Theoretiker wie Locke oder Rousseau, zu Dominanz gelangten: **Es kam zur Herausbildung des „bürgerlichen“ oder „modernen“ Familienideals**. Die Beziehung zwischen den Ehegattinnen änderte sich, zumindest in der Theorie, grundlegend: gewisse

Gleichberechtigung, sowie Liebe als Grundlage für eine Ehe, traten in den Vordergrund, Gefühle und erotische Interessen, sowie die „Freundschaft“ zwischen den Ehegattinnen sollte vor der wirtschaftlichen Beziehung stehen, was natürlich massive Konflikte zwischen alten und neuen Leitbildern auslöste. Die Stellung der Kinder, sowie die Wahrnehmung von Kindheit, wandelte sich vollkommen, emotionale Zuwendung galt als wichtig. Die Familie wurde als Ort des Privaten und der Intimität betrachtet und die Lösung der Eltern-Kind-Gruppe aus der Hausgemeinschaft angestrebt. Der Begriffswandel von der „Familie des ganzen Hauses“ vollzog sich hin zur „Gattenfamilie“. Genau wie beim Aufkommen des Patriarchats stand dessen Zurückdrängen auch in enger Verbindung mit den politischen Theorien und Situationen.

Seinen Durchbruch erlebte dieses Familienleitbild im deutschen Sprachraum während der Periode der Klassik (1780-1810). Ein Konzept der Familie wurde entwickelt, welches in den nächsten beiden Jahrhunderten zum vorherrschenden Familienbild werden sollte, und es vielfach bis zum heutigen Tage noch ist.

Das Problem welches sich aus der neuen Idee der Gleichberechtigung der Ehegattinnen, im Gegensatz zu der dominierenden Denkweise, dass „der Mann von Natur aus überlegen sei“, stellte, wurde kurzerhand durch die Erfindung des **„Konzepts der Geschlechtscharaktere“** gelöst. Es wurden so Gruppen von Merkmalen bezeichnet, welche angeblich natur- bzw. gottgegeben sind, und den weiblichen und männlichen Charakter definierten: „Aktivität, und Rationalität, Kraft und Vernunft, Öffentlichkeit und Bestimmung für ein Wirken nach Außen seien die natürlichen Eigenschaften des Mannes; Passivität und Emotionalität, Bescheidenheit und Gefühl, Anmut und Schönheit, Privatheit und die Bestimmung für das häusliche Leben jene der Frau“ (Ehmer 1993: 14).

Pine schreibt ebenso, dass die Zuordnung von Frauen zum häuslichen Bereich und Männern zum politisch-produktiven Bereich eine historisch spezifisch Besonderheit im England des 19. Jahrhunderts war. Den Ausschlag dafür gaben der wachsende Einfluss einer neuen Mittelschicht und die Bemühungen, Kinder vom Arbeitsmarkt in den Bereich der häuslichen Pflege zu bringen. Dies ging einher mit der (logischen) Notwendigkeit, die Frau als gutes Herz des Hauses und „Hafen in einer rastlosen Welt“ zu proklamieren, wohin Männer nach einem langen Tag in der grausamen Welt der Lohnarbeit und der Geschäfte flüchten konnten (vgl. Pine 2002: 227). Sozialwissenschaftliche Theoretikerinnen, welche in diese Richtung argumentieren, legen den Fokus auf die Verbindung zwischen Kapitalismus, staatliche

Gesetzgebung und Familienideologien als logische Konsequenz, welche in verschiedenen Konzepten von *Gender* und Familie in verschiedenen Epochen in diversen Schichten ihre Entsprechungen fanden (ebd.).

Dass diese geradezu absurde Idee der Legitimation der männlichen Interessen aus seinen natürlichen Anlagen für viele Menschen auch im 21. Jahrhundert, trotz ihrer konkreten Widerlegung in der Lebensrealität des Großteils der Bevölkerung, nichts von ihrer Gültigkeit eingebüßt hat, muss, weil allgemein spürbar und einsichtig, nicht eigens erwähnt werden. Auch sollte die extreme Diskriminierung, die hiervon für nahezu alle familialen Lebensformen der Gegenwart ausgeht, der Leserin ins Bewusstsein gerufen werden.

Wie lange das „Konzept der Geschlechtscharaktere“ auch im öffentlich – rechtlichen Kontext dominierend war, wird in der Betrachtung des *ABGB*, des *Österreichischen Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuches*, besonders deutlich: 1811 verfasst, definierte es die Ehe bereits als Vertrag, in dem die Frau persönlich völlig frei und selbständig war, wobei es aber zugleich hieß, dass „der Mann das Haupt der Familie sei (und) ihm in dieser Eigenschaft das Recht zusteht, das Hauswesen zu leiten. (...) In zweifelhaften Fällen (allerdings) hätte sich die Ehefrau dem Ehemann unterzuordnen. Sie habe, weil für den Mann aus den gewöhnlichen Naturanlagen und der üblichen Erziehungsart die Vermuthung einer reiferen und tieferen Beurteilung streitet, (...) nachzugeben und den Mann als das Haupt der Familie zu betrachten“ (Ehmer 1993: 13). **Das ABGB blieb in dieser Fassung bis zu seiner Reform im Jahre 1975 Grundlage des Familienrechts in Österreich!**

Dass trotz des in Kapitel 2 ausführlich geschilderten, scheinbaren Abstieges dieses Familienleitbildes seit den späten Sechziger Jahren, nach wie vor noch so viele Menschen an dem tradierten Rollenbild der „bürgerlichen Kernfamilie“ festhalten, mag sich aus der Tatsache heraus erklären, dass gerade viele der meiner Generation vorhergehenden Eltern, Kinder der sogenannten „Blütezeit“ dieses Leitbildes sind, und eventuell von Seite der „baby boomers“ noch sehr von dieser Tradition geprägt aufwuchsen. Es bleibt zu hoffen, dass die kommende Generation, welche wir möglicherweise erziehen werden, unabhängig von ihrer etwaigen Gesinnung, die Augen nicht mehr vor der vorherrschenden Realität und Pluralität der familialen Lebensformen verschließen, und auf Grund von Erfahrung Rollenklischees, wie den oben angeführten, kritischer gegenüberstehen wird.

4.2 Die Pluralität der Familie in früherer Zeit

„Sind die Phänomene der Post – Moderne wirklich neu?“ (Goldberg 1998: 254)

Diese Frage, mit welcher *Christine Goldberg* ein Kapitel ihres Aufsatzes „Familie in der Post-Moderne“ einleitet, wird in der einschlägigen Literatur vielfach von diversen Autorinnen gestellt und stets, wie auch schon oben erwähnt, mit einem deutlichen „Nein!“ beantwortet. *Goldberg* schreibt hierzu:

„Entwicklungen (wie die Pluralität der Lebensformen, Alleinerzieherinnen, Wiederverheiratung, hohe Ledigenquoten und hohes Heiratsalter), die vornehmlich als typisch für post – moderne Gesellschaften genannt werden, verdanken ihre Charakterisierung eher dem methodischen oder theoretischen Zugang der FamiliensoziologInnen, als der Neuartigkeit ihres Vorkommens.“ (Goldberg 1998: 254)

Um diese, wie auch die unter Kapitel 5 angeführte These des „Leitbildes contra Lebenswirklichkeit“ zu festigen, seien im Folgenden einige historische Beispiele erläutert, welche die Vielfältigkeit der Lebensformen im Gegensatz zu den in Kapitel 5.1 in den jeweiligen Epochen vorherrschenden Theorien der „idealen Familie“ darstellten.

Bereits aus der *frühen Neuzeit* lässt sich eine ungeheure Vielfalt der Familienformen auf Grund der Eintragungen in den Kirchenbüchern belegen. „Die eine Familie“ war zu keinem Zeitpunkt existent. Signifikant ist lediglich ein Unterschied in Bezug auf die Varianten des Zusammenlebens in Nord-, West- und Mitteleuropa, wo die oben beschriebene Form der Hauseltern, Kinder und des Gesindes vorherrschend war, im Gegensatz zu Süd- und Osteuropa, wo eher Mehrgenerationsfamilien mit verheirateten Söhnen etc. vorzufinden waren. Das lässt sich v.a. dadurch erklären, dass unsere Breiten zu jener Zeit eng mit der Institution des Gesindedienstes verbunden waren. Das Gesinde stellte ein zahlreiches und mobiles Inventar der Sozialstruktur dar, was daran zu erkennen ist, dass zwei Drittel aller Jugendlichen ihre eigene Familie verließen und in fremde Dienste gingen. Die Haushaltsgröße war sehr unterschiedlich, wobei jedoch in Nord -, West- und Mitteleuropa eher die Form der Kleinfamilie mit vier bis fünf Personen dominierte (vgl. Ehmer 1993: 10ff.).

Auf Grund der in Kapitel 4.2 dargestellten, relativ hohen, Wertschätzung des Ehestandes betrug die Zahl der zeitlebens Ledigen nur etwa 10 %, wohingegen das Heiratsalter generell relativ hoch lag (Männer: etwa 28 Jahre; Frauen: etwa 25 Jahre). Begründet war dies in der

Tatsache, dass Heirat zu jener Zeit auch die Gründung eines eigenen, neuen Haushaltes bedeutete, wozu ein großer Teil der Bevölkerung aus wirtschaftlichen Gründen erst in höherem Alter in der Lage war. Jene Menschen, welchen die Möglichkeiten hierzu nicht offen standen, fristeten ihr Leben in fremden Haushalten als sogenannte „Inwohnerinnen“ bzw. „Tagelöhnerinnen“. Auch entschied die Eheschließung wesentlich über den gesellschaftlichen Stand, weshalb diese Entscheidung so lange wie möglich hinaus geschoben wurde. Durch diese Abhängigkeit der Heirat von den sozialen Positionen war der Kreis der potentiellen Partnerinnen, vor allem in kleineren Dörfern, extrem eingeschränkt. Mit der Ausbreitung der Hausindustrie senkte sich das Heiratsalter, da zum Beispiel für den Stand der Weberinnen oder Strumpfwirkerinnen, die frühe Verbindung mit einer Partnerin gleichzeitig Teilung der Arbeit bedeutete. Liebesheiraten waren sehr selten, jedoch, wie vereinzelte Quellen belegen, durchaus existent. Die Dauer der Ehen war auf Grund des hohen Alters ihrer Schließung und der geringen Lebenserwartung im Vergleich zu den Industriegesellschaften gering, und betrug im Durchschnitt 17 bis 22 Jahre. Kinder zu bekommen war Selbstverständlichkeit und Konvention, wobei jedoch im Gegensatz zur allgemeinen Meinung die Kinderzahl nicht sehr groß war (etwa ein bis drei Kinder pro Haushalt). Bedingt war dies durch die Tatsache, dass sich die eheliche Fruchtbarkeit auf maximal 15 bis 20 Jahre belaufen konnte und schwere Arbeit, Mangelerährung, Krankheit, Tod des Gatten und nicht zuletzt auch die hohe Säuglingssterblichkeit nicht gerade günstige Bedingungen für Geburt und Aufwachsen von vielen Kindern darstellte (Statistiken aus jener Zeit weisen pro Frau ca. vier bis sechs Geburten auf, vgl. ebd.).

Wahrgenommen wurden Kinder im Allgemeinen als Eigentum des Patriarchen und Arbeitskräfte für Haus und Hof. Liebevoller Zuwendung sowie die Sichtweise von Kindheit als eigenständigem Lebensabschnitt waren nicht gegeben, und die Kleinen verließen teilweise schon mit acht oder neun Jahren ihre Eltern, um (wie oben erwähnt) in einem fremden Haushalt „in Dienst“ zu gehen (vgl. ebd.).

Wie bereits ausgeführt, änderte sich mit dem Aufkommen des bürgerlichen Familienideals im 18. Jahrhundert auch die Stellung der Kinder grundlegend. Man erkannte den Zeitraum der Kindheit als eigenen Lebensbereich mit eigener Kleidung und Spiel, wobei auch Liebe und Gefühl für die Eltern-Kind Beziehung bedeutsam wurden. Man erkannte, dass das Kind zum Aufwachsen diese Form von Emotionalität benötige, was darin zum Ausdruck kam, dass die Eltern ihren Sprösslingen teilweise gestatteten, sie bei den Vornamen zu nennen. Die Kehrseite dieser wunderbar humanistischen Denkweise war jedoch, dass im 18. Jahrhundert

dieses neue Ideal von Familie nur in jener kleinen Gesellschaftsschicht gelebt wurde, welche es auch entwickelt hatte, nämlich dem Bürgertum. Von der Lebenswirklichkeit der breiten Masse des 18. und 19. Jahrhunderts war das Bild der „modernen Kleinfamilie“ mehr als entfernt. In den unteren Gesellschaftsschichten war das Familienleben nach wie vor von der Arbeits- bzw. Sozialstruktur bestimmt, abhängig und dominiert, und selbst im „respektablen Bürgertum“ war die Familienstruktur keineswegs so homogen wie man gemeinhin gerne annimmt. Beck-Gernsheim zufolge finden sich in alten Kirchenregistern und Familienstammbüchern jener Zeit zahlreiche Zweit- und Drittehen, sowie Stiefgeschwister:

„Nehmen wir zum Beispiel den Fall des Frankfurter Kaufmanns Peter Anton Brentano. 1735 geboren, war er in erster Ehe mit einer Cousine verheiratet, die ihm sechs Kinder gebar und 1770 verstarb. Drei Jahre später heiratete er zum zweiten Mal: die 17 - jährige, d.h. 21 Jahre jüngere Maximiliane von La Roche. In den gemeinsamen zwanzig Ehejahren brachte sie zwölf Kinder zur Welt und starb 1793, im Alter von 37 Jahren. Danach freite Brentano ein drittes Mal und zeugte mit seiner neuen, wiederum sehr viel jüngeren, Frau vor seinem Tod 1779 nochmals zwei Kinder.“ (Beck – Gernsheim 1998: 21)

Weiter zitiert sie neben zahlreichen anderen Beispielen auch die vielen Könige, Fürsten und Herzöge, von welchen in den Geschichtsbüchern zu lesen ist, die wie selbstverständlich „‘Ehen zur linken Hand` führten, offiziell Maitressen aushielten und ihre illegitimen Sprösslinge mit Adelstiteln und Besitztümern bedachten“ (Beck-Gernsheim 1998: 21).

Obwohl sich im 19. Jahrhundert die Tendenz zu einer gewissen Vereinheitlichung der Familienstrukturen hin zeigte, fürchtete man zunächst um die vollkommene Auflösung derselben, vor allem durch die Verhältnisse unter denen Arbeiterfamilien zusammen hausten. Der deutsche Ökonom Gustav Schmoller kam bei einer Untersuchung von Arbeiterwohnungen 1887 zur Ansicht, dass „das Geschlecht von Kindern und jungen Leuten, das jetzt in diesen Löchern aufwächst, das muss mit Notwendigkeit alle Tugenden der Wirtschaftlichkeit, der Häuslichkeit, des Familienlebens (...) verlieren“. Sein Kollege Werner Sombart zog den Schluss, dass „hier ein Geschlecht heranwachse, für das die Familiengemeinschaft so gut wie gar nicht mehr existiert“ (Ehmer 1993: 14).

Wahrlich kann man, unter Beachtung des demographischen Materials, davon sprechen, dass sich das Familienleben des 19. Jahrhunderts in einer regelrechten Krise befand: In der Arbeiterklasse jener Zeit lag das Heiratsalter noch höher als während der Periode der frühen Neuzeit, und die Zahl der zeitlebens Ledigen erreichte ihre geschichtliche Spitze (In manchen

inneralpinen Bezirken Österreichs mehr als 40 %; Im kärntnerischen St. Veit sogar 60%; Vgl. Ehmer 1993: 14). Auch die Unehelichenquote stieg, vor allem in den großen Städten, gewaltig an. In Wien hatten in den Jahren 1846-1850 mehr als die Hälfte aller hier geborenen Kinder ledige Mütter. Viele dieser Kinder wurden nach der Geburt in „Findelhäusern“ abgegeben, was zur Folge hatte, dass zu jener Zeit rund vier von zehn Wiener Kindern ihre leiblichen Eltern niemals zu Gesicht bekamen. Die sozialen Probleme des 19. Jahrhunderts spiegeln sich auch sehr deutlich in den Wohnverhältnissen wieder:

„In Städten wie Wien, Berlin oder Zürich wohnten rund zwei Drittel aller unselbständig Beschäftigten nicht in eigenen Wohnungen. Umgekehrt waren diejenigen, welche es doch zu einer eigenen Wohnung gebracht hatten, auf die Aufnahme von Bettgebern und Untermietern angewiesen, um ihre Mieten bezahlen zu können. Je kleiner eine Wohnung war, desto mehr Menschen drängten sich in ihr zusammen, und desto öfter beherbergte sie familienfremde Personen. In Wien schliefen noch am Beginn des 20. Jahrhunderts selbst in den `wirtschaftlich höherstehenden` Arbeiterkreisen weniger als die Hälfte der Personen allein in einem Bett. Die Mehrheit benützte es zu zweit oder zu dritt, gemeinsam mit Familienmitgliedern, aber auch mit Bettgebern. Dazu kam eine äußerst hohe Mobilität. Bettgeher wechselten alle paar Tage ihre Schlafplätze, und auch die Inhaber von Wohnungen zogen häufig um. Stabilität und Intimität in den Familienbeziehungen waren in diesen Verhältnissen schwer auszumachen.“ (Ehmer 1993: 15)

Die Gründe für diese Missstände waren jedoch nicht, wie viele konservative Zeitgenossinnen behaupteten, ausschließlich in den neuen sozialen Strukturen zu suchen. Vielmehr zwang das Festhalten an den alten Traditionen des Familienlebens, wie die Bindung von Heirat und Selbständigkeit, die Wohnpflicht im Hause der Arbeitgeberin sowie ein für ledige Gesellinnen oder Dienstbotinnen zugeschnittenes Lohnniveau, einen Großteil der Bevölkerung unter solch katastrophalen Umständen zu leben. Die tiefen Risse im Familienleben des 19. Jahrhunderts werden so am besten mit „Kennzeichen einer Periode des Übergangs“, inmitten von neuen sozialen Herausforderungen einerseits, und traditionellen Verhaltensregeln und Ordnungsvorstellungen andererseits, charakterisiert sein.

Es wäre jedoch, ebenso wie in der Postmoderne, eine sehr einseitige Betrachtungsweise, das Familienleben jener Zeit nur als brüchig und krisenhaft darzustellen, da sich trotz aller äußerlichen Schwierigkeiten und Mängel gerade in den Familienbeziehungen der Arbeiterschaft Orientierungen und Verhaltensweisen erkennen ließen, die vielfach dem bürgerlichen Ideal der modernen Kernfamilie sehr nahe kamen. Trotz vieler Schicksalsschläge und teilweise unvorstellbaren Lebensumständen trat auch in der Arbeiterschaft mit dem Zerfall der, in der traditionellen Gesellschaft mit Heirat und Ehe verbundenen Zwänge, die

Liebe als Motiv für eine Partnerschaft mehr in den Vordergrund und man stellte, wie aus zahlreichen Autobiografien überliefert ist, schon recht hohe emotionale Anforderungen an diese Verbindungen. Die Kinderzahl war im Vergleich zu den vorindustriellen Gesellschaften hoch, da der einsetzende Rückgang der Sterblichkeit die eheliche Fruchtbarkeit um ein Vielfaches verlängerte. Mit der Zunahme des Zusammenlebens von Verwandten entstand zugleich auch ein soziales Netzwerk, welches im Falle von Problemen und Schwierigkeiten für Sicherheit und Unterstützung sorgte. Im Arbeitermilieu des 19. und 20. Jahrhunderts existierte vielfach jenes Zusammenleben von mehreren Generationen, welches viele Sozialwissenschaftler vergebens in der fernen Vergangenheit zu suchen scheinen (vgl. Ehmer 1993: 10ff.).

Ebenso bildete sich in jener Zeit gerade in der Arbeiterschaft ein neuer Familientypus heraus, welcher den Boden für das gänzliche Fußfassen des bürgerlichen Familienideals in beachtlicher Form ebnete: Um die zahlreichen Fabriken entstanden vielfach sogenannte abgeschlossene Werkskolonien, wo der Mann im Betrieb tätig war, die Frau meistens nicht arbeitete und die ganze Familie am Fabrikgelände wohnte. Heiraten wurden meist im selben Milieu geschlossen, die Kinder traten selbst mit etwa zwölf Jahren in die Fabrik ein und wohnten bis zur Eheschließung im Haushalt der Eltern. Die Werkswohnungen waren oftmals kleine Häuser mit Gärten und Ställen für Vieh. Da die Frauen nicht berufstätig waren, hatten sie mehr Zeit für Heim und Kinder als Frauen in ländlichen Familien, der Speisezettel wurde abwechslungsreicher und die Kindersterblichkeit senkte sich auf Grund der intensiven mütterlichen Fürsorge drastisch. Die Konsequenz, welche sich aus den Lebensumständen der „respektablen Arbeiterfamilie“ natürlich ergab, war, dass hier nach und nach das Ideal der modernen Kleinfamilie gelebt und verwirklicht wurde: der Mann war als starker Ernährer für die Familie verantwortlich, während die Gattin zuhause blieb und ein behagliches Heim schaffte. Das Aufkommen der Möglichkeit der Geburtenkontrolle ließ die Kinderzahl auf gewünschte ein bis zwei Kinder sinken, welchen nun natürlich ein größeres Maß an emotionaler Nähe zukommen konnte (vgl. ebd.).

Es lässt sich also somit erkennen, dass die breite Realisierung des Ideals der Kernfamilie nicht ausschließlich auf Grund der etwa 200 Jahre früher verfassten politischen und theologischen Schriften, sondern vielmehr als notwendige Konsequenz der sozialen Veränderungen entstand und dabei in ihren Ursprüngen noch keineswegs homogen war.

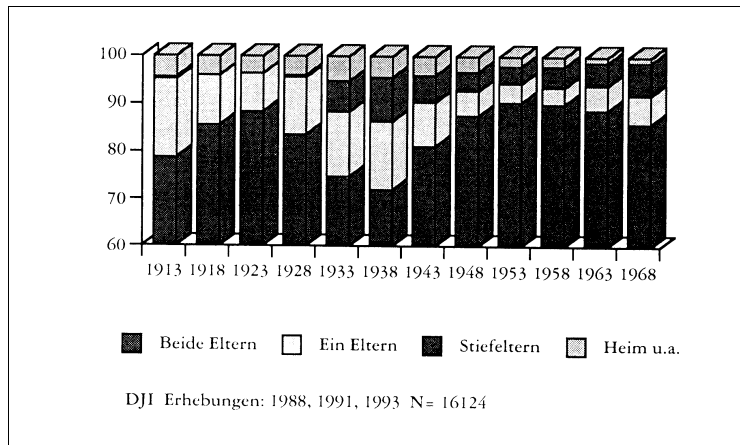
Dieser Argumentation folgt auch der Professor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte Michael Mitterauer in seinen Werken zum Strukturwandel bzw. der Entwicklungsgeschichte der Familie (Mitterauer/ Sieder 1991, Mitterauer/Hareven 1994).

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts fand dann, wie in Kapitel 4.1 ausgeführt, in Einklang mit den grundsätzlichen gesellschaftlichen Wandlungsprozessen (Lohnarbeit, Sozialversicherung, etc.) über das Bürgertum und die Arbeiterschicht hinaus eine Verallgemeinerung der modernen Familie statt. Jene Vereinheitlichung der Familienstrukturen, welche durch die jeweiligen Ideologien der beiden Weltkriege vorangetrieben und beschleunigt wurde (wohingegen selbstverständlich die Zahl der Eineltern-Familien in Kriegszeiten punktuell ebenso in die Höhe schnellten), ließ die Kernfamilie zu ihrer Blütezeit aufsteigen.

Meine Intention war es, im Zuge dieses Kapitels zu zeigen, dass die „eine“ vielfach zitierte und nahezu gepriesene moderne Kleinfamilie in der Jahrhunderte andauernden Geschichte des Wandels und der Vielfalt der Formen familialen Zusammenlebens gerade einmal zehn Jahre (wenn überhaupt) vorherrschend war und davor bzw. danach niemals in der geglaubten Homogenität angetroffen werden konnte. Die Diskussion um die „Krise der Familie“ sei stets unter dem Gesichtspunkt, dass Kinder und Familien heute vielfach mehr und bessere Möglichkeiten als in der „guten alten Zeit der richtigen Familie“ haben, zu relativieren. Hans Bertram schreibt hierzu:

„Die Chancen von Kindern, gemeinsam mit beiden leiblichen Elternteilen aufzuwachsen, sind in diesem (dem letzten, Anm. Verf.) Jahrhundert weit stärker von den historischen Ereignissen beeinflusst worden als von den Wandlungstendenzen der letzten 15 bis 20 Jahre. Den höchsten Anteil an Kindern, die in Einelternfamilien aufwuchsen, findet man in der Generation der 1933 bis 1938 Geborenen. Selbst Stiefelternfamilien sind heute noch seltener als zu jener Zeit. Daher ist es nur schwer nachzuvollziehen, dass Wissenschaftler heute die Krisenhaftigkeit von Eltern-Kind-Beziehungen und die Gefährdung des Aufwachsens von Kindern in stabilen Verhältnissen beklagen. Die Prozentsätze der Kinder, die bei beiden Eltern aufwachsen, liegen gegenwärtig höher oder mindestens genauso hoch wie im Durchschnitt dieses Jahrhunderts. Wenn man gleichzeitig berücksichtigt, dass der Anteil der Kinder, die in Heimen und anderen Einrichtungen fremd untergebracht sind, deutlich zurückgegangen ist (...) lässt sich sogar von einer Familisierung des kindlichen Aufwachsens in unserer Gesellschaft sprechen. Etwa 86 % der nach 1968 Geborenen wuchsen nach eigenen Angaben mit beiden Eltern auf, etwa 6 % nur mit der Mutter und etwa 7 % bei Stiefeltern. Warum für diese Altersgruppe stabile soziale Beziehungen zu den Eltern oder Stiefeltern unsicherer geworden sein sollen als bei den Altersgruppen, die 1913, 1933 oder 1938 geboren wurden, bleibt das Geheimnis derjenigen, die die Individualisierung moderner Gesellschaften ohne jede zeitliche Perspektive thematisieren.“ (Bertram 1996: 76ff.)

Abb.3 Aufwachsen bis zum 15. bzw. 18. Lebensjahr



Quelle: DJI Erhebungen: 1988, 1991, 1993 N= 16124 (Bertram 1996: 67)

Wieviel Unübersichtlichkeit und Wechsel also bereits in früheren Zeiten die Norm war, wird allzu oft bei der „Klage um den Zerfall“ der Familie vergessen. Bei der Frage nach dem Grund für jene Pluralität endet die Kette der Analogie natürlich in gewisser Weise, da die große Zahl der Fortsetzungsfamilien in den früheren Jahrhunderten durch die hohe Sterblichkeit damals bedingt war, wohingegen sie heute eher eine Folge der hohen Scheidungsquoten ist. Aus diesem Grund seien nun im Folgenden die gesellschaftlichen Wertorientierungen und Einstellungen, im Speziellen in Bezug auf Ehe, Familie und Scheidung, erläutert, sowie in weiterer Sicht Vorurteile und Diskriminierung einzelner Formen des familialen Zusammenlebens genauer betrachtet und untersucht.

Nicht unerwähnt soll der Vollständigkeit halber an dieser Stelle bleiben, dass es im wissenschaftlichen Diskurs selbstverständlich auch gegensätzliche Stimmen bzw. Kritiker des historischen Ansatzes zum Verständnis der Entwicklung der Familie und der Bedeutung des ideologischen Konzepts gibt. Der Anthropologe Jack Goody beispielsweise wählt in seinem Werk „Die Entwicklung von Ehe und Familie in Europa“ (1986) einen gänzlich anderen Zugang. Er kritisiert die in Kapitel 4 verfolgte Argumentationslinie als ethnozentristisch und einseitig und wählt in seiner Arbeit eine andere Ausgangsposition in Bezug auf Zeit und Raum und liefert somit ein beispielhaftes vergleichend-anthropologisches Werk über den Untersuchungsgegenstand. Dennoch sei angemerkt, dass für diese Arbeit der Zugang der Historikerinnen bzw. Sozialwissenschaftlerinnen aus diversen Disziplinen m.E. nach der zielführendere ist, einerseits da es ja in der Argumentation der vorliegenden Arbeit darum geht zu zeigen, dass die proklamierte Kernfamilie keineswegs eine über Jahrhunderte vorherrschende homogene Erscheinung in Europa war, und andererseits zu verstehen, welche Ideologien und Interessen dann hinter dem Festhalten an diesem Konzept stehen. Letztlich hätte eine historische Dimension, die wie bei Goody am Beginn der Zeitrechnung ihren

Ausgangspunkt findet und ein Vergleich mit der Welt des Islam und seinem Forschungsgebiet Westafrika, den Rahmen meiner Diplomarbeit gesprengt.

So hoffe ich, dass die gewählte Form der Darstellung und die Begründung der Vorgehensweise bei der Leserin auf Verständnis stößt.

5. FAMILIE IM GESELLSCHAFTLICHEN KONTEXT

In diesem großen Abschnitt soll nun im Einzelnen darauf eingegangen werden, wie die ÖsterreicherInnen den Wandel der Familie im gesellschaftlichen Kontext bewerten und, nachdem in Teil I die wissenschaftlichen Ansätze ausführlich diskutiert wurden, welche Einstellungen und Meinungen im politischen und privaten Bereich konstituierend sind. Im Besonderen soll in Kapitel 5.1 auf demografisches Material, welches Aufschluss über die Bewertung von Ehe, Familie und Scheidung gibt, und zeigt wie wichtig der erhobenen Bevölkerung diese als Werte sind, eingegangen werden. Unter Punkt 5.2 bis 5.5 hingegen sollen die gesellschaftlichen Probleme der in Teil I dargestellten Familienformen in ihrem jeweiligen sozialen Zusammenhang dargestellt werden. Dabei sei im Wesentlichen stets die Frage, was die teilweise schwer diskriminierenden Sichtweisen für die in diesen Formen aufwachsenden Kinder und für deren Wohlbefinden und Gefühl von Selbstverständnis und „Normalität“ bedeuten mögen, thematisiert.

5.1 Wertorientierungen und Einstellungen

„An Meinungen, Einstellungen und Werthaltungen kann nun abgelesen werden wie weit die Bevölkerung Veränderungen im Lebensbereich Ehe/ Familie wahrnimmt und bewertet, wie weit also auch ein normativer Wandel erfolgt.“ (Schulz 1996: 139)

5.1.1 Familie und Ehe

Wie aus Kapitel 4 deutlich hervorgeht, war noch im 18. Jahrhundert die Ehe sozial verbindliche Lebens- und Arbeitsform, die durch Gott und die kirchliche Autorität abgesegnet und durch die materiellen Interessen ihrer Verbündeten erzwungen wurde. Eine gesicherte

materielle Existenzbasis jenseits der Ehe war eher die Ausnahme, den Ehepartnerinnen war bis in die Einzelheiten des Alltags vorgegeben, was von ihnen erwartet wurde, und bei Abweichungen von den gesellschaftlichen Regeln und Normen hatten sie zum Teil mit rigorosen Sanktionen zu rechnen.

Auch lange Zeit danach war diese soziale Norm, welche ein längeres Zusammenleben von Mann und Frau durch eine Eheschließung legitimierte, im Alltag verankert und somit auch zentrales Kriterium des Familien- und Ehebegriffs. Bis in die Siebziger Jahre hinein erübrigte sich somit eine begriffliche Differenzierung von Ehe und Familie denn: „Ohne Ehe keine Familie“ (Schulz 1996: 143).

Dass im Zuge des Wandels der Familie diese Norm sehr viel von ihrem einstigen verpflichtenden Charakter eingebüßt hat, lässt sich unschwer an den sinkenden Zahlen der Eheschließungen (von 1996 noch 42.298 auf 2010 37.545, URL 32), dem Bedeutungswandel der Institution Ehe sowie dem daraus folgenden Anstieg der Zahl der Alleinlebenden und unverheiratet zusammenlebenden Paare erkennen.

Schulz stellt nun die These auf, dass

„selbst Menschen, welche von den Prozessen des sozialen Wandels unmittelbar betroffen sind – sei es, dass ihre Ehe geschieden wird oder dass sie sich entscheiden `erst später Kinder haben zu wollen` - Ausmaß und Tempo von Veränderungsprozessen in der Gesellschaft nicht richtig wahrnehmen, weil Schicksalsschläge und Entscheidungen im Bereich von Ehe und Familie für eine zutiefst persönliche Angelegenheit gehalten werden. Die subjektive Einschätzung der Situation muss daher nicht notwendigerweise die tatsächliche Entwicklung im vollen Umfang spiegeln.“
(Schulz 1996: 138)

Dies will also aussagen, dass „die Ideale von Ehe und Familie verbal weit länger aufrechterhalten werden, als es der faktisch gelebten Realität entspricht“ (Schulz 1996: 139). Das folgende empirische Material soll also nun unter dem Gesichtspunkt der Subjektivität, der Äußerungen der Befragten und der nicht unbedingten Realisierung derselben in ihrer Lebenswirklichkeit gesehen werden, da „Menschen in ihrem Alltag (oft) an Idealen und Vorstellungen festhalten, ohne sie auf ihren Realitätsgehalt, d.h. die Erfahrungen im eigenen Leben hin, zu reflektieren“ (Schulz 1996: 139).

Die folgenden Analysen beziehen sich im Wesentlichen auf die im Zehn-Jahres Rhythmus erscheinenden Familienberichte des BMUJF der Jahre 1999 (European Value Study EVS, die Population Acceptance Surveys PPA und auf die Family und Fertilitätssurveys für Österreich) und 2009. Diese stellen jeweils einen Überblick über eine Dekade wissenschaftlicher Forschung, politischen und gesellschaftlichen Diskurses, sowie rechtliche Rahmenbedingungen zum Forschungsgegenstand dar und bieten m.E. nach eine umfassende Quelle zur Situation der Familie in Österreich aus einem multidisziplinären Blickwinkel. Weiters wurden Daten aus dem Werk „Österreich im Wandel“ von Haller (Hrsg.) in die Analyse miteinbezogen, welches auf der Grundlage des *Social Survey 1986* aufbaut. Aktuellere Werke von Haller auf Basis neuerer Social Surveys seien aus dem Familienbericht 2009 zitiert.

- Den Social Surveys zufolge hat sich die **positive Wertschätzung von „Familie“** zwischen 1986 und 1993 nicht verändert (vgl. Schulz 1996: 149; Fux/Pfeiffer 1999: 67 URL 33). Rund drei Viertel der Österreicherinnen sind der Meinung, „dass man eine Familie braucht um glücklich zu sein“ (Abb.4). Der Begriff der „Familie“ wird hierbei in keiner Weise definiert, was für die Betroffenen Kinder ein- oder ausschließen mag, bzw. mit „Familie“ ebenfalls eventuell die Beziehung zur Lebenspartnerin gemeint sein kann. Deutlicher sind die Antworten auf die **Einstellungsfragen gegenüber Kindern** (Abb.5). Für den Großteil der Österreicherinnen, nämlich rund 60 %, ist ein Leben ohne Kinder nur schwer vorstellbar.

Abb.4: Die Wertschätzung von Familie 1986 und 1993 (Angaben in Prozent)

Frage: "Glauben Sie, daß man eine Familie braucht, um wirklich glücklich zu sein - oder glauben Sie, man kann alleine genauso glücklich leben?"		
	1986	1993
man braucht Familie	74	75
alleine genauso glücklich	16	16
alleine glücklicher	1	1
unentschieden	8	8
	99 (= 100) (n = 2010)	100 (n = 1999)

Quelle: Schulz 1996: 150

Abb.5: Die Einstellung zu Kindern im Zeitvergleich (Angaben in Prozent)

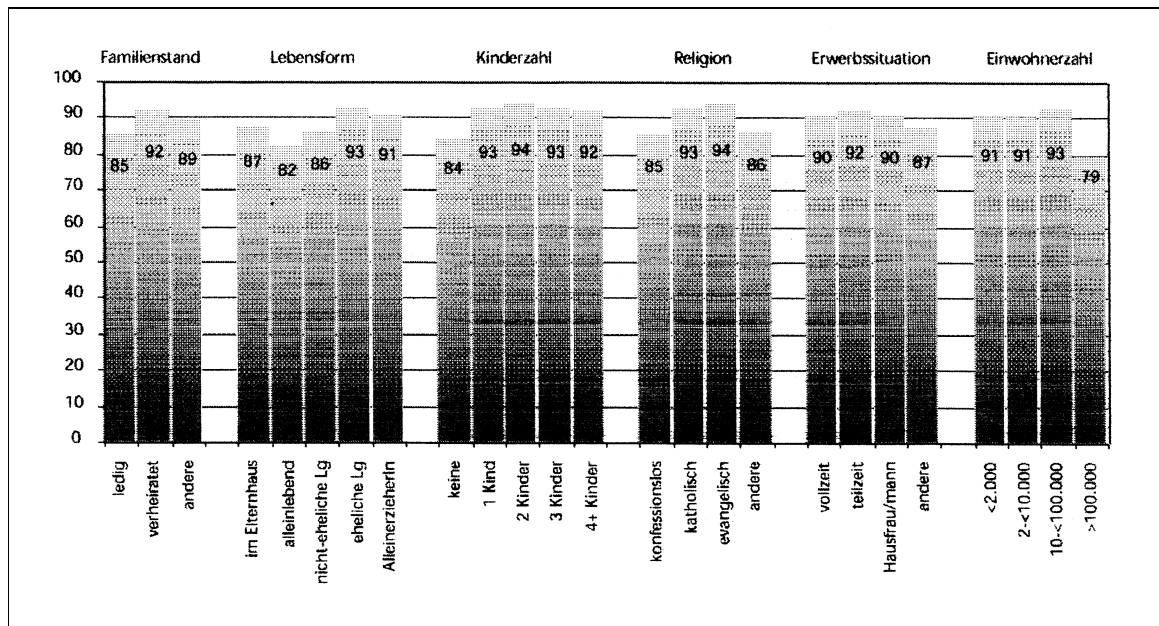
Frage: "Können Sie sich vorstellen, auch ohne Kinder ein glückliches Leben zu führen, oder ist das für Sie schwer vorstellbar?"		
	1986	1993
auch ohne Kinder glücklich*	29,6	26,1
ohne Kinder schwer vorstellbar	62,6	59,5
weiß nicht *	7,8	14,4
	100,0	100,0
	(n=2014)	(n=2011)
* Unterschiede zwischen 1986 und 1993 sind signifikant.		

Quelle: Schulz 1996: 150

Der Familienbericht 2009 gibt an, dass „Familie und Kinder“ bzw. Partnerschaft“ nach wie vor „an erster Stelle der als wichtig erachteten Lebensbereiche - noch vor Arbeit und Freizeit“ stehen (unter Bezugnahme auf Haller 2005: 46 Social Survey und Friesl et al. 2009 Europäische Wertestudie zit.n. URL 34: 30). Er kommt zu dem Fazit, dass „der vielfach konstatierte Wertewandel bzw. gar der – häufig medial transportierte oder vormals prognostizierte – Werteverfall (...) sich aufgrund der empirischen Datenlage im Bezug auf Familie nicht bestätigen (lässt)“. Eine Veränderung ließe sich somit weniger an universellen Werten, sondern eher an den Institutionen, die diese verkörpern, festmachen (ebd.).

Die Daten aus dem FFS '96 zeigen, „dass es für die überwiegende Mehrzahl (neun von zehn) der 20-39-jährigen ÖsterreicherInnen wünschenswert wäre, wenn dem Familienleben in Zukunft mehr Bedeutung zukäme. Die Zustimmung ist jedoch abhängig vom Familienstand und der Lebensform der Befragten sowie von der Anzahl der im Haushalt lebenden Kinder. (...) Diese Befunde legen nahe, dass sich für den Einzelnen die Bedeutung des Familienlebens vergrößert, wenn Familie gelebt wird“ (Fux/Pfeiffer 1999: 67, URL 33).

Abbildung 6: Anteil zustimmender Antworten zu: „Es wäre gut, wenn dem Familienleben in Zukunft mehr Bedeutung zukäme“ (Angaben in Prozent, n= 3.938)



Quelle: Fux/Pfeiffer 1999: 67 URL 33

Im Generations and Gender Survey 2008 gaben null Prozent (!) der befragten Männer null als die ideale Kinderzahl an (von den Frauen waren es immerhin ein Prozent). Das heißt, dass keiner der im Rahmen dieser Studie befragten Männer sich ein Leben ohne Kinder wünschte. Im Band III des Österreichischen Familienberichts werden die Entwicklungen in Bezug auf Kinderwünsche der ÖsterreicherInnen dahingehend beurteilt, dass diese trotz der niedrigen Fertilitätsraten gleichbleibend hoch sind. Hier korreliert das Ideal nicht unbedingt mit der gelebten Wirklichkeit. Die vorherrschende Norm der Zwei-Kind-Familie ist fest im Bewusstsein der ÖsterreicherInnen im fortpflanzungsfähigen Alter verwurzelt (URL 34: 49). 66 % der Männer und 63% der Frauen geben zwei Kinder als ideal an (URL 9: 31). Dem pflichten die Resultate des SS 2003 bei: „Die Norm der Zwei-Kind-Familie ist nach wie vor ausgeprägt und hat sich in den vergangenen Jahren kaum verändert. (...) Im Jahre 2003 (halten) 64 % der ÖsterreicherInnen zwei Kinder für ideal“ (URL 34: 40). Die Diskrepanz in Bezug auf Ideal und gelebte Wirklichkeit wird wie folgt beschrieben: „Einem durchschnittlichen Kinderwunsch von 2,0 steht eine realisierte Kinderzahl von 1,4 gegenüber“ (ebd.: 41) und folgt, dass die „niedrigen Fertilitätsraten anscheinend keine Auswirkungen auf die vorherrschende Norm der Zwei-Kind-Familie haben, die hierzulande bei Männern und Frauen im fortpflanzungsfähigen Alter fest verankert ist“ (ebd.: 49).

Der Social Suvey 2003 kommt weiter zu dem Ergebnis, dass 63 % der Befragten sich nur schwer vorstellen können, alleine genauso glücklich zu sein wie mit einer Familie (wobei dort aber entgegen des GGS angegeben wird, dass Frauen dieser Aussage eher zustimmen als Männer, 68 % VS 56 %). Dem SS 2003 zufolge wird ein Leben ohne Kind im Zeitvergleich (1986-2003) von Männern (ein Drittel) eher akzeptiert als von Frauen (ein Viertel) (URL 34: 40).

- 1978 wurden einige Fragen entwickelt, welche die **Einstellung der ÖsterreicherInnen in Bezug auf die Institution „Ehe“** wiedergeben sollten. „Dem Statement `Ich bin der Meinung, dass die gesellschaftliche Entwicklung dahin geht, dass die Ehe sich auflöst` stimmten 1978 etwa 28 % der Verheirateten, 1986 34 % der Verheirateten und 1993 bereits 39 % der Verheirateten zu. (...) Die Variation dieser Einstellung nach soziodemografischen Merkmalen ist gering, dieses Meinungsbild verteilt sich daher ziemlich gleichmäßig über die Bevölkerung“ (Schulz 1996: 142). Aufschluss über die Einstellungen zur Heirat im Zeitvergleich geben folgende Daten der Social Surveys:

Abb.7: Einstellungen zur Ehe im Vergleich 1986 – 1993

Frage: „Meinen Sie, dass man heiraten sollte, wenn man mit einem Partner auf Dauer zusammenlebt.“ Prozentangaben „ja“ (versus nein, unentschieden, weiß nicht)

	1986	1993
ja	71,5	63*
nein	16,5	25*
unentschieden	10,0	10
weiß nicht	2,0	2
	n = 2014	n = 2011

* Unterschiede zwischen 1986 und 1993 sind signifikant.

Quelle: vgl. Schulz 1996: 144

Der Stellenwert der Ehe wird 1992 von den 20 bis 39-jährigen, im Rahmen der PPA – Studie befragten, Österreicherinnen grundsätzlich hoch bewertet. 80% der Personen meinen, dass die Ehe keine überholte Einrichtung ist, 15% sind gegenteiliger Ansicht und der Rest ist sich nicht sicher. Signifikante Unterschiede zeigen sich im Antwortverhalten allerdings im Bezug auf Lebensform, Familienstand und Kinderzahl. „In einer ehelichen Lebensgemeinschaft oder noch im Elternhaus lebende Personen

halten die Ehe zu einem deutlich geringeren Prozentsatz als Alleinerziehende für unzeitgemäß. Auch sind Personen mit einem oder mehreren Kind(ern) in einem geringeren Ausmaß als kinderlose Personen der Ansicht, dass die Ehe eine überholte Institution ist“ (Fux/Pfeiffer 1999: 69) .

Abb.8 Anteil zustimmender Antworten zu ausgewählten Einstellungsitems (EVS, PPA und FFS) (Angaben in Prozent)

Frage – Item	Studie	Österreich
• Der Familie sollte in Zukunft mehr Bedeutung zugemessen werden	EVS	88
	PPA	91
	FFS	89
• Die Ehe ist eine veraltete Einrichtung	EVS	15
	PPA	15
	FFS	-
• Eine Frau möchte ein Kind außerhalb einer Partnerschaft bekommen	EVS	43
	PPA	86
	FFS	87
• Schwangerschaftsabbruch, wenn die Mutter nicht verheiratet ist	EVS	18
	PPA	29
	FFS	17
• Schwangerschaftsabbruch, wenn das Paar keine Kinder will	EVS	29
	PPA	33
	FFS	28

(Quelle: vgl. Fux/Pfeiffer 1999: 69 nach EVS, PPA und FFS – eigene Berechnungen URL 33)

Der GGS 2008 kommt in Bezug auf die Kategorie Ehe ebenfalls zu dem Schluss, dass die (allerdings knappe, **Anm.Verf.**) Mehrheit ÖsterreicherInnen (56 %) sie für eine zeitgemäße Institution hält, während 17 % sie als „überholte Einrichtung“ bezeichnen würden (URL 34: 53). Die Menschen, welche meinen, dass man vor der Geburt eines Kindes heiraten sollte, stellen jedoch bereits keine Mehrheit mehr dar! „45 % der ÖsterreicherInnen (meinen heute), dass Menschen, die Kinder haben wollen, heiraten sollten – im Jahr 1988

waren dies noch rund 70%“ (ebd.: 62). Wie weiter oben erwähnt, werden Ehen „immer häufiger erst nach der Geburt eines gemeinsamen Kindes geschlossen“ (ebd.).

Nicht eheliche Lebensgemeinschaften sind heutzutage eine weitgehend gesellschaftlich anerkannte Lebensform. Insbesondere hat diese Form des Zusammenlebens bei den jüngeren Bevölkerungsgruppen zugenommen. Von etwas mehr als einem Drittel der 20 bis 39-jährigen ÖsterreicherInnen wird dieser Trend als negativ gesehen, „wobei der Anteil der Negativbewertung mit der Anzahl der im Haushalt lebenden Kinder steigt. Auch die Lebensform der Befragten hat Einfluss auf ihre Beurteilung: Während ein Drittel der in einer ehelichen Lebensgemeinschaft lebenden Personen hierin eine nachteilige Entwicklung sehen, sind bei Alleinlebenden oder Paaren in einer nicht-ehelichen Lebensgemeinschaft zwischen neun und dreizehn Prozent dieser Ansicht“ (Fux/Pfeiffer 1999: 69, URL 33).

„Eindeutig ambivalenter sind die Einstellungen hinsichtlich der wachsenden Zahl von Kindern, die in ihrer Jugend eine gewisse Zeit in einer Eineltern-Familie gelebt haben. Sieben von zehn der Befragten sehen hierin eine negative Entwicklung“ (ebd.).

Zusammenfassend gesehen ist also im zeitlichen Vergleich die Wertschätzung von Ehe und Familie etwas gesunken, wobei sie jedoch trotz der sinkenden Zahl der Eheschließungen immer noch als sehr hoch bezeichnet werden kann. Auch der Wunsch nach einem Leben mit Kindern ist dem Großteil der befragten Österreicherinnen gemein. Die in diesem Kapitel ausgeführten Ergebnisse legen weiter nahe, dass die persönliche Lebenssituation, also das Betroffen- bzw. Nicht-Betroffen Sein, doch einen wesentlichen Einfluss auf die Entwicklung von Wertvorstellungen hat.

5.1.2 Die Normalisierung von Scheidung

„Das Scheidungsgeschehen ist lebhaft.“ (Schmidt zit.n. Beck – Gernsheim 1998: 27)

„In Zeiten, da die Ehe ein widerrufbarer Entschluss ist, hat selbst Scheidung etwas Eintöniges. Sie erfreut sich einer Popularität, die einen anwidern kann.“ (Wondratschek zit.n. Beck-Gernsheim 1998: 27)

In gleichem Maße wie Normen und Regeln der kirchlichen und staatlichen Autorität, welche die Ehe als konstituierendes Element für Familie festsetzten, an Gültigkeit verloren, die

gesellschaftliche Akzeptanz gegenüber anderen familialen Lebensformen stieg, und die Zahl der Eheschließungen abnahm, vervielfachte sich die Zahl der ehelichen Trennungen. Scheidung wurde bis ins 20. Jahrhundert hinein als

„notwendige Konsequenz einer ehelichen Pflichtverletzung eines Partners gesehen, das Prinzip dem sie folgte war das Schuldprinzip. Mit dem allmählichen Übergang von der Versorgungs- zur Liebesheirat wurden Lieblosigkeit und Untreue zu den wichtigsten Scheidungsgründen. (...) Heute wird Scheidung zunehmend als vernünftige Lösung einer für die Partner sinnlos oder unbefriedigend oder belastend gewordenen Ehe betrachtet. (...) Mit dieser Entwicklung ging eine Abnahme der sozialen Kontrolle, der Stigmatisierung und Diskriminierung der Scheidung einher.“ (Wilk 1999: 276, URL 35)

Beck – Gernsheim (1998) spricht, wie auch Peuckert (1996), von einer „Normalisierung der Brüchigkeit“, (vgl. Teil I) und will damit aussagen, dass das Einzige was man in Bezug auf die Familie der Gegenwart noch mit Sicherheit sagen kann, ihre formale Instabilität ist. Die Gründe hierfür sehen genannte Autoren, wie auch Wilk (1999), in den relativ hohen Wahlmöglichkeiten der Einzelnen, welche gleichzeitig mit großen Anforderungen an eine Partnerschaft einhergehen. Werden diese nicht erfüllt, so sehen die Betroffenen ob der gesellschaftlichen Akzeptanz von Scheidung und Trennung, keine Gründe für das Fortführen der Partnerschaft. Wilk (1999: 278) geht noch einen Schritt weiter, und betont außerdem die Abnahme des Institutionscharakters der Ehe, die Privatisierung von Ehe und Partnerschaft (im Gegensatz zu der gewissen Öffentlichkeit im kirchlichen und sozialen Bereich der Vergangenheit), den Wertewandel von Pflicht- und Akzeptanzwerten zu Werten der Partnerschaft und Selbstentfaltung und nicht zuletzt die zunehmende Individualisierung der Frau als mögliche Gründe für das „lebhaftes Scheidungsgeschehen“.

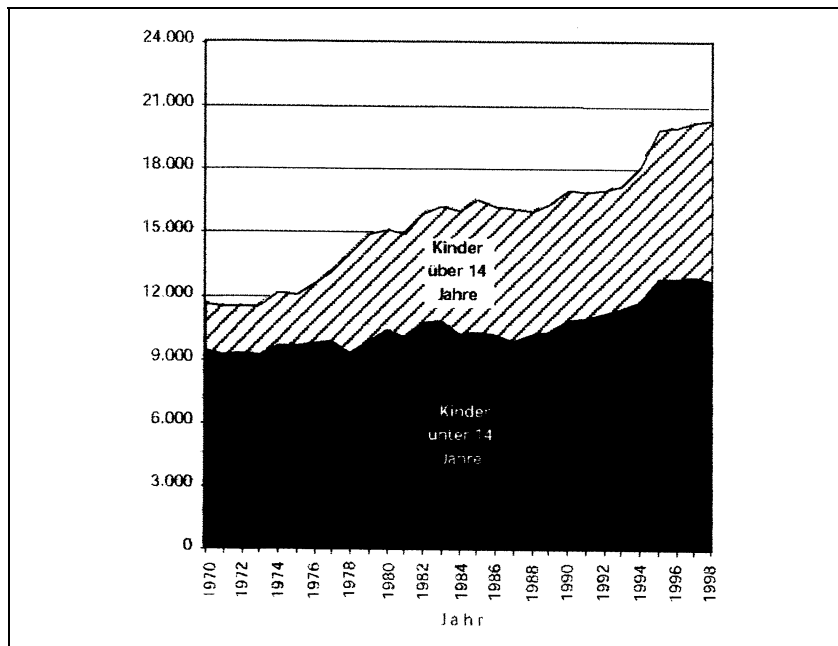
Bei einem Blick auf die tatsächlichen Scheidungsraten, sowie auf die Zahlen der Kinder, welche jährlich von Scheidung der Eltern betroffen sind, gehen jedoch die Meinungen der oben zitierten AutorInnen auseinander. Während Peuckert und Wilk das Steigen derselben betonen und Überlegungen über mögliche Konsequenzen anstellen, wird nach Beck-Gernsheim der Wandel deutlich überschätzt, da sich ihrer Meinung nach die Zahlen nicht drastisch verändert hätten. Im Folgenden soll versucht werden einen Überblick über jenes demografische Material zu geben, so dass die Leserin für sich selbst zu einer befriedigenden These über die Entwicklungen der Scheidungsquoten gelangen möge. Nur so viel: Ob die Zahl der Scheidungen nun „erschreckend hoch“, „hoch“ oder „gleichbleibend“ ist, die Zahl der jährlichen „Scheidungswaisen“ (**sic!**) ist groß und es wäre meiner Meinung nach besser

daran getan, dieselben nicht als Nummern über die die Sozialwissenschaftlerinnen streiten, zu sehen, sondern als Individuen mit Schicksalen, oder mehr noch: Als verletzte bzw. verletzte Wesen, die viel mehr psychologischer Hilfe als soziologischem Diskurs über ihre Bedeutung für den gesellschaftlichen Wandel, vor allem aber im Kontext der vorliegenden Arbeit, m.E. nach mehr Einblick in ihre reale Lebenswelt durch anthropologische Methoden, bedürften.

In einem Überblick zu Scheidungsraten der Statistik Austria lässt sich ablesen, dass die statistisch niedrigsten Scheidungszahlen in Österreich in den Jahren 1960-1962 zu verzeichnen waren. Nimmt man den Wert von 1961 (8.045, URL 34) als Ausgangspunkt, so kann gesagt werden, dass die Zahl der Scheidungen von 13,8 % Gesamtscheidungsrate in besagtem Jahr auf 47,8 % im Jahr 2008 gestiegen ist, d.h. dass 47,8 % der aktuell rechtskräftig geschlossene Ehen früher oder später geschieden werden (URL 34: 81). Nach Kytir und Münz (1999: 162 URL 37) blieben etwa ein Drittel aller in Österreich geschiedenen Ehen kinderlos, wobei es bei mehr als der Hälfte keine Kinder unter vierzehn Jahren gibt. Als Folge der gestiegenen Scheidungszahlen erhöhte sich jedoch die Zahl der Scheidungskinder ebenfalls deutlich.

„In der ersten Hälfte der 70er Jahre hatten die frisch geschiedenen Paare eines Jahres rund 11.000, am Beginn der 80er Jahre rund 15.000 und seit 1995 rund 20.000 Kinder. (...) Die Zahl der Kinder, die zum Zeitpunkt der Scheidung noch nicht 14 Jahre alt waren, stieg von 9.000 auf 13.000 (+ 4000), jene der über 14 – jährigen Kinder von 2.000 auf 7.000.“ (ebd.)

Abb.9: Kinder geschiedener Ehen nach dem Alter: Österreich 1970 bis 1998
(Absolutwerte)



(Quelle: Demografisches Jahrbuch Österreichs; ÖSTAT – Arbeitstabellen; Aus Kytir/Münz 1999: 162 URL 37)

Wenn man nun die in später geschiedenen Ehen geborenen Kinder unter 19 Jahren auf die ehelich geborenen Kinder der entsprechenden Geburtsjahrgänge bezieht, so lässt sich „unter Annahme konstanter Scheidungsverhältnisse für Kinder und Jugendliche bis zum 19. Geburtstag ein **‘Scheidungsrisiko’ der Eltern von beinahe 20 %** errechnen. (...) In Wien, wo Mitte der 90er Jahre schon jede zweite Ehe geschieden wurde, lag auch das Risiko für Kinder entsprechend höher. Hier wurde im Schnitt **jedes vierte Kind bis zum 19. Geburtstag eine ‘Scheidungswaise’**“ (Kytir/Münz 1999: 163 URL 37).

Für die letzte Dekade ist festzuhalten, dass die Zahl der Scheidungskinder relativ konstant geblieben ist. Im Jahr 2008 erlebten 14.812 minderjährige Kinder die Scheidung ihrer Eltern. Der Familienbericht 2009 führt die geringe Steigerung der Zahl der von Scheidung betroffenen Kinder im Vergleich zur erheblich gestiegenen Scheidungsrate auf die sinkenden Geburtenraten zurück (URL 34: 83).

An diesem Punkt erscheint es mir unumgänglich, meine Position Alleinerzieherin aufgrund der Auflösung einer (nicht eingetragenen) Partnerschaft und die meiner Söhne als von Trennung (nicht verheirateter Eltern) Betroffene, einzuarbeiten. Meine eigene subjektive Situation (und auch die Mehrzahl der alleinerziehenden Elternteile meines Bekanntenkreises) zwingt den amtlichen Statistiken über Scheidung die (m.E. nach ebenso hohe) Zahl von Trennungen nicht verheirateter Eltern hinzuzufügen über die keine Zahlen vorgelegt werden

können. Laut Rupp 1996 zeigen Studien, dass nichteheliche Paarbeziehungen ein höheres Trennungsrisiko aufweisen als Ehen (vgl. URL 34: 83).

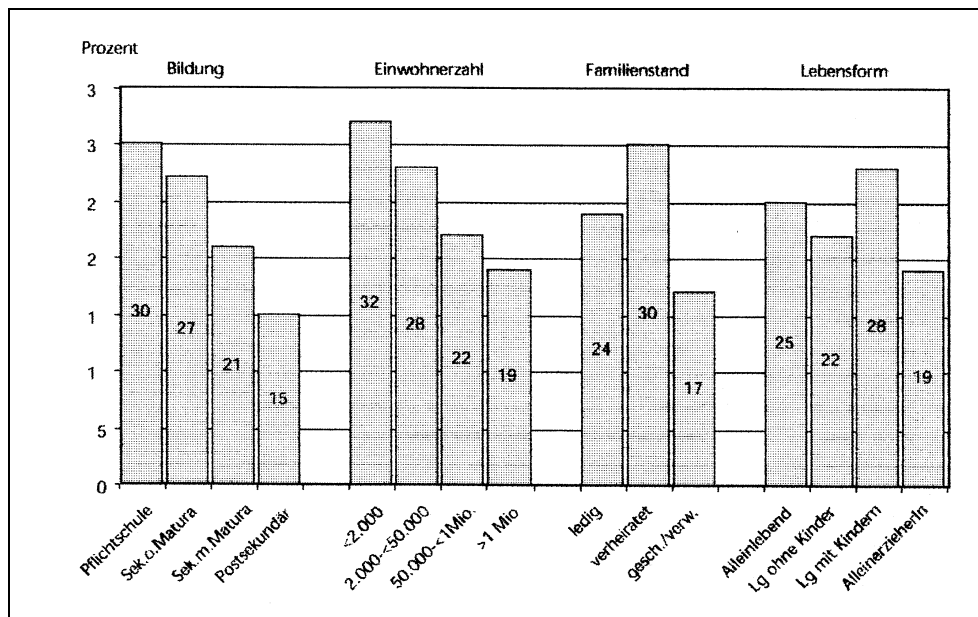
An dieser Stelle ist nun die Frage, wie die österreichische Bevölkerung oben ausgeführte Entwicklungen und Trends beurteilt, und diese zu thematisieren. „Die 1992 in Österreich durchgeführte PPA-Studie hat gezeigt, dass die steigenden Scheidungszahlen von der Mehrheit der 20-39-jährigen Bevölkerung **negativ** beurteilt werden“ (Fux/Pfeiffer 1999: 74). Die Bewertung hängt jedoch in hohem Maße von der Lebensform und Kinderzahl der Befragten ab, was vor allem im Falle der „unfreiwillig“ Alleinerziehenden (nicht auf Grund der persönlichen Entscheidung, sondern durch Scheidung, Trennung oder Tod des Partners) nach *Fux/Pfeiffer* (1999) möglicherweise auf eigene negative Erfahrungen zurückzuführen sein könnte.

Abb.10: Beurteilung der Zunahme von Scheidungen nach Lebensform der Befragten sowie der Anzahl im Haushalt lebender Kinder (Angaben in Prozent, n= 922)

in %	sehr positiv / positiv	weder noch	sehr negativ / negativ	k.A. / weiß nicht	total
Lebensform					
im Elternhaus	2	15	81	2	100
alleinlebend	8	22	71	0	100
nicht-eheliche Lg	7	20	71	1	100
eheliche Lg	1	13	84	2	100
Alleinerziehern	0	14	84	2	100
Kinder im Haushalt					
keine Kinder	3	17	78	2	100
1 Kind	1	19	79	1	100
2 Kinder	2	12	83	3	100
3+ Kinder	2	10	88	0	100

(Quelle: Fux/Pfeiffer 1999: 74 URL 33)

Abb.11: Einstellungen zur Scheidung – Anteil an Personen, die der Aussage: „Scheidungen von Ehen mit Kindern sollten erschwert werden“ zustimmen (Angaben in Prozent, n= 3.938)



(Quelle: Fux, Pfeiffer 1999: 76)

Laut Familienbericht 2009 (unter Bezugnahme auf die österreichische Wertestudie) werden Scheidungen heute sozial deutlich weniger sanktioniert als noch vor knapp 20 Jahren:

„Gut ein Fünftel (22 %) im Vergleich zu einem Drittel (32 %) im Jahr 1990 findet Scheidung auf keinen Fall in Ordnung. Im ISSP-Datensatz stimmen 83 % der Aussage zu, dass eine Scheidung im Allgemeinen die beste Möglichkeit zum Umgang mit unlösbaren Eheproblemen darstellt.“ (URL 32: 82)

Neben der generellen Trendbewertung stellt sich natürlich auch die Frage der persönlichen Akzeptanz, wo signifikante Unterschiede vor allem darin bestehen, wie Scheidungen mit oder ohne (minderjährige) Kinder beurteilt werden. Je höher die Schulbildung der Befragten, und je größer die Einwohnerzahl des gegenwärtigen Wohnortes, desto geringer ist die Zustimmung zu einer Erschwerung der Trennung einer Ehe mit Kindern. Einen ebenfalls großen Einfluss haben außerdem der Familienstand, sowie die Lebensform der Befragten. Zusammenfassend deuten die Ergebnisse des FFS '96 jedoch darauf hin, dass, „auch wenn Kinder vorhanden sind – die Veränderung einer möglicherweise als unerträglich bewerteten Partnerschaftssituation als die für alle Beteiligten beste Lösung empfunden wird“ (Fux/Pfeiffer 1999:76).

Im Folgenden (Kapitel 5.2 bis 5.5.) sollen nun die in Kapitel 3.2 bis 3.5 dargestellten Familienformen in ihrem jeweiligen sozialen und gesellschaftlichen Kontext untersucht

werden. In Kapitel 5.4 sei außerdem das Interview mit zwei lesbischen Müttern, auf welches bereits mehrfach Bezug genommen wurde, vorgestellt und ausgewertet.

5.2 Alleinerziehende: „Soziale Randgruppe oder neues Selbstverständnis?“

Um diese Frage vorurteilsfrei und mit größtmöglicher Objektivität beantworten zu können, seien zu Anfang jene Faktoren und sozialstrukturellen Charakteristika, welche die sozio-ökonomische Lage der Eineltern-Familien bestimmen, ausgeführt. Alle Angaben wurden, sofern nicht eigens angeführt, Peuckert (1996, Kapitel 6.4.2-6.4.5) entnommen und beziehen sich auf die Bundesrepublik Deutschland. Im Großen und Ganzen werden Peuckerts Ergebnisse im Familienbericht 2009 für Österreich bestätigt.

- Hinsichtlich Zahl und Alter der Kinder heißt es bei Peuckert, dass „es unter den Alleinerziehenden deutlich mehr Ein-Kind-Familien und deutlich weniger kinderreiche Familien gibt. Vor allem jüngere Kinder leben häufiger mit beiden Eltern zusammen“ (Peuckert 1996: 162).
- In Bezug auf die allgemeine Schulbildung unterscheiden sich Alleinerziehende nicht von verheirateten Eltern, wobei sie jedoch etwas geringer berufliche Qualifikationen aufweisen. „Ein Drittel der alleinerziehenden Mütter (aber nur 18 % der Väter) sind ohne Berufsausbildung“ (ebd.).
- Obwohl es alleinerziehenden Müttern mit minderjährigen Kindern auf Grund der fehlenden Betreuungsmöglichkeiten schwerfällt, „Beruf und Familie zu vereinbaren“ zeigte sich, dass im Jahre 1991 jene Mütter zu 60 % in stärkerem Maße erwerbstätig waren als verheiratete Frauen.
- Die meisten Alleinerziehenden leben nach Peuckert von einem eigenen Erwerbseinkommen, wobei jede dritte Mutter-Kind-Familie auf Unterhaltszahlungen, Arbeitslosenhilfe, Sozialhilfe oder sonstige Unterstützungen angewiesen ist.
- Bezüglich der Höhe des Einkommens bzw. des Armutsrisikos schreibt Bacher, dass Eineltern-Familien mit einem Pro-Kopf-Nettoeinkommen von bis zu 400 EURO „in einem überdurchschnittlichen Ausmaß armutsgefährdet sind“ (Bacher 1994: 73). Peuckert meint hierzu, dass „Alleinerziehende, besonders Mütter, in den unteren Einkommenskategorien erheblich überrepräsentiert sind. Geschiedene und ledige Mütter verdienen nur die Hälfte des Nettoeinkommens einer `Standardfamilie` mit zwei Kindern,

(wobei) geschiedene Väter auf 71 % kommen“ (Neubauer 1988, zit n. Peuckert 1996: 163).

- Eineltern-Familien wohnen „in Mittel- und Großstädten (50.000 bis 500.000 Einwohner und Wien), (...) nicht aber in Landgemeinden mit bis zu 2.000 Einwohnern“ (Bacher 1994: 73).

Zusammenfassend kann also gesagt werden, dass Bacher (1994), welcher die Kinder Alleinerziehender in seinem Aufsatz über „Sozialstrukturell benachteiligte Kinder“ behandelt und Peuckert (1996), auf Grund des statistischen Materials, zu einem gewissen Konsens in Bezug auf die sozialen Probleme derselben kommen: „Insgesamt zeichnen sich Ein-Eltern-Familien gegenüber Normalfamilien **(Man beachte die Wortwahl an dieser Stelle! Anm. d. Verf.)** durch eine besonders sozio-ökonomisch deprivierte Situation aus“ (Peuckert 1996: 161). Peuckert zieht somit den finalen Schluss, dass „es sich bei Alleinerziehenden mehrheitlich um eine `Problemgruppe` bzw. `soziale Randgruppe` handelt“ (ebd.).

Nach dieser sehr bezeichnenden Aussage formuliert oben zitierter Autor weiter, dass es jedoch trotzdem einige Alleinerziehende gibt, welche sich mit der Situation arrangiert haben und ihr auch positive Seiten abgewinnen können. Bevor aber diese Frage näher erläutert werden kann, seien an dieser Stelle noch kurz das Thema der „Diskriminierung“ und des gesellschaftlichen Vorurteils gegen die verschiedenen Formen der Eineltern-Familien angeschnitten.

Eineltern-Familien werden heute auf Grund ihres alltäglichen Vorkommens eher toleriert als noch vor einigen Jahrhunderten, wo sie meist keinen eigenen Haushalt besaßen, als „Inwohnerinnen“ registriert waren und in fremden Haushaltsgemeinschaften arbeiten mussten. Direkte Diskriminierungen sind eher selten, „wenn auch jede (r) fünfte Alleinerziehende über Einmischungen von Bekannten und Verwandten in Privatangelegenheiten klagt. Insgesamt wird eher die soziale Lage als solche, als die gesellschaftliche Diskriminierung dieser Lebensform beklagt“ (Peuckert 1996: 170). Dieses bezieht sich beispielsweise auf steuerliche und rechtliche Benachteiligungen oder auf gewisse Vergünstigungen im privaten und sozialen Bereich, die Alleinerziehenden nicht oder nur zögernd gewährt werden.

„Etliche Reiseunternehmen gewähren nur dann Fahrpreisreduktionen für Kinder, wenn zwei voll zahlende Erwachsene mitreisen. Im schulpflichtigen Alter der Kinder

entstehen Eineltern zusätzliche Kosten dadurch, dass ihr eigener Urlaub nur wenige Wochen beträgt, während die Kinder pro Jahr etwa dreizehn Wochen Schulferien haben, die sinnvoll ausgefüllt werden müssen. Schließlich sind die Lebenserhaltungskosten in unseren westlichen Industrieländern heute so hoch, dass viele Familien finanziell nur existieren können, indem beide Ehegatten einer (zumindest Teilzeit-) Erwerbstätigkeit nachgehen. Eineltern steht demgegenüber jedoch – höchstens – ein Hundert-Prozent-Gehalt zur Verfügung, von dem bei ganztägiger Berufstätigkeit auch noch die dann nötige externe Betreuung der Kinder zu zahlen ist.“ (Rauchfleisch 1997: 18)

Dieser Kurze Abriss einiger sozialer Probleme, mit welchen Eineltern-Familien vielfach zu kämpfen haben, aus der Perspektive der „Erwachsenen“ gesehen, zeigt, in Einklang mit den oben angeführten sozial-strukturellen Charakteristika, wie hart jene Familienformen um ihre Akzeptanz zu ringen haben. Hinzu kommen noch weitere Faktoren, welche ich an anderer Stelle aus der „Kinderperspektive“ behandelt sehen möchte. Anzuführen wären hier stigmatisierende Begriffe wie z.B. „Scheidungsweise“, welcher in hohem Maße die psychischen Qualen signalisiert, die diesen Kindern von ihren Eltern zugefügt werden müssen. Äußerungen wie „Alleinerziehende Mutter...Na dann ist es ja kein Wunder“ (Rauchfleisch 1997: 12), sind leider auch keineswegs selten und in Öffentlichkeit, Massenmedien und auch im wissenschaftlichen Diskurs werden vielfach voreingenommen verzerrte Bilder von Eineltern-Familien präsentiert, wobei sich die gesellschaftliche Akzeptanz und Hilfe je nach Entstehungsgeschichte der Eineltern-Familie (geschieden, verwitwet oder „unehelich“ geboren) wieder akut unterscheidet.

Abschließend sei an dieser Stelle nun noch die Frage, inwieweit es sich bei Ein-Eltern-Familien, wie in den Massenmedien häufig berichtet wird, tatsächlich um eine bewusst geplante, und somit auch die Bezeichnung „alternativ“ verdienende Lebensform handelt, oder ob Eineltern-Familien, bis auf wenige Ausnahmen, nicht viel eher unfreiwillig zustande kommen, bearbeitet: „In qualitativen Studien mit kleinen Fallzahlen finden sich durchaus einzelne Beispiele für einen Typus `neuer Alleinerziehender`. Über deren Verbreitung kann aber nur spekuliert werden“ (Peuckert 1996: 174). Nave-Herz und Krüger kamen 1990/91 bei einer Untersuchung an 177 ledigen Müttern zu dem Ergebnis, dass

„die Schwangerschaft von keiner einzigen Mutter bewusst geplant war, und meist zu einem `Wendepunkt` in der Beziehung zum Kindesvater führte. (...) Die Entscheidung für das Kinde wurde überwiegend allein von der Mutter und gegen den erklärten Willen des Vaters getroffen. Tatsächlich bestand zum Zeitpunkt der Geburt bei 91% der Befragten die Partnerschaft nicht mehr (...) Die ledige Mutter-Kind-Familie kann (so das Fazit der Autorinnen, Anm. Verf.) als eine subjektiv bejahte, wenn auch nicht von vornherein geplante Lebensform (...) angesehen werden.“ (Peuckert 1996: 174)

Im Falle geschiedener Alleinerziehender (sie bilden den größten Anteil aller Eineltern-Familien) kann ebenfalls keineswegs davon ausgegangen werden, dass die Betroffenen diese Lebensform als bewusste Alternative zur traditionellen Kernfamilie gewählt haben. Man entscheidet sich hier auf Grund der wachsenden gesellschaftlichen Nichtakzeptanz von unglücklichen Partnerschaften gegen eine bestimmte Lebensform und nicht bewusst für eine andere. **Demnach sind Eineltern-Familien selten eine rational geplante und frei gewählte Alternative zur Kernfamilie**, und werden von den Betroffenen vielfach als unfreiwillig entstandenes Durchgangsstadium angesehen, das möglichst schnell in eine neue Partnerschaft überführt werden soll. Ein beträchtlicher Teil der Alleinerziehenden hat sich aber, wie bereits erwähnt, auch mit dieser Lebensform arrangiert und deren positive Seiten schätzen gelernt.

Welche Form nun von den betroffenen Kindern als subjektiv besser empfunden wird, sei in Teil III, und besonders in den durchgeführten Interviews, mit durchwegs interessanten Ergebnissen diesbezüglich, zu vertiefen.

5.3 Das Märchen von der „bösen Stiefmutter“

„Brüderchen nahm sein Schwesterchen an der Hand und sprach: Seit die Mutter tot ist, haben wir keine gute Stunde mehr. Die Stiefmutter schlägt uns alle Tage, und wenn wir zu ihr kommen, stößt sie uns mit den Füßen fort. Die harten Brotkrusten die übrig bleiben, sind unsere Speise, und dem Hündlein unterm Tisch geht's besser, dem wirft sie doch manchmal einen guten Bissen zu. Dass Gott erbarm, wenn das unsere Mutter wüsste...“

(Gebrüder Grimm: Kinder und Hausmärchen; zit.n. Krähenbühl et al. 2001: 16)

Der Übergang zu multipler Elternschaft durch die Gründung einer Stieffamilie stellt in unserer Gesellschaft ein relativ neues Phänomen dar, entbehrte (bis 2009)²² jeglicher rechtlicher Regelung und wurde in der Öffentlichkeit weitgehend ignoriert. Stiefelternteile hatten noch bis vor zwei Jahren keinerlei Rechte gegenüber ihren Stiefkindern und es fehlen Modelle der Verteilung von Rollen und Aufgaben innerhalb der Familien.

Während Märchen oftmals von vergangenen Zeiten erzählen und die Riesen, Drachen und Hexen in unserer Lebenswirklichkeit keinerlei Entsprechung finden, fassen die zahlreichen Märchen von der „bösen Stiefmutter“ durchaus präsenste Gefühle und Vorurteile in Bezug auf

²²Das Familienrechts-Änderungsgesetz von 2009 setzt erstmals gewisse Rechte und Pflichten für verheiratete Stiefelternteile gegenüber minderjährigen Kindern fest. Vgl. URL 34: 145

diese Familienform zusammen. Da die Zahl der in Stieffamilien aufwachsenden Kinder in Österreich ja keineswegs gering ist,²³ wäre dringend dazu geraten, diese „neue“ spezielle Form von Familie auch in der Öffentlichkeit als solche anzuerkennen und somit die Betroffenen aus der Rolle der „vorgetäuschten Normalität“ zu befreien. Wie wir in Teil III noch sehen werden, ist es allzu oft gerade dieses krampfhafte Streben nach etwas Unerreichbarem, was den einzelnen Familienmitgliedern Schwierigkeiten bereitet, da sie ihre eigene Familienkonstellation als solche, mit spezifischen Problemen, einem permanenten Aushandeln der Verantwortung, Kompetenz und Autorität, selbst nicht wahrhaben wollen und ihnen somit der „Weg zum Familienglück“ erheblich erschwert wird.

Krähenbühl et al. meinen hierzu:

„Vorurteile gegen Stieffamilien kommen im alltäglichen Sprachgebrauch zum Ausdruck, wenn wir davon sprechen, dass jemand `stiefmütterlich` behandelt wird, und damit meinen, dass jemand vernachlässigt wird und in einer bestimmten Hinsicht Mangel leiden muss. Entsprechend wird jemand als `Stiefkind`- zum Beispiel der Gesellschaft – bezeichnet und bedauert. Diese Redewendungen werden meist unreflektiert und unkritisch verwendet, und alle wissen, was gemeint ist. (...) Wie stark sind Phantasien von der `bösen Stiefmutter` verbreitet, die das ihr anvertraute Stiefkind vernachlässigt oder schlecht behandelt, oder vom `bösen Stiefvater` der sein Stiefkind schlägt oder missbraucht? Wie oft werden Stieffamilien wie Kranke behandelt, mit denen man über ihre Krankheit nicht sprechen darf, zu denen der Kontakt besser vermieden wird?“ (Krähenbühl et al. 2001: 18)

Aus den Erfahrungen in ihrer Arbeit berichten oben zitierte Autoren, dass sich die Stieffamilien den Vorurteilen zumeist in der Form der Verleugnung „stellen“. Alle Familienmitglieder stehen unter dem großen Druck der Neuorganisation des Familienlebens und unternehmen zur gleichen Zeit größtmögliche Anstrengungen, um nur nicht unter das „geheime Vorurteil der Stieffamilien“ zu fallen. Nach Krähenbühl et al. wird ihnen leider oftmals gerade dieses Streben zum Verhängnis.

Multiple Elternschaft, wie sie mit dem Übergang zur Stieffamilie geschaffen wird, stellt für einen Teil der heute aufwachsenden Kinder ihre alltägliche Lebensrealität dar. Das zögerliche öffentliche und rechtliche Wahrnehmen dieser Tatsache bedeutet letztlich ein gesellschaftliches Versäumnis, das Wohl des Kindes und seine psychosoziale Entwicklung in der Familie zu fördern und zu stützen. Die Gesellschaft wäre damit herausgefordert, sich mit diesen neu entstandenen Problemen auseinanderzusetzen, und auch die Medien wären dazu

²³ vgl. Kapitel 3.3

aufgerufen, auf diese Art der Familie als vollwertige einzugehen und diese in nüchterner, realistischer Weise darzustellen. Aber auch die Unterstützung der in solchen Familien Lebenden durch Beratungsangebote oder Selbsthilfegruppen unter Vermeidung jedweder Diskriminierung, könnte eine Reaktion auf das immer häufiger auftretende Phänomen der Stieffamilie darstellen.

Im Folgenden soll nun auf jene Familienform eingegangen werden, welche von den vier in dem vorliegenden Werk behandelten „anderen Familien“ wohl am meisten mit Vorurteilen zu kämpfen und um Wahrnehmung und Akzeptanz zu ringen hat: Die Regenbogenfamilie.

5.4 Kein Kind darf diskriminiert werden!

Unsere Gesellschaft gibt sich heute gerne den Anschein, „aufgeklärt“ und tolerant zu sein, wobei häufig als beliebtes Argument vorgebracht wird, dass „Homosexualität im 21. Jahrhundert kein Problem mehr darstelle“. Es wäre jedoch ein gravierender Irrtum, auf Grund solcher und ähnlicher Äußerungen davon auszugehen, dass Menschen mit anderen sexuellen Orientierungen in Österreich voll akzeptiert seien. Fragt man nämlich differenzierter nach, so zeigt sich, dass Akzeptanz vor allem dort signalisiert wird, wo es um unverbindliche Stellungnahmen (wie etwa „Ich habe nichts gegen Schwule“) geht. Rauchfleisch, dessen Werk „Alternative Familienformen“ als Standardliteratur zum Thema gilt und auch auf einschlägigen Homepages zitiert wird, bezieht sich auf eine Untersuchung von Bochow aus dem Jahre 1993, welcher zu dem Ergebnis gelangte, dass in gleichem Maße wie die Fragestellungen detaillierter werden, die Zahl der „angeblich Toleranten“ rapide schmilzt. Weiter können der Studie zufolge 33,3 % der deutschen Gesamtbevölkerung als stark schwulenfeindlich, 33,3 % als ambivalent und weitere 33,3 % als Homosexuellen gegenüber positiv eingestellt, bezeichnet werden. 63 % der Befragten möchten den Kontakt zu Homosexuellen lieber meiden und lediglich 29 % signalisieren, dass sie kaum oder keine Berührungsängste haben. Sobald jedoch das Thema „Familien mit gleichgeschlechtlichen PartnerInnen“ angesprochen wird, ändert sich die Situation noch einmal drastisch, da sich nun ein nicht geringer Teil der „Aufgeschlossenen“ entrüstet darüber äußert, wie man so ein Thema überhaupt diskutieren kann. Nach Calmbach (1997) spricht ein Viertel der im psychosozialen Bereich Tätigen gleichgeschlechtlichen Paaren erzieherische Kompetenzen ab, wobei 40 % der Befragten die Möglichkeit einer Adoption strikt ablehnen (Vgl. Rauchfleisch 1997:

41ff.). Derartige Äußerungen muten umso bedenklicher an, da die Frage, wie sich Kinder gleichgeschlechtlicher Paare entwickeln, ja, wie in Kapitel 3.4 ausgeführt, keineswegs ein randständiges Problem ist.

Alle oben zitierten Untersuchungen wurden Rauchfleisch (1997: 41ff.) entnommen und beziehen sich auf die Bundesrepublik Deutschland. Die Frage, wie weit diese Zahlen auch für Österreich Gültigkeit besitzen, kann an dieser Stelle leider nicht beantwortet werden, aber die Erfahrungen bei meiner diesbezüglichen Recherche legen den Schluss nahe, dass uns unser Nachbarstaat auf dem Gebiet der Toleranz gegenüber Homosexuellen um einiges voraus ist.²⁴

Es liegt mir persönlich nichts ferner, als nun auf Grund meiner persönlichen und subjektiven Recherche allgemeine Äußerungen über Vorurteile und Diskriminierung dieser Familienform in Österreich aufzustellen, da natürlich auch bei, wie ich meine sorgfältigen, Nachforschungen, der eine oder andere Aspekt übersehen werden kann. Ich wollte lediglich meine Erfahrungen in irgendeiner Form verarbeiten, um die Leserin möglicherweise dazu anzuregen, sich ein Bild über die Situation zu verschaffen.

Fest steht jedenfalls, dass durch die fehlende Kenntnisnahme und Beschäftigung mit dieser Familienform, die Betroffenen, ähnlich wie bei den Stieffamilien, in eine Außenseiterrolle gedrängt werden und ob der mangelnden Unterstützung und Darstellung als „ganz normale Lebensform“, die Eltern oftmals ihre Homosexualität vor den eigenen Kindern zu verbergen suchen. Zumeist ist es auch hier genau jenes „Versteckspielen“ und nicht die Besonderheit der Familienform an sich, welches für die Kinder belastende Umstände darstellt.

In der durchaus schon beachtenswert regen Lobby in Österreich rund um das Thema gleichgeschlechtliche Lebensweisen, stellt das Thema der Regenbogenfamilien leider auch noch einen marginalisierten Bereich dar. Auf der Fachtagung der Beratungsstelle Courage im Winter 2010/11 fand sich an zwei Tagen voller Vorträge zum Thema gleichgeschlechtliche Lebensweisen kein einziger Beitrag zum Thema Familien.

Es erscheint mir dienlich, an dieser Stelle meine Schwierigkeiten in Bezug auf das Finden von Interviewpartnerinnen aus dem Bereich der Lebenswelt von Kindern gleichgeschlechtlicher Eltern festzuhalten. Wie im Folgenden in der Auswertung des Interviews 4 deutlich werden wird, gibt es in Wien lediglich eine einzige bekannte und beworbene Gruppe für

²⁴Vgl. hierzu Teil I Kapitel 3.4

Regenbogenkinder, nämlich die der Rosa-Lila-Villa in Wien. Die Mehrzahl der Kinder in der Gruppe, dem oben ausgeführten neueren Trend zu einem mutigen und bewussten Kinderwunsch von Seite homosexueller Eltern folgend, befinden sich in einem Altersdurchschnitt vom Kindergartenalter abwärts. Eine Forschung in dieser Gruppe, bzw. Interview mit Eltern wäre einerseits aufgrund des jungen Alters der Kinder, andererseits aufgrund der Tatsache, dass sich die Regenbogeneltern aufgrund der schwierigen rechtlichen Lage und Angst vor Konsequenzen oder Diskriminierungen nicht öffentlich äußern wollen, nicht realisierbar gewesen. Der Zugang zum Feld war mir nur aufgrund der Tatsache möglich, dass eine persönliche Bekannte meiner Interviewpartnerinnen den Kontakt herstellte und die zwei von mir interviewten Mütter einerseits selbst im akademischen Umfeld tätig sind und andererseits als politisch aktive Frauen die Möglichkeit wahrnehmen wollten, einen Einblick in ihre Lebenswelt zu geben, in der Hoffnung ein wenig zum gesellschaftlichen Wandel beitragen zu können. Umso wertvoller ist u.a. Gespräch in seinem Kontext zu sehen und ich bin stolz und mit tiefer Dankbarkeit erfüllt, diese lebhaften und aufschlussreichen Ergebnisse in meine Arbeiten einfließen lassen zu dürfen. Alle oben ausgeführten Aspekte in Bezug auf gleichgeschlechtliche Eltern machen eine absolute Anonymisierung der Mütter und ihres Sohnes notwendig, nicht nur in Bezug auf die Namen, sondern auch bezüglich des Ortes und einiger inhaltlicher Aspekte des Interviews, die eine Identifizierung ermöglichen würden.

Eine Forschung bzw. ein Interview im Bereich der Pflegeeltern wäre wie oben dargelegt nicht (mehr) möglich gewesen. Der Leiter der Beratungsstelle Courage, Mag. Johannes Wahala, gibt Experteninterviews, wobei ich jedoch die Auswertung meines Interviews vier in dem vorliegenden Kontext vorziehe, da u.a. Wegerer (2009) Mag. Wahala bereits zu der Thematik befragte und die Ergebnisse in gelungener Form darstellt. Nach umfangreicher Lektüre einiger Standardwerke mit Interviews erwachsener Kinder aus dem bundesdeutschen und anglo-amerikanischen Raum, habe ich mich dazu entschieden, in Teil III die wesentlichen Aspekte aus diesen vielen Interviews mit den von mir selbst durchgeführten in Beziehung zu setzen, aufgrund der Tatsache, dass es mir nicht möglich war, selbst eine erwachsene Person zu interviewen, welche in einer Regenbogenfamilie aufgewachsen ist. Ich hoffe, dass die gewählte Form den Konsens der Leserin findet.

Doch vor der Darstellung der Ergebnisse des Gesprächs mit Anna und Betty, sei auf die wesentlichen Elemente der Diskriminierung von Homosexuellen eingegangen, um so der Leserin nach Studium des Interviewtextes eine selbständige Kontextualisierung der Aussagen mit den, im Folgenden angeführten, prominentesten Vorurteilen zu ermöglichen.

Die Situation gleichgeschlechtlicher Paare ist um ein Vielfaches komplizierter als die von Eineltern und Stieffamilien, da hier zu den vorher genannten Klischeebildern noch all die Vorurteile, die sich gegen Lesben, Schwule und bisexuelle Menschen richten, hinzukommen. Ich denke deshalb, dass es der Fragestellung dienlich ist, an dieser Stelle auf die nach Rauchfleisch „populärsten Klischeebilder“ von Homosexuellen einzugehen, weil jene auch meistens als „Gründe“ angegeben werden, weshalb „solche Menschen keine Kinder erziehen sollten“.

5.4.1 Klischeebilder von Lesben und Schwulen und die Bedeutung für die Familien

(vgl. Rauchfleisch 1997: 44ff.)

- Das erste, und wohl auch ziemlich populäre Vorurteil gegen Homosexuelle, bezieht sich auf die **angeblich „weibliche Identifizierung von Schwulen und männliche Identifizierung von Lesben“**. Hierzu ist zu sagen, dass im Bezug auf die Geschlechtsidentität im Allgemeinen zwischen drei Bausteinen, nämlich der Kern-Geschlechtsidentität, der Geschlechtsrolle und der Geschlechtspartner-Orientierung, unterschieden werden muss. Durch die oben verwendeten Kürzel erfolgt jedoch eine unzulässige Vermischung dieser drei Elemente, wobei vor allem die Grenze zwischen zweitem und drittem verwischt wird. Hinter der Formulierung weibliche respektive männliche Identifizierung steckt eine popularisierte Form der psychoanalytischen Theorie, die heute selbst unter den Psychoanalytikerinnen heftig umstritten ist, nämlich dass die „Weichenstellung“ zur männlichen/ weiblichen Identität allein in der ödipalen Phase unter dem erzwungenen Verzicht auf den gegengeschlechtlichen Elternteil und somit in der Identifizierung mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil stattfindet. Den heutigen entwicklungspsychologischen Erkenntnissen zu Folge entwickelt sich jedoch die Kern-Geschlechtsidentität auf Grund des komplexen Zusammenwirkens von biologischen und psychischen Einflüssen ab der Geburt und ist somit als Gewissheit, „entweder ein Junge oder ein Mädchen zu sein“, gegen Ende des zweiten Lebensjahres als weitgehend konfliktfrei etabliert. D.h. Homosexuelle sind in ihrer Kern-Geschlechtsidentität ebenso „männlich bzw. weiblich“ geprägt wie Heterosexuelle und unterscheiden sich somit lediglich auf Grund ihrer Geschlechtspartner Orientierung und oftmals auch auf Grund ihrer Rollenvorstellungen, da in einer gleichgeschlechtlichen Paarbeziehung die Rollenmodelle fehlen und neu definiert werden müssen. Dass gerade diese egalitären Strukturen für das Aufwachsen von Kindern nur bereichernd sein können, und dass Menschen, die dieses ernsthaft als Grund gegen solche Familienformen anführen,

eventuell aus Angst am überholten Konzept der Geschlechtscharaktere²⁵ festhalten, dürfte als allgemein einsichtig angenommen werden.

- Ein weiteres, häufig angeführtes, Argument ist die **„angebliche Verführungsgefahr für Kinder und Jugendliche“**. Dieses Vorurteil besagt, dass Kinder und Jugendliche unter dem Einfluss schwuler und lesbischer Menschen „homosexuelle Praktiken lernen“ würden. Bevor gegen dieses populäre Vorurteil argumentiert wird, muss notwendigerweise angeführt werden, dass dieses Statement, mehr als alles andere die nach wie vor stark schwulen- und lesbenfeindliche Einstellung innerhalb der Mehrheitsbevölkerung wiedergibt. In einer Gesellschaft, welche sich als aufgeklärt und modern sieht sollte man meinen, dass die persönliche sexuelle Orientierung der Einzelnen nicht mehr Gegenstand von Diskussionen über „normal“, „natürlich“ bzw. auf der Kehrseite als „pathologisch“ oder „von der Norm abweichend“ gesehen wird. Es wäre wünschenswert, dass derartige Argumente von vornherein nicht mehr auf fruchtbaren Boden stoßen, da die Vielzahl an gelebten Lebens- und Liebesformen, welche die Norm darstellen, auch als solche toleriert und als gegeben angenommen wird. Da dies aber leider gegenwärtig nichts als eine schöne Utopie ist, seien im Folgenden Argumentationslinien gegen die Verführungsgefahr (zu einem ebenso „normalen“ und „gesunden“ Leben, **sic!**) aufgezeigt.

Nach allem, was wir jedoch heute aus den humanwissenschaftlichen Fächern wissen, spricht nichts dafür, dass die lesbischen, schwulen oder bisexuellen Orientierungen durch Lernprozesse in der Adoleszenz zustande kommen. Wenn nicht sogar biologische Determinanten am Ursprung zur Entwicklung der Homo- bzw. Heterosexualität liegen, müssen wir davon ausgehen, dass sich die Geschlechtsidentität bereits in der frühen Kindheit als relativ eindeutige Struktur etabliert, weshalb es eine irrige Ansicht wäre anzunehmen, es bestünde bei Jugendlichen die Gefahr einer Verführung zur Homosexualität. Rauchfleischs viel zitiertes Fazit aus seiner Studie zum Thema Regenbogenkinder liest sich wie folgt:

„Aus allen Befunden können wir den Schluss ziehen, dass die Befürchtung, Kinder lesbischer und schwuler Eltern ... könnten in intellektueller, emotionaler oder sozialer Hinsicht negative Entwicklungen durchlaufen, völlig unberechtigt sind. Diese Kinder entwickeln sich vielmehr so wie vergleichbare Kinder aus heterosexuellen Familien. In Bezug auf Empathie gegenüber anderen Menschen und Gleichberechtigung in der Partnerschaft lassen sie sogar eine größere Sensibilität erkennen.“ (Rauchfleisch 1997: 80)

²⁵ vgl. Kapitel 4.1

- Oft wird Homosexuellen, vor allem schwulen Männern, auch vorgeworfen, dass ihre **Beziehungen extrem instabil** wären, wo zur Bekräftigung dieser These jedoch keine empirischen Untersuchungen an großen Kollektiven vorliegen. Es wäre hierbei notwendig, nicht „die Schwulen“ an sich zu beurteilen, sondern in verschiedenen Untergruppen mit entsprechenden heterosexuellen Personen zu vergleichen (verschiedene Altersstufen, sozial-ökonomischer Status, etc.) und keine allgemein gültigen Aussagen auf Grund von Untersuchungen an Problemgruppen (psychisch Kranke bzw. Menschen, die auf Grund von diversen Problemen Beratungsstellen aufsuchen) zu treffen. Abgesehen davon, dass in der Adoleszenz und im frühen Erwachsenenalter Partnerwechsel im Allgemeinen sehr häufig sind, könnte möglicherweise die fehlende rechtliche und gesellschaftliche Toleranz als erschwerend für längere Bindungen gesehen werden.
- Oben Angeführtes zeigt nun deutlich, dass selbst wenn ein homosexuelles Coming-Out erfolgreich durchlaufen wurde und jene Menschen im beruflichen wie im privaten Bereich befriedigend leben, es in einer an heterosexuellen Standards orientierten Gesellschaft immer wieder zu konflikthafter Situationen kommt, welche Homosexuellen und ihren Kindern einen gewissen „Außenseiterstatus“ verleihen. Das ist zweifellos eine Tatsache, unter der auch die betroffenen Kinder leiden, doch es mutet sehr zynisch an, wenn dieser Außenseiterstatus den Lesben und Schwulen von der Gesellschaft zum Vorwurf gemacht wird, welche sie ja selbst ausgrenzt.

5.4.2 Im Gespräch mit Anna und Betty, Mütter von Christopher²⁶

Das im Folgenden zur Thematik der Regenbogenfamilie ausgeführte narrative Interview fand im Anschluss an einen Nachmittag teilnehmender Beobachtung, kombiniert mit spielpädagogischen Aktivitäten aus meiner Praxis beim Verein Rainbows, bei Anna und Bettys Sohn Christopher statt, auf welche in Teil III Bezug genommen wird. Primär ging es in dem Gespräch um die Kontextualisierung bzw. Hintergrundinformation zur Familiensituation von Christopher. Nach einer offen gestalteten Einstiegsfrage ergab sich ein lebhaftes, informatives Gespräch, welches die vielfältigen Aspekte von Regenbogenfamilien sowohl auf der persönlichen, als auch auf der strukturellen Ebene, abdeckte. Die Aspekte des Gesprächs, welche sich primär mit den Beobachtungen beschäftigten, seien in Teil III separat dargestellt.

²⁶Zeit und Ort: Jänner 2011, Privatwohnung von Anna und Betty, Wien
Dauer: ca. 1:20 Stunden

Für die Auswertung wählte ich, da es primär um die Vermittlung von Wissensinhalten ging, eine nach vier induktiven Kategorien strukturierte zusammenfassende Inhaltsanalyse (vgl. Mayring 2010: 472). Zunächst wurde ein „Motto“, eine Art Überschrift für den Text gefunden, wobei im Anschluss daran eine zusammenfassende Nacherzählung erstellt wurde. Anlehnend an Jaeggi/ Faas/ Mruck 1998 ging es im nächsten Schritt um die Erstellung einer Stichwortliste. Diese Stichwörter wurden dann zu größeren Themen, den Kategorien, zusammengefasst anhand derer nun das Material paraphrasiert, d.h. die einzelnen Passagen zusammengefasst und den entsprechenden Kategorien zugeordnet wurden. Da es sich hier nur um die Analyse eines einzigen Interviews handelte, konnten die bei den narrativen Interviews des dritten Teils angewandten weiteren logischen Schritte des systematischen Vergleichs entfallen. Anna und Betty sprachen als Mütter, lesbische Feministinnen und politische Aktivistinnen im Bereich der Regenbogenfamilien und daraus resultierend als „Expertinnen“ auf dem Gebiet der rechtlichen und sozialen Konflikte.

A) Wege zur Regenbogenfamilie

a) Allgemeine Möglichkeiten und Hürden in Österreich

siehe Kapitel 3.4

b) Anna, Betty und Christopher: ein Beispiel für einen bewusst geplanten und realisierten Kinderwunsch und Elternschaft, wo Vertrauen und „besondere Bande“ die Rechtssicherheit ersetzen müssen

Anna und Betty sind seit 17 Jahren ein Paar und es hat relativ lang gedauert, genauer, zwölf Jahre, bis sie sich für ein Kind entschieden haben. Schon der Entschluss, zusammen zu ziehen gründete bei den beiden in einem reiflichen, langen Überlegungsprozess: Erst nach zehn gemeinsamen Jahren bezogen sie eine Wohnung. Anna: **„Das muss man sich gut überlegen“** (Interview 4). Anna hatte einen viel ausgeprägteren Kinderwunsch und sie ist auch die ältere von beiden, weshalb es eine relativ leichte Entscheidung war, wer die leibliche Mutter werden sollte. Zu dem Zeitpunkt stand noch offen, eventuell von Betty ein Geschwisterchen bekommen zu lassen, was sich aber heute aufgrund des Alters nicht mehr realisieren lassen würde. Für Anna war von Anfang an klar, dass es nur in Frage kommt,

einen Freund um eine Samenspende zu fragen um schwanger zu werden. Es folgten lange Diskussionen über die verschiedensten Aspekte des Elternseins und Für und Wider möglicher Väter. Anna: „**Als lesbische Feministin wollte ich unbedingt ein Mädchen haben. Und dann hab ich mir gedacht, nein wie das gehen kann, das und das war auch lang ein Grund, warum ich gezögert haben, weil ich mir gedacht habe, was tue ich? Was mache ich, wenn ich einen Buben kriege? Aber sobald er da war, war die Überlegung vollkommen egal, ich mein, das hätte ich mir sparen können. Aber das weiß man vorher einfach nicht**“ (Interview 4). Es waren viele innere Prozesse über lange Jahre. Dann fragten sie ein befreundetes schwules Paar und die beiden sagten sofort ja, aber sie würden es nur miteinander machen. Sie waren vorher schon mehrfach gefragt worden, hatten jedoch noch nie zugesagt. Sie würden beide Samen spenden, so dass es nicht klar wäre, wer der biologische Vater sei. Deswegen hat Christopher jetzt auch zwei Papas. Mittlerweile ist klar, wer sein biologischer Vater ist, da er ihm einfach sehr ähnlich sieht. Für Anna wäre eine ausländische Samenbank nicht in Frage gekommen. Sie kennt einige Frauen, die ihr Leben lang auf der Suche nach dem verlorenen Vater sind, und ihr wäre diese Möglichkeit zu unreal erschienen. Obwohl sie zu dem Zeitpunkt der Empfängnis schon über 40 war hat es sofort geklappt. Deswegen meint sie aber, sie könne nicht sagen, was gewesen wäre, wenn es nicht so schnell und leicht funktioniert hätte. Es gab viele Prophezeiungen, dass das (Selbstinsemination über 40, *Anm. Verf.*) nie im Leben gehen könnte. Neben den vielen persönlichen Überlegungen zu dem Entschluss, sich für ein Leben in einer Regenbogenfamilie unter den schwierigen Rahmenbedingungen in Österreich zu entscheiden, kamen natürlich auch noch die praktisch rechtlichen Konflikte (siehe Kapitel 3.4).

B) Rollenbilder und Rollenverhalten

a) 1 Kind, 4 Elternteile: egalitäre Verhältnisse und flexible Rollen

Als Anna mit Paul schwanger wurde, waren beide Mütter noch Studentinnen. Zu dem Zeitpunkt war klar, dass eine der beiden in ein erwerbstätiges Verhältnis eintreten musste, während die andere zuhause den Säugling versorgte. Dadurch, dass Anna Christopher in der ersten Zeit stillte und es für Betty rechtlich nicht möglich war, in Babykarenz zu gehen, „hat es sich halt so ergeben“, dass Betty arbeiten ging, während Anna anfangs Hausfrau war. Betty war nach der Geburt vier bis fünf Wochen daheim und kündigte von Anfang an bei ihrer Dienststelle an, dass sie sicher in (Bildungs)karenz gehen werde. Die beiden sind sehr

glücklich, dass dieser Zeitpunkt nun unmittelbar bevor stand, das heißt dass Betty kurze Zeit nach dem Interview ihre Bildungskarenz antreten und für einige Zeit Hausfrau sein würde. Ich fragte die beiden aus meiner eigenen Erfahrung nach ihren Rollen bzw. der Betreuungsaufteilung in der ersten stressigen Zeit der durchwachten Nächte, und sie gaben an, dass sie es sich „total aufgeteilt hätten“. **„Es gibt keine vorgegebenen Rollen bei uns. Es gibt keine Rollen“** (Interview 4). Anna und Betty glauben jedoch nicht, dass alle lesbischen Frauen nach diesem Modell leben würden. Aber sie hätten ein Modell ohne rollenspezifische Arbeitsteilung, welches sie abgesehen von den beiden Unterschieden, stillen und zuhause bleiben in der ersten Zeit, auch bei Christopher praktizieren. Anna: **„Und das in der Nacht herumgehen mit ihm, das haben wir uns total aufgeteilt, auch wenn Betty arbeiten gehen musste am nächsten Tag. Das war kein Thema, dass sie nicht in der Nacht mit ihm herumgegangen ist, wenn er geschrien hat. Also das haben wir uns alles aufgeteilt“** (Interview 4). Der einzige Unterschied, der ihnen momentan einfiel, war, dass Anna mehrheitlich das Kochen übernimmt, da Betty länger arbeitet. Doch das wird sich ändern, wenn Betty ihre Karenz antritt. Die beiden scherzten zu dem Thema „Du hast es hoffentlich nicht ganz verlernt.“ Auch heute wechseln sie sich im Bezug auf das frühe Aufstehen mit Christopher am Wochenende, das Putzen und alle weiteren Dinge im Haushalt, beständig ab. **„Der große Unterschied bei uns ist halt, dass das (Arbeitsteilung, Anm. Verf.) nicht an Geschlechter gebunden ist. Das ist glaub ich der Unterschied. Die Frau macht das und der Mann macht das gibt's nicht“** (Interview 4)! Im Bezug auf die Mutterrollen gibt es auch keinen Unterschied. Anna meint dazu lediglich: **„Er weiß, dass er in meinem Bauch gewachsen ist“** (Interview 4). Aber im täglichen Leben hat er einfach zwei Mamas und zwei Papas und thematisiert das manchmal.

Was die weitere Dimension der Elternebene, nämlich den biologischen Vater und die gelebte Vaterrolle betrifft, gaben Anna und Betty äußerst eindrucksvolle Einblicke in die Organisation ihres Alltag und die Erziehung ihres Sohnes. Wie oben erwähnt, lebt Christopher mit dem Selbstverständnis, zwei Väter zu haben. Die Frage, welcher von beiden sein leiblicher sei, ist noch nicht aufgetaucht, aber es ist zu erwarten, dass das natürlich irgendwann Thema sein wird. Ganz allgemein geben sie an, dass es bei Regenbogenfamilien mit lesbischen Müttern verschiedene Abstufungen gibt, wie viel oder wie wenig der Vater oder die Väterpaare mit den Kindern zu tun haben. In Österreich fehlen wissenschaftliche Studien zu dem Thema, aber in Deutschland wurde bereits eine große Umfrage gemacht und da wurden diese Modelle dann auch klassifiziert. Von einem ganz anonymen Modell über Internetkontakte, über ein „Onkel-Modell“, hin zu einem „Väter-Mütter-Modell“. Aus ihrer

Erfahrung kennen sie Paare, die sagen, dass sie nicht glauben, dass ein Papa in einer Familie sein muss und da sind das dann eben nur Samenspender. Das wäre aber wie oben erwähnt für Anna und Betty nicht in Frage gekommen. In ihrer Regenbogenfamilie ist es konkret so, dass die Väter von Christopher nie einen Kinderwunsch hatten. Sie hatten es von Anfang an so geregelt, dass er seine Väter natürlich kennen sollte, aber dass diese keinerlei Verpflichtungen oder Rechte Christopher gegenüber haben. Das wurde in gegenseitigem Einverständnis beschlossen. **„Sie wollten das so, wir wollten das so“** (Interview 4). Es war ausgemacht, Christopher nicht zu verheimlichen, wer sein Vater oder seine Väter sind und dass ein loser Kontakt, so etwa eine Begegnung alle zwei Monate, stattfinden würde. Die Väter wohnen nicht in Wien. Mittlerweile hat es sich so entwickelt, dass **„der Vater seinen Buben liebt. Es ist sehr, sehr angenehm. Es ist so, wie wir es haben wollen. Sie mischen sich nicht in unsere täglichen Sachen ein und sie verstehen sich gut. Wir verstehen uns gut. Wir fahren halt hie und da hin und sind im Sommer eine Woche dort. Es sind Freunde von uns (...) Es ist ein sehr angenehmes Verhältnis (...) Sie haben ihr Leben nicht irgendwie umgestellt, aber sehen ihn gern. Es ist ohne Zwang, es ist nicht irgendwie komisch. Es ist sehr angenehm“** (Interview 4). Von Anfang an stand fest, dass Christopher bestimmen würde, ob und wie viel Kontakt er zu seinen Vätern haben möchte, und dass diese dann zur Verfügung stehen würden. Die vier Elternteile dachten, dass er erst später vielleicht mit dreizehn oder vierzehn Jahren beginnen würde zu fragen, doch der Wunsch dem Papa nahe zu sein kam schon viel früher. Nun würde er auch ab und an von seinem Papa von Kindergarten abgeholt und das fände er schon toll.

b) Die Regenbogenfamilie im Alltag: Geschlechtsidentität, Geschlechterrollen und Geschlechtspartnerorientierung bei Christopher

Anna und Betty bereiteten sich sorgfältig auf die Aufklärung ihres Sohnes und mögliche damit in Zusammenhang stehende Fragen für den Zeitpunkt des Schulalters vor. Doch Christopher interessierte sich bereits in sehr jungen Jahren, als er anfang zu sprechen, dafür, woher denn die Babys kommen würden. Anna und Betty fragten mich diesbezüglich um meine Erfahrungen als Mutter. Sie meinten, ich würde das ja sicher kennen, was ich jedoch verneinen musste (oder durfte). Ich erzählte, dass mein eigener Sohn zweieinhalb Jahre alt war als ich mit meinem zweiten Sohn schwanger wurde und diese Tatsache komplett ausblendete. Mein großer Sohn, mittlerweile fast sechs, also ein Vorschulkind, und auch mein kleiner Sohn, der demnächst drei Jahre alt wird, haben sich noch nie eingehender mit Fragen

rund um Schwangerschaft und Geburt von Babys (sich selbst eingeschlossen) auseinandergesetzt. Anna und Betty erzählen, dass sie bis dato auch noch nicht „ins Detail gehen mussten“, aber die große Frage, die Christopher beschäftigt, ist ob er auch einmal Kinder kriegen kann. Christopher wollte ganz lange selbst ein Kind kriegen, was er dann auch mit Stofftieren gespielt hat. Er tut auch oft so, als sei er schwanger und die Geburten dauern dann immer wahnsinnig lang. Aber es gibt natürlich im Kindergarten größere Mädchen, die ihm die Welt erklären. Da kommt er dann nachhause und fragt, ob es stimmt, dass er kein Baby kriegen kann. Anna und Betty meinen, was vielleicht aufgrund ihrer Tatsache anders wäre sei, dass die Kinder in Christophers Umfeld schon auch überlegen würden, dass zwei Frauen oder zwei Männer zusammen sein oder heiraten können. Sie sagen, dass sie immer wieder hören würden, dass die Kinder sagen: **„Er wird seinen Freund heiraten. Sie wird ihre Freundin heiraten“** (Interview 4). Anna und Betty wissen nicht, ob andere Kinder das auch thematisieren, aber erzählen wiederholt, dass Christophers Umfeld, also die Freunde und Freundinnen im Kindergarten, durchaus in Betracht ziehen, auch die jeweils Gleichgeschlechtlichen zu heiraten. Momentan beschäftigt Christopher, dass er sich, um ein Kind zu kriegen, aber eine Frau suchen muss. Er ist in Sorge, wie er eine Frau finden wird mit der er ein Kind kriegen kann. Ich fragte, ob Christopher in einen besonders alternativen Kindergarten geht, was aber verneint wurde. Es ist der nächste, gleich ums Eck. Und es gibt dort sehr wohl Mädchen, die ihm erklären, dass er keine Strumpfhosen anziehen kann, und dass rosa bei einem Jungen gar nicht geht. Aber er liebt das und lässt sich glücklicherweise nicht davon abbringen. Diese Erfahrung in einer *gendersensiblen* Erziehung konnte ich von meinen eigenen Jungen glücklicherweise bestätigen. Außerdem liebt Christopher Haarspangen und trägt diese auch, egal wie die dogmatischen Mädchen das finden. In Bezug auf Christophers Spielsachen fiel mir auf, dass er im Gegensatz zu meinen Jungen doch über recht viel neutrale Sachen (er baute sich sein Wikingerschiff aus einem Duplo Bauernhof, die Wikinger oder Piraten waren weibliche Duplo Figuren) und wenig, was ich in dem Alter als typisch für einen Buben erachten würde (und wir zuhause haben, obwohl ich sehr auf gendersensible Erziehung achte, Spielsachen wie Piraten, Ritterburg, etc.), verfügt. Auch hat er eine besonders schöne Barbiepuppe, die ich bei meinen eigenen Kindern als unumgänglich für die Grundausrüstung einer geschlechtsneutralen Erziehung finde. Er wusste, was ein BH ist und wo man ihn der Puppe wie anzieht. Auf meine Frage nach der Barbie erhielt ich als Antwort: **„Die hat er von seinem Vater! Nie hätte ich ihm eine Barbiepuppe gekauft. Wenigstens ist es keine echte“** (Interview 4).

Kinder, welche in einer Regenbogenfamilie aufwachsen, lernen laut Anna und Betty vom Umgang der gleichgeschlechtlichen Eltern miteinander. Das ist wie in jeder anderen Beziehung auch. Sie lernen, ob Dinge ausdiskutiert, erstritten oder totgeschwiegen werden. Der Unterschied in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft ist jedoch, dass die Kinder nicht lernen, dass das, was ein Elternteil tut oder lässt, mit Geschlechterdifferenzen in Zusammenhang gebracht wird. Also Christopher kann nichts, was er oder eine seiner Mütter kann oder nicht kann, in der Kategorie Geschlecht begründen. Wenn eine(r) besser kochen kann und einer(r) besser bohren, dann ist das eben so, „That’s it“ (Interview 4)! Es gibt einfach Menschen, die können das besser und andere das. Ich erzählte an dieser Stelle von meiner Vorannahme, nämlich, dass ich denke, dass Kinder aus Regenbogenfamilien ein viel offeneres Verständnis der Kategorien männlich und weiblich und vor allem damit in Zusammenhang gebrachten Rollenvorstellungen haben würden. Anna und Betty bestätigten dies. Sie hätten diese Hoffnung ebenfalls und die würde durch US-amerikanischen Studien bestätigt. **„Ich glaube, dass es einen Unterschied macht, wir werden es sehen. (...) Er sieht verschiedene Sachen aber es ist halt eben nicht an Geschlechterrollen gebunden. Werden wir sehen, wie sich das dann auswirkt auf den Buben. Den entlasse ich nicht aus dem Haushalt ohne dass er kochen kann“** (Interview 4)! (Ich meine Söhne übrigens sicher auch nicht.) Meine Interviewpartnerinnen und ich stimmen überein, dass wir persönlich von keinen heterosexuellen Partnerschaften wissen, wo es üblich ist, dass es keine vorgefassten Rollen gibt, was eine von ihnen mit den Worten quittiert: **„Thank goodness I am a lesbian“** (Interview 4)! Das einzige, was etwas fehlt ist, wird spaßig in die Diskussion eingebracht, dass man auf keinen Vater schimpfen kann, wenn etwas, was getan werden sollte, vernachlässigt wurde. Natürlich hätten Anna und Betty auch Konflikte über Haushaltsführung etc., aber sie meinen, dass ihr Sohn bei egalitären Machtverhältnissen und Partnerschaftsstrukturen ohne starre Rollenbilder eben auch den Umgang damit lernen würde. Er sei ihr Spiegel und durch ihn hören sie auch, wie sie selbst ihre Streitkultur verbessern können.

C) „The issue“: Das Umfeld und (mögliche) belastende Faktoren für Kinder in Regenbogenfamilien

„Es waren bis jetzt noch keine irgendwie komischen Meldungen oder Hänseleien“ (Interview 4).

Auf die Frage nach den Reaktionen ihres Umfeldes auf ihren Kinderwunsch vor mehr als fünf Jahren, antworteten Anna und Betty, dass sie persönlich noch nie negatives Feedback zu ihrer Familienform bekommen haben. „Erstaunen“ ist das Wort, das die Reaktionen seitens der Familien am besten wiedergibt. Annas Mutter meinte als Reaktion auf die Schwangerschaft ihrer Tochter: **„Das gibt es nicht! Nein das gibt es nicht. Das ist nicht wahr, dass es das gibt“** (Interview 4). Aber um ihre eigenen fehlenden Erfahrungen mit Diskriminierung etwas zu relativieren, geben die Interviewpartnerinnen an, dass ihr Umfeld eben schon ein sehr spezielles sei. Sie sind viel in feministisch, lesbischen Kreisen unterwegs und arbeiten beide im universitären Kontext (wobei sie meinen, dass es auch hier eventuell Abstufungen gibt, dass es beispielsweise an der BOKU ganz anders aussehen könnte). **„Das ist schon ein elitäres Umfeld und anders, als wenn ich jetzt beim Billa arbeiten würde“** (Interview 4). Dies bringt uns wieder auf das oben angesprochene Thema, dass Anna und Betty schon meinen, die Regenbogenkinder der Rosa-Lila-Villa würden eben nur einen kleinen Ausschnitt der sozialen Wirklichkeit von Kindern gleichgeschlechtlicher Eltern repräsentieren, und dass von ihren eigenen positiven Erfahrungen nicht auf ein generell freundliches Klima Regenbogenfamilien gegenüber geschlossen werden darf. Bereits aus dem Background der Selbsthilfegruppe wissen sie von Diskriminierung zu berichten und reflektieren, dass sie sich den Ausschnitt der Realität, in dem sie sich bewegen, schon sehr bewusst konstruiert haben. Anna: **„Ich kenne auch schreckliche Geschichten aus Schulen, aber dem werden wir ihn nicht aussetzen (...)** Wir werden ihn sicher nicht in eine katholische Klosterschule geben (...) Wir haben da die Möglichkeit in unserer Wohngegend, da ist eine Alternativschule und wir werden ihn dorthin geben. Da ist die Wahrscheinlichkeit schon sehr groß, dass auch Kinder und Eltern dort sind, denen das „wurscht“ ist oder die damit umgehen können. Im besten Fall aber „wurscht“ (Interview 4)! Aus dem Bekanntenkreis erzählt Betty von einem Fall von Diskriminierung in der Schule lediglich aufgrund der Tatsache, dass bei jener Familie der Vater als Hausmann tätig war, während die Mutter das Geld verdiente. Wo die Volksschullehrerin „das nicht ausgehalten hat“ und „alles darauf reduziert wurde, wie das Kind denn dann jemals eine Leistung bringen könnte, wenn die Mutter arbeiten geht“ (Interview 4). Leider musste ich mich an der Stelle mit ähnlichen Erfahrungsberichten zum Thema „Familien mit Rollentausch“ aus meinem Bekanntenkreis anschließen. Was Christophers momentane Situation im Kindergarten betrifft, so erzählen Anna und Betty, dass sie mit dem Eintritt ihres Sohnes in eine externe Betreuungseinrichtung schon damit gerechnet hätten, dass sich vielleicht etwas an seinem Selbstverständnis in Bezug auf seine familiäre Lebenswelt ändern würde. Dieser Fall ist aber bis jetzt überhaupt nicht eingetreten. Der Kindergarten liegt wie erwähnt in einer eher progressiven Wohngegend in der Wiener

Innenstadt, wird von den Müttern aber als „ganz normal“ und „nicht alternativ“ bezeichnet. Christophers Pädagoginnen sind zwei junge Frauen, etwa zwanzig Jahre alt, welche direkt von der Ausbildung kommen und laut der Meinung der Interviewpartnerinnen bis dato noch nicht „mit dem Thema konfrontiert wurden und es auch unkommentiert hinnehmen.“ Betty: **„Also habe ich am Anfang mit der Leiterin geredet zur Anmeldung, hab gesagt, wir haben eine besondere Familiensituation, habe ihr das kurz beschrieben. Hat sie geschluckt und dann hat sie gesagt: Uns geht es darum, dass es den Kindern gut geht. Und damit passen sie wunderbar zu uns“** (Interview 4)! Die Mütter lachen an der Stelle und meinen, dass sie sich so vielleicht über den ersten Schock geholfen hätte und später eventuell nachgedacht oder über das Thema nachgelesen hätte. In Bezug auf ihren Freundes- und Bekanntenkreis bzw. den gesellschaftlichen Ausschnitt, in dem sie sich bewegen, geben die beiden an, dass ihre privaten Freunde ja nicht ihre Freunde wären, wenn „es ein Thema wäre“. Sie meinen, dass sich das von selbst regeln würde, da die Leute, welche „damit umgehen könnten“, zu ihnen kommen und von ihnen getroffen werden und die, wo das nicht der Fall ist, mit denen hätten sie eben keinen Kontakt. Hier wird der Kindergarten als Beispiel angeführt und der Fall der älteren dogmatischen Mädchen und die Frage, wie deren Eltern möglicherweise dazu stehen, dass der gesamte Kindergarten dank Christophers Familiensituation ein recht offenes Verständnis von Geschlechterrollen und Geschlechtspartnerorientierung hat. Wir sprechen an der Stelle aus unser drei Erfahrungsschatz als Mütter, wie schön es ist zu sehen, dass Kinder an sich vorurteilsfrei sind und dann andererseits zu beobachten, wie sie wiedergeben, was sie zuhause hören.

Das Gespräch behandelt einen weiteren Aspekt der möglichen Schwierigkeiten oder Diskriminierung auf einer allgemeineren Ebene bzw. aus den Erfahrungen der Mütter in der Regenbogensgruppe - nämlich die Tatsache, dass die Entscheidung für Kinder bei gleichgeschlechtlichen Paaren mit einer Art zweiten Outing für dieselben verbunden ist. **„Bei der Gruppe, wo es ein paar Mal thematisiert worden ist, haben einige gesagt, sie haben sich nochmal erneut mit ihrem Coming Out auseinandersetzen müssen, sobald das Kind da war“** (Interview 4). Ab dem Zeitpunkt, wo man ein Kind hat, welches sprechen kann, stellt sich für homosexuelle Eltern ganz selbstverständlich nicht mehr die Frage, inwieweit sie sich in der Öffentlichkeit outen, da die Kinder ganz natürlich auf dem Spielplatz erzählen, wie es daheim ist. Solange man alleine bzw. ohne Kinder in einer gleichgeschlechtlichen Lebensweise lebt, hat man die Wahl, selbst zu entscheiden, wo man sich outen möchte. Es ist jedoch unmöglich, und wie auch die Befunde aus einschlägigen Studien zeigen,²⁷ für

²⁷Bezug genommen wird hier v.a. auf Streib-Brzic/Gerlach (2005) woraus in Teil III noch zitiert werden wird.

Regenbogenkinder auch zutiefst belastend und schädlich, sich als Eltern ihnen gegenüber nicht als homosexuell zu definieren. Man müsse sich früh damit auseinandersetzen und viele gleichgeschlechtliche Eltern hätten sich das vorher mitunter nicht genau genug überlegt. „Das ist ihnen erst bewusst geworden, wie die Kinder da waren, dass sie das nochmal anders haben überlegen und bewerten müssen, und dass das sozusagen ein zweites Coming Out war“ (Interview 4). Für Kinder in Regenbogenfamilien, wo der eigene Prozess des Coming Out der Eltern unklar ist, bzw. wo die Eltern nicht klar dazu stehen, ist es für die Kinder sehr schwierig. Man gibt da den Kindern eine Unsicherheit weiter über eine Sache, die eigentlich die Eltern selbst lösen müssen und bringt sie damit in innere Konflikte und Verlegenheiten.²⁸ Wieder wird an der Stelle auf die eigene Biografie Bezug genommen und gesagt, dass auch das Outing am Arbeitsplatz bei Anna und Betty „kein Thema war“, wohingegen mögliche Konflikte für gleichgeschlechtliche Eltern diesbezüglich, z.B. bei der Post oder im Einzelhandel, angeführt werden. Auch in den Familien der Mütter war es nie ein Thema, wobei sie aus ihrer Erfahrung schon von Fällen zu berichten wissen, wo sich die Familie abwandte.

Sie denken sehr wohl, dass Christopher im Laufe seines Lebens mit Menschen konfrontiert werden wird, die sein Selbstverständnis über seine familiäre Lebenswelt angreifen oder erschüttern werden. Als ihre Aufgabe oder ihren Beitrag, um ihn darauf vorzubereiten, sehen sie es einfach, beständig sein Selbstverständnis und Selbstbewusstsein zu stärken und vor allem auch einen Freundeskreis für ihn aufzubauen im dem andere Kinder ganz natürlich in Regenbogenfamilien aufwachsen.

D) Fazit und Ausblick:

Wie bereits aus dem Text hervorgeht, haben Anna und Betty generell das Gefühl, dass in der homosexuellen Szene, aber vor allem auch rund um das Thema Regenbogenfamilien in Gesellschaft und Politik, eine Art Aufbruchsstimmung herrscht. Sie meinen, ihre Gruppe in der Rosa-Lila-Villa würde dazu einen guten und wertvollen Beitrag leisten. Ein erster Boom diesbezüglich erfolgte in den USA und es gibt mittlerweile auch in Europa beispielsweise ganze TV Serien, wo Regenbogenfamilien vorkommen. Diese Entwicklung wird als „totaler Trend“ bezeichnet. **„Die Frauen trauen sich mehr oder denken mehr oder früher darüber**

²⁸ Mehr dazu was wissenschaftliche Studien über einen guten Zeitpunkt für ein Outing den Kindern gegenüber bzw mögliche Konflikte dazu sagen in Teil III

nach, eine Familie zu gründen. Unsere Generation, also wie wir zwischen 30 und 35 waren, da waren wir die ersten in unserem Umfeld. Und „bestaunt“, um es mal milde auszudrücken“ (Interview 4). Betty wusste damals persönlich von einer weiteren Frau. „Aber das trägt halt sicher dazu bei, dass sich die Jungen mehr trauen. Vielleicht einfach früher dazu zu stehen. Und dann natürlich auch, früher ein Kind zu kriegen“ (Interview 4). Wie bereits oben erwähnt, nehmen die Interviewpartnerinnen den Wandel sehr wohl, aber dennoch langsam war, und es bleibt zu hoffen, dass im persönlichen Bereich keine Schicksalsschläge eintreffen, bevor Regenbogenfamilien auch rechtlich auf einem festen Fundament stehen.

Da Anna und Betty sowohl aus dem wissenschaftlichen als auch aus dem politisch aktiven Kontext kommen, seien abschließend noch ein paar Worte zum state of the art der Forschung zu Regenbogenfamilien in Österreich angebracht. Durch das Interview zog sich wie ein roter Faden der unzureichende Kenntnisstand im Bezug auf Anzahl, strukturelle Merkmale und demografische Verteilung von Homosexuellen und besonders Regenbogenfamilien in Österreich. Es gibt eine neuere Studie aus 2010 über Lesben am Arbeitsplatz von Hofmann und Cserer (URL 40), aber wie Homosexuelle in anderen Gesellschafts- und Bildungsschichten oder Milieus als den hier dargestellten (Akademikerinnen, Innenstadt,...) in Wien oder Österreich repräsentiert sind, darüber gibt es keinerlei Informationen. Nach meiner nun mehr als einjährigen Beschäftigung mit der Thematik und Forschung in dem Feld, erscheint es mir signifikant, dass über Regenbogenfamilien (vielleicht noch ansatzweise mit Hausmännern vergleichbar) die größte Forschungslücke in den von mir behandelten Familienformen anzutreffen ist. Da ich nicht über die Ressourcen für ein Doktorat bzw. momentan auch nicht über die Möglichkeiten für eine wissenschaftliche Karriere verfüge, möchte ich jedoch dem Impuls, mehr und eingehender in diesem spannenden Bereich zu forschen aufs dringendste Nachdruck verleihen. Einmal in die Thematik eingetaucht merkt man, dass die Dimensionen für mögliche Arbeiten endlos wären und die Ergebnisse schon einer so kleinen Forschung, wie ich sie hier durchgeführt habe, zutiefst eindrucksvoll und auf einer persönlichen Ebene transformierend sind. Anna und Betty meinten dazu, dass die Studien „eben auch jemand machen müsse“ (Interview 4), und dass sie wüssten, wer in Österreich Geld für welche Themen hergibt und wer nicht. Aber vielleicht gibt es trotzdem unter den Leserinnen Wissenschaftlerinnen, die die Herausforderung annehmen möchten.

5.5 Die „neuen Väter“

*„Der Mann muss hinaus ins feindliche Leben, muss wirken und streben und pflanzen und schaffen, erlisten, erraffen, muss wetten und wagen um Glück zu erjagen. Da strömet herbei die unendliche Gabe, es füllt sich der Speicher mit göttlicher Habe, die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.“ „Und drinnen da waltet **die züchtige Hausfrau**, die Mutter der Kinder, und herrschet weise im häuslichen Kreise, und lehret die Mädchen, und wehret den Knaben, und regt ohn Ende und mehret den Gewinn mit ordnendem Sinn. Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden und dreht um die schnurrende Spindel den Faden, und sammelt im reinlich geglätteten Schrein die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein, und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer, und ruhet nimmer.“*

(Friedrich Schiller, Sämtliche Werke, Stuttgart o.J., 25-17; zit.n. Zulehner/ Slama 1994: 34/ 38)

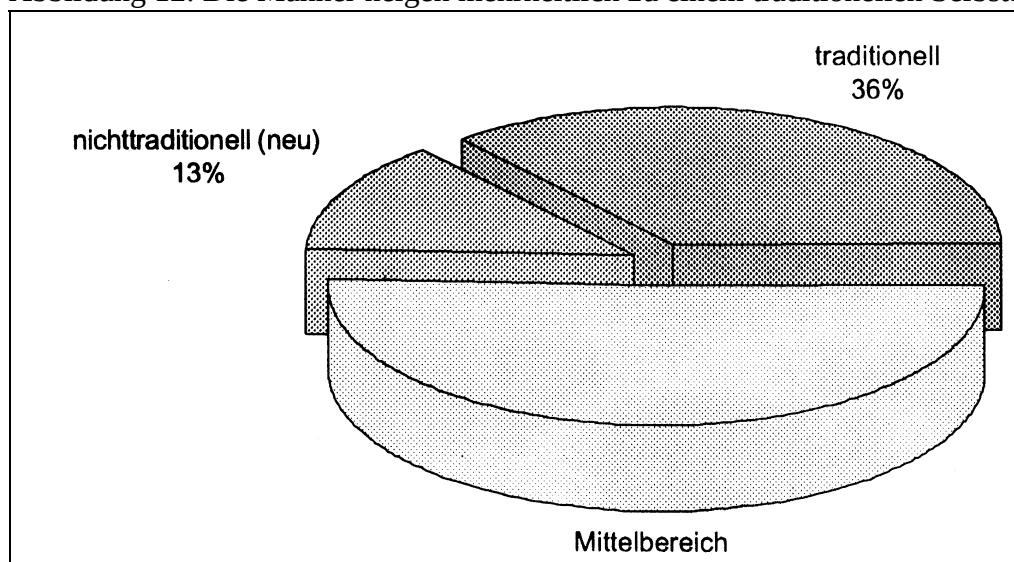
Unsere Gesellschaft geht zum größten Teil nach wie vor davon aus, dass die Mutter jene Person ist, welche primär die Kinder versorgt. Dass in etlichen Familien – und zwar, wie bereits in Kapitel 3.5 dargestellt, keineswegs nur in Eineltern -, sondern auch in sogenannten Kernfamilien - der Vater wichtige Betreuungsfunktionen übernimmt, wird hingegen kaum zur Kenntnis genommen. Dies gilt vor allem für die Diskussion im wissenschaftlichen Bereich, wo zwar zahlreiche Erfahrungsberichte und Interviewstudien über Väter, welche sich die häuslichen Aufgaben mit ihren (Ehe) Frauen teilen, vorliegen, es jedoch, zumindest im deutschsprachigen Schrifttum, an exakten Untersuchungen über solche Paare und ihre Kinder mangelt. Deshalb können an dieser Stelle, wie auch in Kapitel 3.5, lediglich Merkmale dieser Familienform dargestellt, sowie die zugänglichen Beobachtungen diskutiert werden, wobei als primäre Frage zu thematisieren ist, „wie neu denn der österreichische Mann nun tatsächlich ist“ (vgl. Zulehner/ Slama 1994).

Ein zentraler Punkt bei der Frage nach dem „neuen Mann“, welcher an die Ausführungen des ersten Teiles anschließt, ist die im Zuge der postmodernen Umwälzung, Pluralisierung und Individualisierung hervorgetretene, veränderte Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau: Die traditionelle Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern gilt heute für viele Familien nicht mehr. Dieser These schließen sich beinahe alle für diese Arbeit untersuchten Schriften über Familiensoziologie und Psychologie weitgehend einstimmt an, wobei jedoch die Meinungen im Bezug auf das Ausmaß der männlichen Fürsorge und Mithilfe bei der Hausarbeit differenzierter zu betrachten sind. Rauchfleisch (1994: 84ff.) ist der Ansicht, dass, was in der Generation der heute 60 bis 70 Jährigen noch undenkbar erschien, nämlich die Versorgung

der Kinder, weitgehend in die Hände des Vaters zu legen, heute in etlichen Familien vorzufinden ist. Bacher & Wilk vertreten demgegenüber den Ansatz, dass „die steigende Teilnahme verheirateter Frauen und Mütter am Erwerbsleben jedoch nicht von einer steigenden Übernahme von Haus- und Familienarbeiten durch die Männer begleitet war. Es ist zwar teilweise eine zunehmende Mithilfe von Männern bei Hausarbeit und Kinderbetreuung festzustellen, aber die geschlechtsspezifische Aufgabenverteilung im Bereich der Hausarbeit hat sich kaum verändert“ (Bacher/ Wilk 1996: 165). Dieser Argumentation schließt sich die unter Punkt 3.5 angeführte Interpretation der Statistik Austria des Mikrozensus 2002 an, wo ein Trend zur Re-Traditionalisierung der Rollen bei Paaren nach der Geburt eines Kindes beobachtet wurde.

Der Studie „Österreichs Männer unterwegs zum neuen Mann?“ von Zulehner/Slama (1994) zufolge, ist „das von Schiller besungene Männerbild auch heute noch dominant. Der Mann ist der Außerhäusliche, der Berufsmann. Sein Bezug zur Familie: Er erhält sie und sie hält ihn. Sie ist sein Hinterland, das ihn seine außerhäuslichen Lasten tragen lässt und ihn dazu mit Kräften ausstattet“ (Zulehner/Slama 1994: 231). Zitierte Forscher haben im Rahmen ihrer Studie einen Fragenkatalog, welcher Einstellungen im Bezug auf Selbstbild, Frauenbilder, Haushalt, Erwerbstätigkeit, Kinderbetreuung etc. wiedergeben soll, entwickelt, mit welchem sie die befragten Männer in drei Kategorien, nämlich „traditionell“, „pragmatisch“ (oder auch unentschlossen) und „neu“ (oder von traditionellen Mustern radikal abweichend) einteilen. Der Studie zufolge bietet sich nun für Österreich folgendes Bild: „36 % der Männer können als sehr traditionell gelten. Bei weiteren 51 % sind viele Aspekte des traditionellen Männerbildes akzeptiert. Verbleiben 13 %, die von traditionellen Mustern schon weit abgerückt sind. Sie verdienen die Bezeichnung `neuer Mann´“ (Zulehner/Slama 1994: 231).

Abbildung 12: Die Männer neigen mehrheitlich zu einem traditionellen Selbstbild

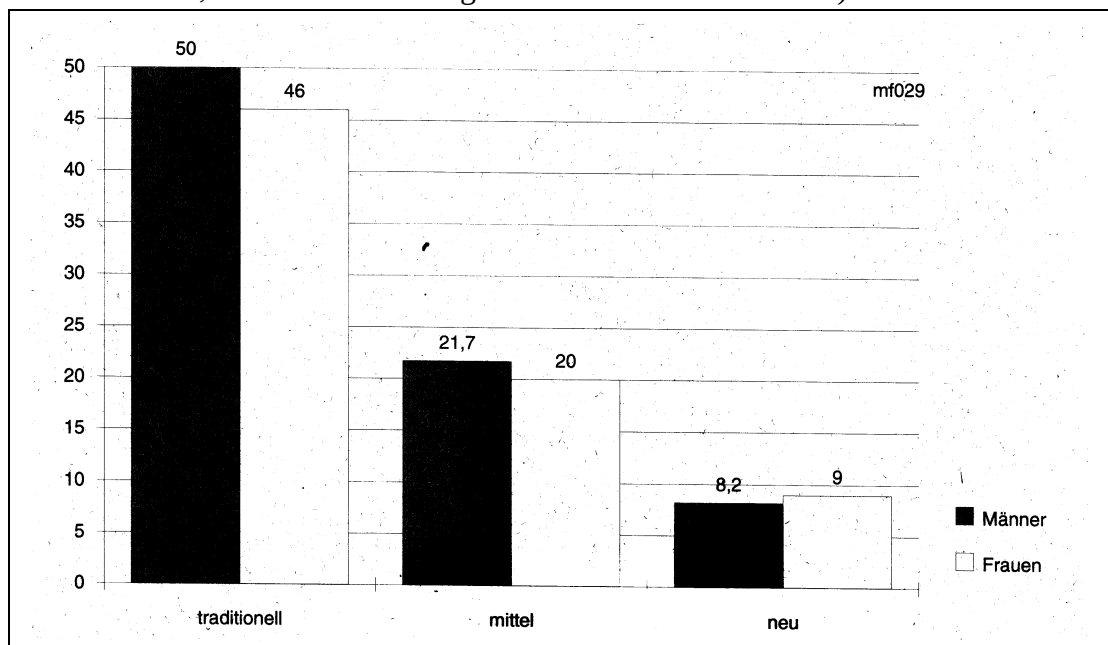


Quelle: Zulehner/Slama 1994: 231

Zulehner & Slama kommen in Bezug auf das Thema „Männer und Familie“ unter anderem zu dem Ergebnis, dass nach wie vor ein hoher Prozentsatz, vor allem der traditionellen Männer, die prinzipielle Frage nach einer Karenzierung verneint (Abb. 12). Viele der

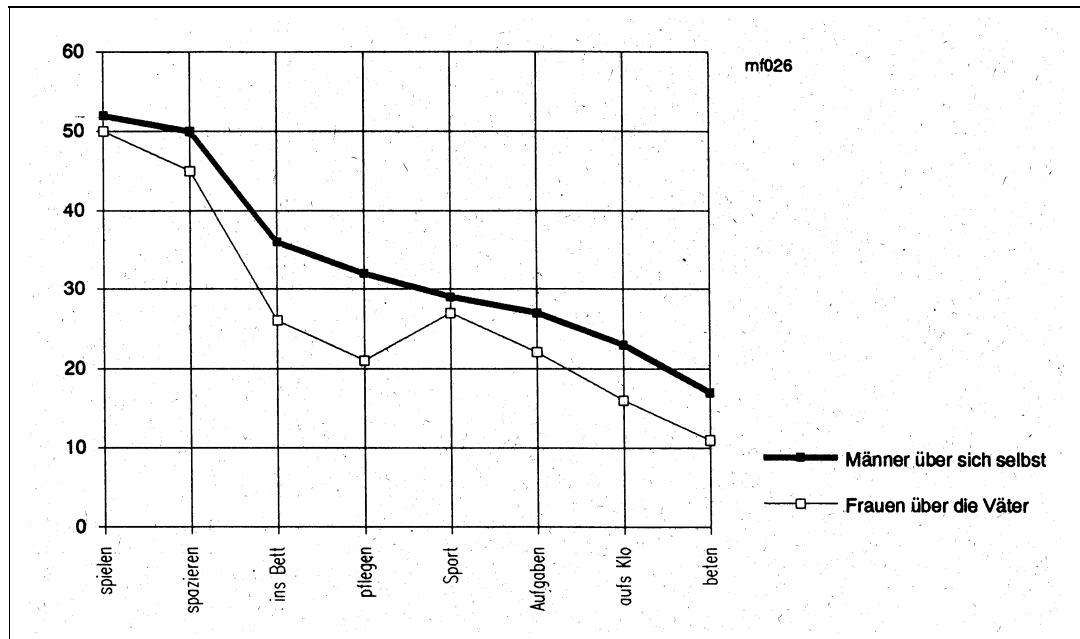
„neuen Männer sehen im Erziehungsurlaub eine Bereicherung, beteiligen sich aktiver an der Erziehung und üben wesentlich weniger Gewalt aus als traditionelle Väter (...) (jedoch) bleibt das häusliche Engagement der neuen Männer des öfteren hinter den Erwartungen der Frauen zurück und reduziert sich gewöhnlich auf die `sauberen Aktivitäten` (Sport, Spiel mit den Kindern) oder bleibt auf rein `männliche Arbeitsbereiche` (Reparaturen im Haus/ in der Wohnung, Autopflege,...) begrenzt. Die eher `schmutzigen Aktivitäten` (Wohnung sauber machen, Wäsche waschen, Aufgaben machen, Kinder aufs Klo setzen und interessanterweise auch beten) ignorieren sie weitgehend (vgl. Abb. 13). Es bleibt die ernüchternde Feststellung, dass sich das Selbstbild der neuen Männer aus der Perspektive der Frauen nicht selten als Zerrbild präsentiert.“ (Zulehner auf einer Fachtagung des Vereins vafk, o.J.) (URL 38)

Abbildung 13: „Für einen Mann ist es eine Zumutung, zur Betreuung seines kleinen Kindes in Karenz zu gehen. (Zustimmende Antworten der von ihrem Rollenbild her als traditionell, mittel bzw. neu eingestuften Männer und Frauen)



Quelle: Zulehner/Slama 1994: 105

Abbildung 14: Welche Tätigkeiten verrichtet der Vater mit seinen Kindern? (Anteil der zustimmenden Antworten der Männer über sich selbst, bzw. der Frauen über die Kindesväter)



Quelle: Zulehner/Slama 1994: 105

Wie oben Ausgeführtes deutlich erkennen lässt, hatten die Männer Anfang der neunziger Jahre, im Gegensatz zu einem Großteil der Frauen, welche im Rahmen der Emanzipationsbewegung ihre tradierten Rollen wesentlich veränderten, noch erhebliche Probleme damit, wenn es um die Übernahme von Tätigkeiten geht, welche traditionellerweise den Frauen zugesprochen werden. Leider ist anzunehmen, dass sich diese tendenz auch heute noch bestätigen lässt. Unter dem Eindruck eines sich stark wandelnden Sozialgefüges und angesichts einschneidender Veränderungen, die sich heute im Leben der Frauen feststellen lassen, klammern sich die Männer oft geradezu krampfhaft an tradierte Rollenvorstellungen und reagieren mit großer Angst auf jegliche kritische Anfrage. Wenn es um die Übernahme häuslicher Pflichten geht, wirkt sich die Tatsache besonders hinderlich aus, dass Männer im Verlauf ihrer Sozialisation vielfach gelernt haben, sich vor allem über außerhäusliche Tätigkeiten zu definieren und ihren Selbstwert vornehmlich aus dem beruflichen Bereich zu beziehen. Wollen Väter sich mit „gutem Gefühl“ verstärkt im Haushalt und bei der Betreuung der Kinder engagieren, müssen sie sich zuvor kritisch mit ihren Bildern von „Männlichkeit“ auseinandersetzen, was eine Reflexion folgender Punkte beinhaltet:

- Das Klarwerden über das spannungsreiche Verhältnis zwischen patriarchalen Männerbildern und der Vision einer „neuen Männlichkeit“,

- die Auseinandersetzung mit dem eigenen Vaterbild und den geschlechtsspezifischen Sozialisationserfahrungen, sowie
- eine kritische Reflexion der Frauenbilder (Mutter, erste Frau im Leben, etc.).
- Das Verhältnis zu anderen Männern klären und
- natürlich auch die Unterstützung der Frauen sichern.

Erst wenn die Männer ihre bisherigen Bilder hinterfragt und eine Neuorientierung vorgenommen haben, öffnet sich ihnen der Weg zu einer neuen Form von Väterlichkeit (vgl. Rauchfleisch 1997: 88ff.).

Nach einer Untersuchung von Radin (zit.n. Rauchfleisch 1997: 92) stammen Hausmänner selbst fast immer aus Familien mit traditioneller Rollenverteilung, während die Mütter der Ehegatten, welche einen Rollentausch vornehmen, zumeist aus Familien stammen, in denen die Mutter berufstätig war. Daraus lässt sich ableiten, dass beide Ehegatten aus ihrer eigenen Kindheit negative (große Distanz und Abwesenheit des Vaters) wie positive (Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Mutter) Erfahrungen verarbeiten und diese nun für ihre eigene Elternschaft umsetzen. Die wenigen, bisher vorliegenden, Untersuchungen bestätigen auch das Gelingen dieser Absicht, da der Einbezug der Männer in die Kinderbetreuung fast immer zu einer Aufweichung ihres sonst so starren Rollenverhaltens führt, und somit für das ganze Familiensystem eine Erweiterung des Verhaltens- und Erlebensspektrums bedeutet (So ist der Vater nicht mehr der typische „Fußballtrainer“ der Kinder, sondern spricht, spielt, singt und erledigt die Aufgaben mit ihnen). Nach Gronseth (1975), Parke und Radin (1980) (zit. n. Rauchfleisch 1997: 94ff.) lassen Jungen wie Mädchen aus Familien, in denen ein Rollentausch praktiziert wird, vor allem stärkeren Glauben in ihre eigenen Fähigkeiten, ihr Geschick selbst in die Hand nehmen zu können und selbst zu bestimmen, erkennen und verfügen über bessere sprachliche Kompetenzen als vergleichbare Kinder aus traditionellen Familien. Hingegen führt die Versorgung durch den Vater nicht zu Problemen in der Geschlechtsrollenentwicklung. Die Kinder verfügen allerdings, wie nicht anders zu erwarten, über ein breiteres, flexibleres Spektrum an Vorstellungen über die Kompetenzen und Lebensmöglichkeiten von Frauen und Männern, was im Bezug auf eine bestmögliche Vorbereitung auf ein Leben in einer immer komplexeren Welt nur als gemeinhin wünschenswert dargestellt werden kann.

TEIL III: DAS BEFINDEN DER KINDER

„Der Kontakt zwischen den Eltern war immer gut. Also jetzt gegenüber...zumindest offensichtlich für uns Kinder. Also für mich war das jetzt dann nicht mehr so, dass die Eltern gestritten haben. Die Situation haben wir natürlich vorher sehr wohl mitgekriegt, wie der Papa noch da gewohnt hat. Aber dann war das einfach gelöst und der Papa war immer da, war immer präsent für uns. Wir haben zum Beispiel auch immer Weihnachten gemeinsam gefeiert und die diversen Geburtstagsfeste waren auch immer gemeinsam mit dem Papa, also er war nie ausgeschlossen.“ (Kathrin, Interview 1)

„Ich war...wenn ich mich zurück erinner´...eine glückliche Kindheit! Es war glaub ich manchmal besser als in einer Partnerschaft wo sich die Eltern streiten. (...) Ich hatte eben beide Vorteile: Damals hatte ich meine Spielkameraden und zuhause war ich ein Einzelkind, was auch nicht immer...Ich würd´ sagen es ist kein Nachteil! Meine Mama war halt viel für mich da, oder hat viel für mich gemacht (...) Sie hatte halt keinen Partner und dadurch konnte sie sich ganz auf mich konzentrieren, mehr als wenn eine Familie komplett wäre.“ (Daniela, Interview 2)

„Ich habe nach außen hin immer viele Geschichten erzählt, dass ich einen ganz tollen Papa habe, der mit mir auf Urlaub fährt und dieses und jenes mit mir macht. Ich glaub´ tief drinnen habe ich mich sehr geschämt, dass es nicht so war. (...) Es war eben normal so, ich kannte es nicht anders! Mein Bruder hat eigentlich von Geburt an eine Art Vaterrolle bei mir übernommen, er tat immer Dinge mit mir, die andere mit Ihren Vätern machen. (...) Als mein Vater tot war, begriff ich, dass meine Hoffnungen auf Änderung nun auch „begraben“ waren.“ (Sofie, Befragung A)

„Als ich dreizehn war haben wir dann eben dort von meiner Stiefmutter einen Grund bekommen und haben dort Haus gebaut. Und kaum waren wir im Haus ist mein Bruder auf die Welt gekommen und dann waren wir quasi eine `super Family´. Aber ab dem Zeitpunkt haben die Probleme begonnen mit mir. (...) Sie haben mir alles verboten (...) Ab dem Sommer, wo ich dreizehn war, durfte ich nicht mehr mit auf Urlaub fahren (...) sie haben mir auch gedroht, dass sie mich in ein Heim geben. (...) Im Endeffekt hatte ich keine erwachsene Person, die immer für mich da war. (...) Ich weiß heute nicht, woher diese Stärke damals kam (...) Hätte ich meine Freunde nicht gehabt, ich weiß nicht wie ich das überlebt hätte.“ (Lina, Interview 3)

„Also wenn jetzt die Rede war wegen Rollenverteilung und so habe ich das schon ohne Probleme und also ich mein...auch mit Stolz gesagt, dass es bei uns so ist. Also der Papa ist immer noch eine Person, die sich für seine Familie total aufopfert und das ist auf jeden Fall etwas, was einen prägt und was man auch mitnimmt. Ich hoffe halt, dass ich auch einmal so ein guter Papa werde!“ (Philip, Interview 5)

Ziel des dritten und letzten Teiles der vorliegenden Arbeit soll es sein, anhand der durchgeführten Interviews mit Betroffenen, das Befinden der Kinder in ihren Familien zu analysieren, bzw. mit Hilfe jener Erfahrungsberichte zu zeigen, welche Faktoren das Wohlbefinden der Kinder beeinflussen und natürlich auch welche Einflüsse die Befragten als hilfreich bzw. hinderlich in der Verarbeitung belastender Ereignisse, sofern jene in ihrer Kindheit existierten, empfanden.

Die Zahl der Publikationen zu den einzelnen Familienformen ist aus wissenschaftlicher Sicht sehr unterschiedlich. Wie schon zuvor erwähnt, beschäftigen sich nur wenige Studien mit dem Befinden und der Entwicklung der Kinder gleichgeschlechtlicher Eltern sowie jener Kinder, welche mit einem „neuen Vater“ aufwachsen. Die Zahl der Untersuchungen und Schriften zum Thema „Kinder und getrennte Eltern“ und seit einiger Zeit auch „Stieffamilien“ sind hingegen so zahlreich, dass damit eigene Arbeiten allein zu diesen Problemstellungen gefüllt werden könnten. Es entspricht nicht meiner Absicht, an dieser Stelle etwaige gelesene wissenschaftliche Fakten zu zitieren bzw. wiederzugeben, da auch dieses in solch zahlreicher Form von verschiedenster Stelle bereits vorhanden ist, und dieser Diplomarbeit somit aus meiner Sicht keinen interessanten und neuen Abschluss bieten könnten.

Verwiesen sei lediglich am Beginn dieses Großkapitels darauf, dass sich vor allem die Argumentation in Bezug auf von Trennung/ Scheidung betroffener Kinder bzw. Kinder welche in einer Stieffamilie aufwachsen im Wesentlichen auf die Werke von Figdor (2007 et al.), einem Standardautor zu diesem Thema, stützt. Die von Figdor aufgestellten Thesen, z.B. über die Bedeutung der Weiterführung der Beziehung zum aus dem Haushalt ausziehenden Elternteil, dem Verbleib des Kindes in seinem gewohnten Umfeld, den zeitlichen Ressourcen, etc., bzw. generell wie es Eltern gelingen kann aus dem „Trauma Scheidung“ (*sic!*) die „Scheidung als Chance“ (Figdor 2007) zu erarbeiten, decken sich mit den Ergebnissen meiner Forschung. Figdor ist einerseits im wissenschaftlichen Diskurs eine namhafte Größe und andererseits stützt sich die praktische Arbeit beim Verein Rainbows auf seine Thesen zum Wohlbefinden von Kindern in „anderen Familienformen“ was aussagt, dass diese auch in (meiner) Praxis mehrfach auf ihren Sinngehalt überprüft werden konnten.

Ich möchte mich bei der Beschäftigung mit dem Wohlbefinden der Kinder im Wesentlichen an die von mir durchgeführten Interviews halten und im Zusammenhang mit jenen einige

zentrale Fragen bzw. Aspekte untersuchen, da es der Zielsetzung der vorliegenden Arbeit an dieser Stelle entspricht, aus der „Kinderperspektive“, das heißt aus dem Blickwinkel der Betroffenen, eine Art Resümee zu ziehen.

Alle von mir interviewten Personen gaben zum Teil sehr persönliche und intime Einblicke in ihre kindliche Lebenswelt Familie und berichteten von unterschiedlichen Standpunkten im Bezug auf Alter und Verarbeitung ihrer Erlebnisse in der Kindheit, mit der Intention, ihre persönlichen Erkenntnisse aus heutiger Sicht anderen Betroffenen und Menschen, welche sich aus beruflicher Intention mit der Erziehung von Kinder beschäftigen, zugänglich zu machen und zu helfen. Ich denke, dass aus solchen Erfahrungsberichten, die zum Teil auch bereits psychologisch verarbeitet wurden, am besten offenkundig werden kann, was das Wohlbefinden von Kindern in von der Kernfamilie abweichenden Familienformen fördert, und vor allem auch wie die Erwachsenen die Kinder in ihrer Entwicklung fördern und unterstützen können.

Besonderes Gewicht soll auch auf die im Zuge der Arbeit immer wieder aufgeworfene Frage der „Normalität“ und gesellschaftlichen Akzeptanz gelegt werden, einerseits im Bezug auf das subjektive Empfinden der Kinder und andererseits auf den Zusammenhang zwischen diesem Gefühl des „normal“ bzw. „anders“ Seins und der Entwicklung der Kinder, da meiner Meinung nach in Bezug auf diese Kriterien noch viel Aufklärungsarbeit notwendig ist, um in der Tat „kein Kind zu diskriminieren“ und jedes mit seinen ganz besonderen spezifischen Anlagen, Fähigkeiten und seinem familiären Hintergrund zu lieben und als wertvoll und vollwertig anzusehen und ihm dieses auch jeden Tag aufs Neue zu vermitteln. An dieser Stelle geht es nicht umhin, meine Position als Lehrerin und Mitarbeiterin bei einem Verein für von Trennung oder Tod betroffene Kinder mit einfließen zu lassen und in diesem Zusammenhang aufzuzeigen, welche Schlüsselrolle dem sozialen Umfeld im Prozess der kindlichen Verarbeitung psychosozial belastender Faktoren zukommt und wie massiv Erwachsene, welche mit Kindern arbeiten, wenn sie sich dieser Funktion bewusst sind und sie in rechter Weise erfüllen, zum Wohlbefinden *aller* ihnen anvertrauter Kinder beitragen können.

6. DAS PSYCHOSOZIALE WOHLBEFINDEN DER KINDER IN IHREN FAMILIEN

Die zentrale Frage jenes ersten Abschnittes des letzten Teiles der Arbeit über „Familien heute“ soll es sein zu untersuchen, **in wie weit die Familienformen, in denen die Kinder leben, Einfluss auf ihr Wohlbefinden nehmen bzw. ob jene für das subjektive Gefühl von Glück oder Trauer im kindlichen Leben ausschlaggebend sind oder ob dafür eventuell andere Faktoren wie zum Beispiel finanzielle Lage, Erwerbstätigkeit der Eltern, Geschwisterzahl etc. relevanter sind.**

Für Österreich liegen leider nur wenige empirische sozial-wissenschaftliche Studien vor, welche das Befinden der Kinder explizit aus der Perspektive derselben untersuchen und Aufschluss bzw. Hinweise darüber geben, wie sich die Kinder in ihren Familien fühlen. Eine solche Studie ist die, an anderer Stelle bereits des öfteren zitierte Untersuchung „Kindliche Lebenswelten“ von Wilk & Bacher (1994), deren Ergebnisse in Bezug auf angeführte Fragestellung hier untersucht werden sollen, da im Vordergrund jener Arbeit ja, anders als bei der vorliegenden, nicht die Vielfalt der familialen Lebensformen, sondern die Faktoren, die das Befinden der Kinder beeinflussen, stehen, und somit ein relativ objektives Bild über die Bedeutung der Familienform für das persönliche Erleben einer „glücklichen Kindheit“ gezeichnet wird. Unter Punkt 7.1 sollen dann jene aufgestellten Thesen in Zusammenhang mit den Interviews auf ihre subjektive Wahrhaftigkeit für das Empfinden der Betroffenen überprüft werden, um so zu Aussagen darüber zu gelangen, was für das Wohlfühlen der Kinder in ihren Familien relevant ist.

Oben zitierter Studie von Wilk & Bacher zufolge, zeigen sich eine Anzahl von Merkmalen, welche „einen direkten Einfluss auf das Wohlbefinden (...) haben: Familienform, Eltern- Kind-Beziehung, Erziehungsziele, Familie als Interaktionseinheit, kritische Lebensereignisse, verfügbare zeitliche Ressourcen, fehlende Nachmittagsbetreuung, verfügbare räumliche Ressourcen und Freizeitaktivitäten“ (Wilk/ Bacher 1998: 297). Es sollen nun im Folgenden jene Variablen dargestellt und hierbei insbesondere der Stellenwert des Faktors „Familienform“ in seiner Bedeutung untersucht werden:

- Im Bezug auf die Komponente „**Familienform**“ zeigt sich, „dass sich Kinder in Stieffamilien weniger wohl fühlen (Sie fühlen sich etwa doppelt so oft einsam bzw. traurig als Kinder in anderen Familienformen). Der Einfluss der Familienform auf das Wohlbefinden ist aber deutlich geringer als jener der Eltern-Kind-Beziehung, der Familie als Interaktionseinheit und der räumlichen Ressourcen. **Nicht die Familienform bestimmt somit vorrangig das Wohlbefinden, sondern die Gestaltung der sozialen Beziehungen und deren räumliche Voraussetzungen.** Dies ist insofern wichtig, da in der Öffentlichkeit vielfach von der schädigenden Wirkung von Familien, die nicht dem Modell der Kernfamilie entsprechen, ausgegangen wird“ (Wilk/ Bacher 1998: 298).

Mit dieser, sehr bezeichnenden Aussage jener Studie, sei also die zu Anfang dieses Kapitels thematisierte Frage hinreichend beantwortet. Trotzdem man davon ausgehen könnte, dass jene Schlussfolgerung auch dem allgemeinen „gesunden Menschenverstand“ entspreche, zeigen die Ausführungen des zweiten Teiles der vorliegenden Arbeit, dass dies leider keineswegs durchgängig der Fall ist.

- Der Faktor **Eltern-Kind-Beziehung** ist insofern auch von großer Relevanz, als der Studie zufolge die Kinder sich umso wohler fühlen, je mehr die Beziehung zu den Eltern als Beziehungs- und nicht als Erziehungsverhältnis wahrgenommen wird. „Der Großteil der Kinder fühlt sich von seinen Eltern ernst genommen und akzeptiert, selbst wenn das Kind eine von den Eltern abweichende Meinung hat. Vater und Mutter werden vielfach wie gute Freunde erlebt, die über einen Bescheid wissen und da sind, wann man sie braucht“ (ebd.). Dies ist insofern interessant, als zahlreiche Autoren, die sich mit der Situation Alleinerziehender und ihren Kindern beschäftigten (vgl. Rauchfleisch 1997, Peuckert 1996), auch im Besonderen stets den durchgängig „partnerschaftlichen Erziehungsstil“ thematisieren, welcher die Eltern-Kind-Beziehung in Ein-Eltern-Familien vielfach kennzeichnet. Rauchfleisch geht so weit zu sagen, dass Kinder aus solchen Familien sich zum Teil besser entwickeln als vergleichbare Kinder aus „traditionellen Kernfamilien“, da es bei ihnen seltener zu einer sogenannten „Overprotection“ kommt, sie ein breiteres Spektrum von Frauen und Männerkompetenzen und eine flexiblere Auffassung von männlichen und weiblichen Rollenbildern haben. Auch seien sie dadurch sensibler für gesellschaftliche Diskriminierung und hätten ein viel weiteres Interaktionsfeld und vielfältigere Sozialisationserfahrungen als ihre Altersgenossinnen (vgl. Rauchfleisch 1997: 11ff.).

- In Bezug auf allgemeine **Erziehungsziele** („höflich sein, eigene Ideen entwickeln“, etc.) zeigt sich, dass diese weit weniger Einfluss auf das Befinden der Kinder haben als soziale Ziele der Eltern bei der Erziehung („Verständnis für andere haben“, etc.). „Je wichtiger diese den Eltern sind, desto wohler fühlen sich die Kinder“ (Wilk/ Bacher 1998: 299).
- **Familie als Interaktionseinheit:** „Die meisten Kinder erleben in ihrer Familie ein ausgeprägtes Zusammengehörigkeitsgefühl und eher weniger Konflikte. (...) Das Wohlbefinden von Kindern nimmt zu, wenn sie Zusammengehörigkeit und geringe Konfliktneigung in ihrer Familie erleben und ihnen zugestanden wird, bei familiären Entscheidungen mitzubestimmen“ (Wilk/ Bacher 1998: 300). Dass gerade jener Punkt der Zusammengehörigkeit bei Kindern, welche in Stieffamilien aufwachsen, ein krisenhafter sein kann, darf als allgemein einsichtig angenommen werden. Wichtig für das Wohlbefinden der Kinder ist hierbei, wie von Seiten der Eltern mit der Situation umgegangen wird. Wie schon in Kapitel 5.3 thematisiert, erweist es sich für die Kinder als in großem Ausmaß belastend, wenn die familiäre Realität der multiplen Elternschaft nicht eigens und ausreichend zur Kenntnis genommen wird und man von ihnen erwartet, dass sie sich wie Kinder in einer „ganz normalen Kernfamilie“ zu verhalten hätten. Loyalitäts- und Autoritätskonflikte (so etwa schon bei der Frage nach einer Bezeichnung für den neuen Elternteil wie „Vater“, „Mama“ „er“, „Vaters Frau“, Vorname, etc.) sind vorprogrammiert und sollten in angemessener Form bearbeitet werden. Wilk schreibt in einem Beitrag zum Österreichischen Familienbericht 1999:

„Kinder in Stieffamilien haben oft schmerzlich erlebt, dass familiäre Zusammengehörigkeit etwas Unsicheres und Zerbrechliches ist. Sie waren dem Zerbrechen dieser Zusammengehörigkeit und Gemeinschaft hilflos ausgeliefert und konnten es nicht verhindern. Es mag sich für sie die Frage stellen, ob sie sich angesichts solcher leidvoller Erfahrungen nochmals in solch enge emotionale Gemeinschaft, die wiederum, ohne dass sie dies verhindern können, zerbrechen und damit weitere Enttäuschung und Trauer bringen könnte einlassen oder gar in sie investieren sollen.“ (Wilk 1999: 295)

Dass Kinder in Eineltern-Familien vermutlich weniger Auseinandersetzungen der Eltern miterleben müssen, darf auch als erwiesen betrachtet werden, da die Trennung selbst im schlimmsten Fall, nach vorangegangenen Streitigkeiten, in die auch die Kinder involviert wurden, subjektiv als Erleichterung gesehen werden kann. Voraussetzung hierfür ist selbstverständlich die hinreichende psychische Reife der getrennten Elternteile, das heißt

inwieweit das Kind auch nach einer möglichen Trennung von seinen in Loyalitätskonflikte gebracht und als „Spielball“ benutzt werden kann. Bei durch Tod oder „uneheliche“ Geburt entstandenen Eineltern-Familien lässt sich vielfach ein extrem großes Zusammengehörigkeitsgefühl der einzelnen Familienmitglieder feststellen, wobei hinzukommt, dass diese beiden Formen der Alleinerziehenden am wenigsten mit Vorurteilen behaftet sind und im Normalfall „leider“ auch mit größerer gesellschaftlicher und sozialer Unterstützung rechnen können als „Scheidungsfamilien“.

- Wilk & Bacher schreiben in Bezug auf **kritische Lebensereignisse**, dass „mehr als zwei Drittel der Kinder in den letzten beiden Jahren mindestens ein sie belastendes Ereignis erlebt hat, wobei es erwartungsgemäß **insbesondere bei Kindern, die nicht in einer Kernfamilie leben, zu einer Häufung solcher Ereignisse kommt, die sich negativ auf das Wohlbefinden auswirkt**“ (Wilk/ Bacher 1998: 300). Rauchfleisch ist hierbei gegenteiliger Ansicht und meint, dass im Falle des belastenden Ereignisses einer Trennung oder Scheidung der Eltern, wenn die Belastung der Trennungsphase überwunden ist, jene Kinder eine größere psychische Reife und Stabilität als ihre Altersgenossen erkennen lassen. Sie haben im günstigen Fall erlebt, dass Trennung zwar ein schmerzlicher Verlust ist, aber daraus auch Konstruktives und Befreiung resultieren kann. Nach Cherlin (1991) et al. sind Scheidungskinder in Konfliktsituationen weniger schnell verunsichert (vgl. Rauchfleisch 1997: 11ff.). Auch meint Rauchfleisch, dass eine Vielzahl der Studien über Scheidungskinder von Anbeginn an voreingenommen angelegt wurde, da sie sich stets auf das unmittelbare Befinden nach der elterlichen Trennung richteten, wo, bedingt durch die akute Destabilisierung des Familiensystems, oft auch Probleme im schulischen Bereich beobachtet werden können. Dem Autor zufolge sind diese Probleme jedoch zeitlich begrenzt und vielfach sind Scheidungskinder langfristig, bedingt durch einen Erziehungsstil, bei welchem dem Kind viel zugetraut wird, im schulischen Bereich erfolgreicher als vergleichbare Altersgenossinnen. Figdor, welcher als Standardautor im Bereich der Scheidungs- und Trennungserlebnisse bei Kindern gesehen werden kann, reiht sich in seinem Werk Scheidungskinder: Wege der Hilfe (wenn auch implizit) in diese Argumentationslinie. Er plädiert klar für Scheidung als pädagogische Konsequenz einer Konfliktfamilie und arbeitet die Chancen heraus, die aus der Auflösung eines konflikthaften Umfelds im Gegensatz zum Verbleib in einer Konfliktfamilie entstehen. Im Kapitel „Trauma Scheidung“ (Figdor 2007: 11ff.) argumentiert er die scheinbaren Langzeitfolgen, die aus Scheidung entstehen können,

nicht jedoch ohne anzugeben, dass sich diese Folgerungen nicht empirisch belegen lassen bzw. es an Langzeitstudien zu den Folgen einer Trennung für die psycho-soziale kindliche Entwicklung fehlt. Die Vielzahl der durchgeführten Studien zu dem Thema beschäftigt sich nach Figdor mit den Erlebnisreaktionen, das heißt dem unmittelbaren Befinden nach der Trennung, die als tiefer Einschnitt, als Erlebnis des Verlassen - Werdens in der Kindheit bezeichnet wird. Das Wohlbefinden der Kinder hängt wesentlich davon ab, ob es den Eltern gelingt, in der Nach-Scheidungs-Krise die Loyalitätskonflikte und das Gefühl der Schuld beim Kind zu minimieren. Figdor meint, dass für ein dauerhaftes Wohlbefinden eine stabile, ununterbrochene Beziehung zu beiden Elternteilen maßgeblich ist. Weiter unterstreicht er die Bedeutung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die die Situation von Scheidungsfamilien erschweren und somit oft selbst Langzeitfolgen bei den Kindern implizieren können. Dem schließen sich die Studien von *Bendkower et al.* an, denen zufolge es oft zu einer Diskrepanz zwischen den eigentlichen Fähigkeiten des Kindes und der schulischen Karriere kommt, wofür ein Grund ein möglicher Schonraum sein könnte, in den LehrerInnen Kinder nach belastenden Erlebnissen oft versetzen, aber möglicherweise auch ein Bestreben von Seiten der Kinder, auf Grund von Erfahrungen mit den Eltern möglichst bald ins Berufsleben einzusteigen, um selbst für den Unterhalt aufkommen zu können (vgl. Rauchfleisch 1997: 11ff.). Es zeigt sich also auch bei diesem Faktor, dass es vor allem an den, das Kind betreuenden Erwachsenen (dies beinhaltet ebenfalls KindergärtnerInnen, LehrerInnen, VereinsleiterInnen, etc.!) liegt, ob es zu einer konstruktiven Verarbeitung kritischer Ereignisse kommen kann und sich das Kind wohl, geborgen und wertvoll fühlt oder nicht.

- Das Wohlbefinden in den untersuchten Lebensbereichen hängt nach Wilk & Bacher „auch davon ab, über welche **zeitlichen Ressourcen** die Kinder selbst verfügen und welche Zeit ihnen die Eltern zur Verfügung stellen können. Je höher die eigene freie Zeit für die Lieblingsbeschäftigung und das Beisammensein mit Freunden ist (...) und je mehr Zeit Eltern ihren Kindern widmen, desto wohler fühlen sich die Kinder“ (Wilk/ Bacher 1998: 300).
- Die **fehlende Nachmittagsbetreuung** der Kinder mag ein Problem sein, welches sich auf Grund des Zwangs zur Erwerbstätigkeit bewirkt durch die sozio-ökonomischen Lage, vielfach vermehrt bei Ein-Eltern-Familien stellt. Wilk & Bacher meinen, dass es wichtig sei, dass die Kinder während der Nachmittagsstunden betreut werden. Von geringerer

Relevanz sei jedoch, ob die betreuende Person ein Elternteil oder eine institutionalisierte Form sei (vgl. Wilk/ Bacher 1998: 301).

- „Die **Ausstattung der Wohnung und der Wohnumgebung** beeinflusst ebenfalls entscheidend das Wohlbefinden von Kindern. Allgemein – und dies wird auch durch meine Untersuchungsergebnisse bestätigt – fühlen sich Kinder wohler, wenn ihre Wohnumwelt weniger belastend und restriktiv ist“ (ebd.). Auch dieser Punkt kann für Alleinerziehende kurzfristig oder dauerhaft zu einem problematischen werden, da wie schon durch die, in Kapitel 5.2 angeführten, sozialstrukturellen Charakteristika gezeigt wurde, die finanzielle Lage derselben sich natürlich negativ auf Wohnumwelt und Wohnungsgröße auswirken kann. Im Falle einer Scheidung oder Trennung der Eltern, bzw. im Falle des Todes eines Elternteiles können auf Grund fehlender materieller Absicherung ein Wohnungswechsel und eine massive Verschlechterung der ökonomischen Situation die Folge sein. Wie in den Interviews deutlich wird, hat es erheblichen Einfluss auf das Befinden der Kinder nach belastenden Ereignissen, ob sie ihre gewohnte Wohnumwelt verlassen müssen oder nicht.
- Als letzter Punkt wird von Wilk & Bacher die **Freizeitaktivität** der Kinder angeführt. „Kinder sind in ihrer freien Zeit äußerst aktiv, und je aktiver sie sind, desto wohler fühlen sie sich“ (Wilk/ Bacher 1998: 301ff.).

Zusammenfassend kann der zitierten Studie zufolge also festgehalten werden, dass sich **die Mehrzahl der befragten Kinder in ihren Lebensbereichen sehr wohl bzw. wohl fühlt. Von jenen Faktoren, welche das Wohlbefinden der Kinder beeinflussen, kommen der Eltern-Kind-Beziehung, der Familie als Interaktionseinheit sowie den räumlichen Ressourcen die größte Bedeutung zu. Wie oben erwähnt, kann man daraus also den Schluss ziehen, dass nicht die Familienform an sich, sondern die Gestaltung der Beziehungen innerhalb derselben und der bestmöglichen Unterstützung und Förderung der Kinder, für deren Wohlbefinden entscheidend ist.** Ob diese These nun auch für die im Rahmen dieser Arbeit befragten Personen zutreffend ist, sei im Folgenden untersucht.

6.1 Auswertung der Interviews betroffener „Kinder“

6.1.1 Methodische Erläuterungen:

Das empirische Material, welches die Grundlage der vorliegenden Analyse bildet, wurde auf **vier verschiedene Arten** im Zeitraum eines Jahres, von November 2011 bis November 2012, erhoben.

- Einerseits wurden Daten aus einer teilnehmenden Beobachtung (tnB) in einer Familie mit gleichgeschlechtlichen Müttern verwertet. Im Winter 2011/ 2012 durfte ich bei Christopher, dem fünfjährigen Sohn von Anna und Betty, und seinem Kindergartenfreund gemeinsam mit einer Kollegin einen Nachmittag mittels spielpädagogischer Methoden aus der Arbeit beim Verein Rainbows zum Thema Familienformen einen Einblick in seine kindliche Lebenswelt erhalten. Durchgeführt wurden, im Rahmen eines Spielenachmittags, neben den begleitenden informellen Gesprächen und Beobachtungen im Umfeld des Kindes, zwei Aktivitäten, die sich explizit mit dem Thema „meine Familie“ beschäftigten: einerseits das bildnerische Gestalten eines Familienzugs („Deine Familie fährt mit dem Zug. Wer fährt mit?“) und andererseits das Spielen eines „Familienpicknicks“ mit Stofftieren („Welches Tier repräsentiert welches Familienmitglied? Familie als Interaktionseinheit“). Hierbei ging es primär um die Untersuchung der Hypothese, dass für ein Kind in diesem jungen Alter die jeweilige Familiensituation, wie auch immer diese sei, relativ unhinterfragt als „die einzig fassbare Realität“ hingenommen wird, was sich auch bei Christopher bestätigte. Ihm und seinem Freund wurden eine Vielzahl an verschiedenen Materialien (von einer DIN A4 Kopie des Bildes eines Zuges bis hin zu großflächigem Packpapier, Buntstifte, Ölkreiden, Filzstifte, Glitzerstifte,...) zur Verfügung gestellt um die lustbetonte Komponente der Arbeit zu unterstreichen. Auch wurden besondere, neue, spannende Stofftiere für das Familienpicknick zur Verfügung gestellt um das Interesse der Kinder an dem Spiel zu wecken. Es ging darum herauszufinden wie selbstverständlich, oder im Gegenteil wie explizit, Christopher seine besondere Familiensituation, in den informellen Gesprächen, welche das Spiel begleiteten formulieren, bzw. auch im Unterschied zu der Familiensituation seines Freundes kommentieren würde. Fotos von den Arbeiten anzufertigen war leider zum Schutz der

Informantinnen nicht möglich und der Versuch während der Arbeit mitzuschreiben, wurde sofort wieder aufgegeben, da es die Kinder störte und irritierte. So musste sich die Auswertung der teilnehmenden Beobachtung vorwiegend auf unmittelbar nach der Arbeit angefertigte Feldnotizen stützen. Das begleitende „Expertinneninterview“ mit Anna und Betty findet seine Auswertung unter 5.4. Die Ergebnisse der teilnehmenden Beobachtung seien unter 7.1.3 in Form von Verweisen miteinbezogen, da sich die Arbeit, und somit auch die erhobenen Ergebnisse, mit einem Kind erheblich vom sonstigen Design meiner Forschung abhob und deshalb nicht auf derselben Stufe analysiert werden können. Dennoch sollen die gewonnen Erkenntnisse, wo sinnvoll, in der vorliegenden Arbeit ihren Platz finden.

- Zum Thema Regenbogenfamilien habe ich in die Auswertung außerdem das bereits zitierte Werk „Und was sagen die Kinder dazu?“ von Streib-Brzic und Gerlach (2005) miteinbezogen. Die Autorinnen interviewten für ihre Arbeit 36 Kinder und Jugendliche aus Regenbogenfamilien, mit besonderem Fokus auf eine größtmögliche Streuung in Bezug auf Alter, sozialen Status, Lebensraum sowie Art der Regenbogenfamilie. Aus diesen 36 ganz unterschiedlichen Porträts habe ich versucht, die für meine Arbeit verwendeten Kategorien zu extrahieren und die Ergebnisse mit den von mir erhobenen zu verweben. Diese Form wurde aufgrund oben erwähnter Schwierigkeiten beim Finden einer (erwachsenen) Interviewpartnerin sowie der Tatsache gewählt, dass es mir wertvoller und zielführender erschien, zentrale Kategorien aus 36 Texten mit so breit gestreutem Hintergrund herauszuarbeiten, als selbst noch welche hinzuzufügen.
- Meine eigentliche empirische Arbeit bestand in der Durchführung von vier qualitativen Interviews mit drei erwachsenen Frauen und einem Mann, welche in einer von der Kernfamilie abweichenden Familienform aufgewachsen sind. Der Zeitraum, in dem diese Interviews durchgeführt wurden, erstreckt sich von Juli 2011 bis September 2011. Die Dauer betrug in zwei Fällen etwa 45 Minuten (Interview 2/5) und in zwei Fällen etwa 90 Minuten (Interview 1/3). Der Zugang zum Feld erfolgte dank meines, während der jahrelangen wiederkehrenden Beschäftigung mit dem Thema, etablierten Netzwerks an Kontakten. Nur in einem Fall ist mir eine Interviewpartnerin besser bekannt (Interview 1), in dem Sinne, dass ich auch ihre Familie bzw. die Personen über die sie spricht kenne. Das Setting war zwei Male die Privatwohnung der Informantin (Interview 1/3) was meiner Meinung nach insofern

großen Einfluss auf die Erzählstränge hatte, da sich die betreffenden Personen gut und sicher fühlten und sich öffnen konnten (Dauer doppelt so lang wie Interview 2/ 5). Das schwierigste Interview war m.E. nach das Interview 2, was ich auf die Tatsache zurückführe, dass die Umgebung (in einem lauten Kaffee in einem Einkaufszentrum) nicht die geeignete war um über solch persönliche Dinge offen und ungezwungen zu sprechen. Auch merkte ich hier, da mir die Informantin nicht sehr gut bekannt ist, bzw. ich sie seit Jahren nicht gesehen hatte, dass ich Hemmungen hatte mehr als einmal explizit über schwierige oder belastende Themen nachzufragen, wenn von ihr selbst nicht der Impuls kam ins Detail zu gehen. Interview 5 wurde in der Privatwohnung der Freundin meines Informanten durchgeführt, was von beiden Seiten als durchaus angenehm empfunden wurde. Da Philip, wie im Anschluss gezeigt werden wird, einen relativ bunten und fröhlichen Erlebnisbericht lieferte, stellte sich auch hier das Problem der fehlenden persönlichen Beziehung zwischen Forscherin und Informant, und die von mir in Interview 2 festgestellten ethischen Schwierigkeiten im Bezug auf das mögliche „Heraufholen“ belastender Aspekte der Vergangenheit, nicht.

Anlehnend an Lamneck (2010: 326ff.) und Hopf (Flick 2010: 355) wurde das narrative Interview als geeignete Form zur Erhebung der für die Forschung wichtigen Aspekte verwendet. Nach einer allgemeinen Erklärung des Forschungsgegenstandes und der Tatsache, dass es vor allem darum ginge, was die Betroffenen zu diesem Thema als relevant erachten oder erzählen möchten, stellte eine Diashow mit verschiedenen Fotos zum Thema „Kindheit und Familie“ einen Einstieg zu einer Art „Zeitreise“ dar. Daran anschließend, den Prinzipien des narrativen Interviews folgend, wurde eine offene Einstiegsfrage gestellt („Erzählen sie mir bitte etwas über Ihre Kindheit in der Familie, in der sie aufgewachsen sind, bzw. in der Familie, in der sie heute leben?“) Die Befragten strukturierten ihre Erzählungen selbst nach subjektiven Kriterien und setzen persönliche Schwerpunkte in der Darstellung, was wiederum für die Auswertung von großem Gehalt war. Durch das umfangreiche Studium der Literatur im Vorfeld und auch unter Berücksichtigung der von Wilk und Bacher herausgearbeiteten Kriterien, gab es einen Katalog mit Aspekten im Hintergrund, welcher, sofern nicht ohnehin von den Befragten in ihrer Erzählung von sich aus beantwortet, in der Nachfragephase mit eingearbeitet wurde. Diese Fragen wurden entweder an den Stellen gestellt, wo sie in der von den InterviewpartnerInnen

strukturierten Erzählung inhaltlich passten, oder, wenn das nicht der Fall war (vor allem bei Philip, Interview 5 aber auch bei Daniela, Interview 2), im Anschluss gestellt und gingen von einer allgemeinen Ebene („Wer gehört aus heutiger Sicht zu ihrer Familie?“) zu einer persönlicheren, unter Bezug auf die Kindersicht und die Erwachsenensicht („Würden Sie sagen sie waren ein glückliches Kind? Denken Sie aus heutiger Sicht, dass sie einen gleichen, besseren oder schlechteren Start ins Leben hatten als Kinder in einer Kernfamilie mit traditioneller Rollenverteilung?“). Insgesamt gab es zehn solche Themenblöcke bzw. Unterfragen, die entweder in die Erzählung eingeflochten oder nachgefragt, die wesentlichen Aspekte zum Wohlbefinden der Kinder in ihren Familien explizit und implizit (zum Beispiel die Bewertung der eigenen Kindheit durch die Frage nach der gewünschten Familienform für das Aufwachsen der eigenen Kinder) behandeln sollten.

Die Interviews wurden nach der Durchführung transkribiert und den Partnerinnen zur Autorisierung vorgelegt. Die Entscheidung zur vollständigen Anonymisierung und der Verwendung von Pseudonymen für alle interviewten Personen, wurde von mir selbst aufgrund der Tatsache getroffen, dass zwei Personen nicht mit Namen genannt werden wollten und die anderen beiden, die meinten es wäre in Ordnung, aber gerade diejenigen waren, wo aus meiner Sicht heikle und problematische Aspekte (v.a. Lina, Homosexualität und Arbeitsplatz) angesprochen wurden und ich die Anonymisierung und Streichung aller Facetten, die eine Identifikation ermöglichen könnten, zu ihrem Schutz durchgeführt habe.

Im Bezug auf die Auswertung wurde v.a. auf die Technik der **qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring** (2010) in Kombination mit dem Verfahren der **zirkulären Dekonstruktion** (Jaeggi/ Faas/ Mruck 1998: URL 39) zurückgegriffen. Ähnlich wie bei dem Leitfadeninterview wurde zunächst nach mehrmaligem Lesen ein bezeichnendes „Motto“ oder eine Überschrift für den Text gefunden, welches sich im Eingangszitat bei der Vorstellung der jeweiligen InterviewpartnerInnen wider spiegelt. Dann wurden zusammenfassende Nacherzählungen angefertigt. Anschließend wurden Stichwortlisten erstellt, d.h. die am häufigsten genannten Worte/ Themen oder prägnantesten Passagen extrahiert. Diese Stichwörter, ihrerseits, wurden zu größeren Themengefügen zusammengesetzt, anhand derer Themenkataloge erstellt wurden. Im

Folgenden wurden diese Themenkataloge in einem weiteren analytischen Schritt auf das Material selbst angewandt und der Text damit codiert, das heißt es wurde, auf dieser Stufe schon mittels Zahlen und Codes herausgearbeitet, wo und wie häufig die jeweiligen Themen im Text erscheinen und diese paraphrasiert. Anschließend wurde in tabellarischer Form untersucht welche Themen wie häufig in mehreren der Interviews behandelt werden und welche eventuell nur in einem auftauchen, um die geeigneten Kategorien für einen systematischen Vergleich herauszuarbeiten. Die Themen wurden dann, unter Bedachtnahme meiner zeitlichen Ressourcen und der Machbarkeit einerseits, und unter Bezugnahme auf die von Wilk/ Bacher in ihrer Studie herausgearbeiteten Faktoren andererseits, zu Meta Themen zusammengefasst, die ich im Folgenden versucht habe bestmöglich zu interpretieren bzw. zu vergleichen. Für die Darstellung unter Punkt 7.1.3 wurde die Vielzahl an gewonnenen Informationen vier großen Kategorien zugeordnet, in die ihrerseits auch die von Wilk und Bacher behandelten Aspekte fallen.

- Im Fall von Sofie (Befragung A), wo die Durchführung eines Interviews praktisch nicht möglich war, habe ich versucht, dieselben Themenblöcke in Form einer schriftlichen Befragung zu erarbeiten.

Die gewählte Methodik zur Datenerhebung, Auswertung und Analyse erschien mir für die, der Arbeit zugrunde liegenden, Fragestellung nach dem Befinden von Kindern, in von der Kernfamilie abweichenden Familienformen, bestmöglich geeignet und ich hoffe, dass sie bei der Leserin Konsens findet. Narrative Interviews und gerade teilnehmende Beobachtungen als „ethnologische Spezialität“ erscheinen als zielführend zur Exploration von Lebenswelten und zur angemessenen Erforschung von Erlebnissen und subjektiven Bedeutungen für Individuen. So hoffe ich, dass es mir gelungen ist, meine Intention, nämlich wirklich neuartige Perspektiven und Sichtweisen zu einem Gegenstand, auf den der Forschungsstand im Bezug auf die unterschiedlichen Disziplinen, aber auch Facetten innerhalb des Themenfelds so verschieden ist, von ethnologischer Seite mit in die Diskussion einzubringen. Mein Ziel als Anthropologin war es, hier hingegen Analysen und fachlich-theoretische Interpretationen, die Expertinnenmeinungen der Betroffenen zu ihrem Gegenstand zu Papier zu bringen und somit der vorliegenden Arbeit (hoffentlich) einen interessanten Abschluss zu bieten.

6.1.2 Vorstellung der Interviewpartnerinnen/ Biografisches:

Interview 1: Kathrin, weiblich, 37 Jahre, verheiratet, zwei Kinder, Vollzeit berufstätig

„Es war auf jeden Fall eine schöne, eine glückliche Kindheit! Die Scheidung selbst würde ich jetzt auch nicht als Knackpunkt sehen, wo es sich dann gewendet hat, sondern eher schon das junge Erwachsenenalter, wo es meinem Papa dann schlecht gegangen ist. Aber die Kindheit, so dann die ganze Gymnasiumszeit hab ich total unbeschwert in Erinnerung. Sicher zu 90 % !“ (Interview 1)

Kathrin lebte bis etwa zu ihrem achten Lebensjahr mit ihrer Mutter, ihrem Vater und der zwei Jahre älteren Schwester im gemeinsamen Haushalt, in einer schönen großen Wohnung in einer Anlage mit Garten, Schwimmbad und vielen Freundinnen. Als sie in der dritten Klasse Volksschule war, **ließen sich die Eltern scheiden** und der Vater bezog eine kleine Wohnung in der Nähe. Die Mutter und die beiden Töchter blieben im gewohnten sozialen Umfeld. Der Vater, der alkoholkrank war und die Mutter wohl auch des öfteren betrogen hat, hatte von der Geburt der Mädchen an eine sehr enge Beziehung zu ihnen und kümmerte sich im Alltag viel um diese, da die Mutter immer berufstätig war. Den Eltern, die beide in sozialen Berufen tätig waren und somit auch über das nötige Hintergrundwissen verfügten, gelang es einerseits den Alkoholismus des Vaters, andererseits aber auch ihre Probleme auf der Paarebene ganz unabhängig von der Elternebene zu halten und die gute Beziehung, die der Vater zu den Kindern hatte, wurde linear und ununterbrochen nach der Trennung weitergeführt. Es gab von Anfang an die Regelung, dass die Kinder jedes zweite Wochenende und einige Wochen in den Ferien bei ihrem Vater verbrachten, was sie sich von Anfang an alleine organisierten. Der Vater blieb immer ein Teil der Familie. Zwischen den Eltern herrschte Einvernehmen, die wichtigen Entscheidungen die Kinder betreffend, gemeinsam zu treffen und Familienfeste wurden ebenfalls stets gemeinsam, auch teilweise mit neuen PartnerInnen, begangen. Der Vater hatte bis zu seinem Tod, als Kathrin 23 Jahre alt war, immer wieder wechselnde Partnerinnen, die er nicht in den Alltag mit seinen Töchtern miteinbezog. Die Mutter lernte bald nach der Trennung einen Mann kennen, welchen sie auch später, als Kathrin und ihre Schwester erwachsen waren, heiratete. Doch auch dieser Mann übernahm niemals die Rolle eines Stiefvaters bei den Mädchen. Kathrin beschreibt die Beziehung zwischen Mutter und Schwester als sehr eng. Sie hingegen war immer mehr ein „Papa Kind“. Die Geschwisterbeziehung war in der Kindheit schwierig, jetzt ist sie gut, wobei Kathrin doch meint, dass es nicht der große Familienzusammenhalt sei. Während des jungen Erwachsenenalters hatte Kathrin sehr viele Probleme mit der Mutter und sie beschreibt ihre

Beziehung bis heute als belastet, was sich teilweise bis in die dritte Generation, bei Kathrins Tochter, fortsetzt. Nach wechselnden Beziehungen als Heranwachsende, lernte sie 2003 ihren heutigen Ehemann kennen. Für sie stand immer fest, dass sie selbst Kinder wollte und mit diesem Mann passte es dann sofort. 2004 zogen sie zusammen und heirateten im darauffolgenden Jahr, als Kathrin bereits mit der Tochter schwanger war, auf Wunsch des Kindesvaters. Kathrin und ihr Ehemann leben ein Modell der Kernfamilie mit traditioneller Rollenverteilung, mit dem Kathrin aber nicht zu 100 % glücklich ist. Ihrer Meinung nach ergibt sich die Re-Traditionalisierung der Rollen durch den Beruf ihres Mannes, der einfach den ganzen Tag außer Haus arbeitet. Sie wünscht sich deutlich mehr Beteiligung seinerseits, im Haushalt und bei der Kindererziehung.

Interview 2: Daniela, weiblich, 24 Jahre, verheiratet, keine Kinder (unentschlossen), Vollzeit berufstätig

„Also für mich war meine Familie komplett ohne den Papa! Ich weiß noch einmal hat mir meine Mama im Nachhinein erzählt, sie hätten mich im Kindergarten gefragt: „Wer sind deine Eltern?“ Und da hab ich gesagt: „Die Oma und du!“ und war ganz entsetzt, dass das nicht richtig...also entsetzt nicht, aber ich hab das gar nicht irgendwie...Das war für mich selbstverständlich, dass da...dass wir halt allein sind!“ (Interview 2)

Danielas Mutter war von der Geburt der Tochter an alleinerziehend. Ihre Eltern waren weder vorher noch nachher richtig zusammen und so wuchs Daniela alleine bei ihrer Mutter auf, wobei ihre Oma quasi den zweiten Elternteil ersetzte und die beiden sowohl finanziell als auch praktisch stets sehr unterstützte. Sie bezeichnet ihre Kindheit als sehr schön und glücklich. Streits, Konflikte oder Spannungen gab es bei ihr zuhause nicht. Ihre Mutter war durchgehend Vollzeit berufstätig und Daniela wuchs in einem engen sozialen Netzwerk, bestehend aus Ganztagskindergarten und Ganztagschule mit vielen Freundinnen, der Oma und einer befreundeten Kernfamilie mit traditioneller Rollenverteilung, auf, bei der ihre Mutter und sie viel Zeit verbrachten und wo zwischen den Kindern auch heute noch enger Kontakt, ähnlich wie bei Geschwistern, besteht. Die Mutter war sehr bemüht, die Beziehung zwischen Vater und Tochter anzubahnen, was sich jedoch schwierig gestaltete, da der Vater in einem anderen Bundesland wohnt und außerdem verheiratet ist und noch zwei ältere Töchter hat. Die Besuchstage gestalteten sich, als Daniela kleiner war, so, dass der Vater nach Wien in ihre Wohnung kam und im Beisein von Danielas Mutter Zeit mit der Tochter verbrachte. Als Daniela älter wurde, besuchte sie den Vater ab und zu auch in dessen Familie. Sie beschreibt den Kontakt zur Stiefmutter und den älteren Stiefschwestern, die sie auch so nennt, als gut.

Aufgrund der räumlichen Distanz und der Tatsache, dass dadurch nie ein enges Verhältnis aufgebaut werden konnte, wohl aber auch aufgrund von Enttäuschungen und Versäumnissen des Vaters Daniela gegenüber, hat sie mit 18 Jahren beschlossen, den Kontakt ganz abubrechen. Für sie war der Mann, mit dem sie dann am Sonntag ein Spiel spielen sollte, quasi ein Fremder und sie wollte ihre Zeit am Wochenende gerne anders verbringen. Die Beziehung zur Mutter war und ist sehr eng und gut. Zu Einbrüchen kam es lediglich während der Pubertät, wo Daniela sich selbst als schwierig beschreibt und wohl auch meint, dass das wohl die einzige Zeit war, wo es zwei Frauen alleine schwieriger hätten und ein Vater oder Partner der Mutter etwas zur Neutralisierung des Klimas beigetragen hätte. Während Danielas Pubertät unterstützte der leibliche Vater ihre Mutter bei Problemen und Schwierigkeiten. Danielas Mutter hatte seit der Geburt der Tochter bis zum heutigen Tag keinen neuen Partner, zumindest nicht so, dass Daniela es mitbekommen hätte. Nach wechselnden Partnern während ihrer Adoleszenz, heiratete Daniela 2010 ihren heutigen Mann auf dessen Wunsch hin. Sie gibt an, in Bezug auf ihren Kinderwunsch noch unentschlossen zu sein. Prinzipiell wäre eine fixe Partnerschaft kein Kriterium für sie, um Kinder groß zu ziehen, doch da sie ja schon verheiratet ist, sind diesbezügliche Überlegungen müßig. Sie kann sich absolut nicht vorstellen, mehr als zwei Jahre bei einem möglichen Kind zuhause zu bleiben, bekräftigt jedoch, dass eine Karenz des Vaters für sie bei einem Baby nicht in Frage komme. Sie meint, ein kleines Kind brauche unbedingt die Mutter. Zurzeit leben ihr Mann und sie in Bezug auf die Haushaltsführung eine sehr traditionelle Rollenverteilung, auf eigenen Wunsch, wie Daniela angibt.

Befragung A: Sofie, weiblich, 20 Jahre, ledig/ Single, keine Kinder (Kinderwunsch), Studentin

„Wer Alkoholismus kennt, weiß, dass es schlimme Ereignisse für die Angehörigen der Betroffenen gibt. Damit umgegangen wurde auf verschiedene Art. Ich weiß, dass ich als kleines (Volksschul)kind viel tabuisiert habe und so. Ich glaube, dass gerade diese von mir aufgebaute Normalität mir geholfen hat. Ich bin immer super gern zur Schule gegangen und hatte viele Freunde. Das hat mir extrem geholfen wenn es zuhause schwierig war.“ (Befragung A)

Bis zu ihrem vierzehnten Lebensjahr wuchs Sofie in einer nach außen hin „normalen“ Kernfamilie mit traditioneller Rollenverteilung auf. Der Vater war, schon lange bevor Sofie zur Welt kam, schwer alkoholkrank und für sie im Alltag eigentlich keine Person, zu der sie eine Beziehung hatte. Sofie ist das jüngste von drei Kindern und de facto war die Mutter seit der Geburt des ersten Kindes alleinerziehend in einer Ehe. Der Altersunterschied zu den

Geschwistern ist groß und Sofies sieben Jahre älterer Bruder und ihre Mutter versuchten alles, um sie von den traumatisierenden Situationen abzuschirmen und ihre Kindheit so glücklich wie möglich zu gestalten. Die Familie lebte in einem schönen großen Mehrfamilienhaus mit vielen Freundinnen, wo sich die Kinder am Nachmittag und am Wochenende relativ frei und selbständig organisierten und sich ein enges soziales Netzwerk aufbauten. Als Sofie vierzehn Jahre alt war, **starb der Vater nach langer Alkoholkrankheit doch relativ plötzlich an Gehirnblutungen**. Von diesem Zeitpunkt an begann für Sofie quasi ein zweites, ein anderes Leben. Der Bruder zog in dem selben Jahr aus und die Mutter und die Tochter blieben im gewohnten Umfeld in einer geräumigen Wohnung alleine und konnten sich, bedingt durch die finanzielle Absicherung im Falle des Todes des Ehepartners, von Urlauben über Studienreisen bis hin zum Studium selbst alles leisten. Die Beziehung mit der Mutter war und ist eng. Während der Pubertät gab es erhebliche Schwierigkeiten zwischen den zwei Frauen, die sich eigentlich erst durch Sofies Auszug mit 18 Jahren entspannten. Die Mutter ging nach dem Tod des Ehemannes keine neue Beziehung ein. Sofie bezeichnet den Familienzusammenhalt aus ihrer Sicht als groß. Neben der Beziehung zur Mutter ist die zu ihren Geschwistern und deren Kindern sehr intensiv. Zurzeit befindet sie sich mitten im Prozess der Aufarbeitung und Verarbeitung ihrer Erlebnisse in der Kindheit. Sie meint, dass sie natürlich die Geschehnisse sehr geprägt hätten, gibt jedoch an, dass sie der Zukunft positiv entgegensieht und betont vor allem die Stärken ihrer Persönlichkeit, die sie durch das Aufwachsen in dieser Familienform gewonnen hätte. Sofie ist nach Beendigung einer langen Beziehung Single und im Bezug auf ihren Kinderwunsch unentschlossen. Sie leidet teilweise sehr unter der Tatsache, keinen Vater zu haben, wobei sie betont, dass ihr als Kind nichts gefehlt hätte, sondern dass sie den Verlust eher jetzt spüren würde. Wichtig in Bezug auf mögliche eigene Kinder ist ihr nicht die Familienform, sondern die Tatsache, dass sie den Vater ihrer Kinder so gut aussuchen möchte, dass sie nicht „ohne“ aufwachsen müssen, egal in welchem Familienmodell.

Interview 3: Lina, weiblich, 32 Jahre, ledig, lebt zurzeit in einer gleichgeschlechtlichen (nicht geouteten) Beziehung, keine Kinder (Kinderwunsch), Vollzeit berufstätig

„Ja! Es ist schwierig, alles mit Patchwork. (...) Ich war so stark irgendwie. Ich hab das...das ist teilweise echt abgeprallt. Gott sei Dank! Ich kann mir das heute gar nicht mehr vorstellen, dass ich das damals so gut gepackt habe...und nicht...keine Ahnung, irgendwo gelandet bin (...) Mein Papa ist echt ein cooler Typ! Er hat im Prinzip ein fremdes Kind adoptiert, mit 27 oder 28 hat er ein fremdes Kind adoptiert, von einer Frau mit der er drei Jahre zusammen war. Ich mein wer macht sowas? (...) Is o.k. Ich hatte trotzdem eine super Kindheit (...) Irgendwann muss es mir besser gehen. Also es

ist jetzt echt schon drei Jahre, dass es mir schlecht geht, nicht grund schlecht, aber es ist immer eine graue Wolke da.“ (Interview 3)

Lina hat ihre bewegte Kindheit und Jugend an vielen verschiedenen Orten und in verschiedenen Familienformen mit wechselnden Bezugspersonen verbracht. Geboren wurde sie in Vorarlberg, wo sie bis zu ihrem zweiten Lebensjahr in einer **Kernfamilie mit ihrer Mutter und einem alkoholkranken und gewalttätigen Vater** lebte. Als Lina zwei Jahre alt war, **trennte sich die Mutter und lebte ein Jahre lang alleine mit ihrer Tochter**, bevor sie sich neu verliebte und eine Beziehung mit einem Wiener begann. Als Lina fünf Jahre alt war **übersiedelten ihre Mutter und sie zu dem Mann**, den sie von diesem Zeitpunkt bis zum heutigen Tag ihren Papa nennt, nach Wien. Kurz darauf, als Lina gerade einmal sechs Jahre alt war, **erkrankte die Mutter schwer an Darmkrebs, an welchem sie zwei Jahre später auch verstarb**. Vor dem Tod der Mutter wurde **Lina von ihrem „Papa“ adoptiert**, damit sie nicht zu ihrem „leiblichen Vater“ nach Vorarlberg zurück müsse. Ihr Papa tat dies aus Liebe zu Lina, weil er sie gern hatte und gern mit ihr zusammen war und nicht, um seiner todkranken Freundin einen Gefallen zu tun. Nach dem traumatisierenden Erlebnis des Todes der Mutter begannen für die achtjährige Lina jene Monate, die sie als die schönsten ihrer Kindheit bezeichnet: Ihr Papa widmete sich ausschließlich ihr. Sie unternahmen alles gemeinsam, was während der schweren Krankheit der Mutter aufgeschoben werden musste. Sie trieben Sport, fuhren in den Urlaub und genossen die Zeit zu zweit. Als Lina neun Jahre alt war, **lernte ihr Papa dann die neue Stiefmutter kennen**, eine Frau, die ihrerseits eine um sechs Jahre jüngere Tochter als Lina hatte. Natürlich lehnte Lina diese Verbindung ab, doch irgendwann musste sie sich fügen und akzeptieren. Die **Stiefmutter und die Schwester**, die Lina auch so nennt, waren und sind sehr wichtige, enge Bezugspersonen und haben sich auch stets bemüht, Linas Zuneigung zu gewinnen. Als Lina dreizehn Jahre alt war, heiratete ihr Papa die Stiefmutter, sie zogen von Wien in ein Haus nach Schwechat und im selben Jahr **kam der dreizehn Jahre jüngere Bruder als gemeinsames Kind der Patchwork Eltern zur Welt**. Linas Jugend gestaltete sich ab diesem Zeitpunkt äußerst schwierig und psychosozial hoch belastend. Die Eltern waren sehr streng mit ihr, gewährten ihr absolut keine Freiräume und strafte sie zum Beispiel, indem sie zu einer Oma verbannt wurde oder sie ihr verboten, in den Familienurlaub mitzufahren. Es gab viel Streit und Spannungen mit der Pubertierenden und der Vater, welchen Lina definitiv als strengeren Elternteil bezeichnet, ließ die Tochter psychologisch testen, zwang sie zu einer Psychotherapie und drohte ihr auch, sie in ein Heim zu geben. Mit 17 zog Lina aus dem Haus der Patchworkfamilie in das

Mansardenzimmer der Mutter der Stiefmutter, wo sich ihre Lebensumstände wesentlich besserten. Sie war keinerlei Kontrolle mehr ausgesetzt und bewegte sich relativ frei. Ein Jahr später lernte Lina ihren Lebensabschnittspartner kennen, mit dem sie bis vor zwei Jahren eine zwölfjährige Beziehung führte und der der erste Mensch in ihrem Leben war, bei dem sie sich fallen lassen konnte. Lina hatte Zeit ihrer Kindheit und Jugend ein enges soziale Netzwerk von Freunden und Freundinnen, in deren Familie sie viel Zeit verbrachte. Auch trieb sie über Jahre Leistungssport, was ihr einerseits half, abends und am Wochenende viel Zeit außerhalb der Patchworkfamilie zu verbringen und ihr andererseits großen psychischen Halt gab. Seit einem Jahr führt sie mehr oder weniger im Verborgenen eine Beziehung mit einer Frau. Das Signifikanteste an Linas Erzählung ist die Ambivalenz, mit welcher sie ihr Befinden beschreibt und das Erleben ihrer Kindheit schildert. Aus heutiger Sicht ist sie mit den Eltern versöhnt und unterhält zu der Patchworkfamilie guten, wenn auch losen Kontakt. Mit Worten beschreibt sie, es ginge ihr gut und es wäre eine gute Kindheit gewesen, doch in langen Erzählsequenzen schildert sie Dinge aus der Kindheit, wo man zweifelt, wie ein Kind das überhaupt überleben kann. Auch heute ist ihr Befinden nicht gut und von vielen Zweifeln und Unsicherheiten im Bezug auf sämtliche Lebensbereiche geprägt: Lina ist unentschlossen in Bezug auf ihren Beruf, ihren Wohnort und ihre sexuelle Orientierung, was sie zurzeit sehr belastet.

Interview 5: Philip, 26 Jahre, ledig, keine Kinder (Kinderwunsch), in einer Beziehung, Student

„Ich hab meine Kindheit immer sehr schön in Erinnerung! Weil es viele Geschwister gegeben hat, mit denen man spielen oder sich beschäftigen konnte und es war immer ein sehr warmes, sehr herzliches Verhältnis zwischen den Geschwistern und zwischen der Family. (...) Für meine Eltern war es wichtig, dass immer jemand zuhause ist bei den Kindern, solange sie noch klein sind und in die Schule gehen. (...) Ich war auf jeden Fall ein glückliches Kind. Unsere Eltern haben uns sehr viel Liebe entgegen gebracht und das war das allerwichtigste, dass man das auch gespürt hat. (...) Ich glaube, dass ich einen großen Vorteil dadurch gehabt habe, dass immer jemand zuhause war. Und das war halt der einzige Weg, dass der Papa eben nachhause kommt und Hausmann ist und von dem her war das das Ideale!“ (Interview 5)

Philip verbrachte seine Kindheit und Jugend wohl behütet in einer Kernfamilie mit (bis heute) verheirateten Eltern und einem stark christlich geprägten Hintergrund. Er wuchs als drittes von vier Kindern, mit einer älteren Schwester und zwei Brüdern in einer geräumigen Wohnung in Wien auf. Kernanliegen der Eltern in der Erziehung war es, den Kindern so viel Zeit wie möglich zur Verfügung zu stellen. Eine außerhäusliche Fremdbetreuung wäre, selbst

im Alter im Gymnasium, für sie nicht in Frage gekommen. Während der Kleinkindzeit war die Mutter als Hausfrau tätig und der Vater verdiente gut in einer leitenden Position mit Angestellten unter sich. Die Mutter kümmerte sich fast ausschließlich alleine um den Haushalt und die Kinderbetreuung, da der Vater berufsbedingt wenig zuhause war. Als Philip etwa zwölf Jahre alt war, verlor sein Papa die Arbeitsstelle und somit waren die Eltern vor die Entscheidung gestellt, den Familienalltag umzustrukturieren, da er zu dem Zeitpunkt bereits in einem Alter war, wo er schwerlich einen neuen Job für den Familienerhalt gefunden hätte. Den Kindern wurde die Situation offen erklärt und sie verfolgten nicht ohne Stolz, **wie die Mutter sich nach Jahren zuhause in den Berufsalltag integrierte und der Vater als ehemaliger Karrieremensch sich etwa ein Jahr lang in seine neue Position als Hausmann einarbeitete.** Philips Vater ist ein liebevoller Mensch, der sich für seine Familie aufopfert, was für ihn die wohl prägendste Erfahrung aus dem Rollentausch war. Der Vater tat alles für seine Kinder und bezog sie wenig in die Erledigung der häuslichen Pflichten mit ein, was er bis zum heutigen Tag als unterstützender Opa bei den Kindern von Philips berufstätiger Schwester fortführt. Die Bindung zwischen den Geschwistern und zu den Eltern hin ist sehr herzlich und eng. Negative oder belastende Erlebnisse sowie Dinge, die er sich anders gewünscht hätte, kann Philip nicht nennen. Die Familie und auch die Ehe haben für ihn einen sehr hohen Stellenwert, was er in der Tatsache begründet, in seinen Eltern ein starkes und gutes Vorbild zu haben. Für ihn wäre es als Kind wichtig gewesen, dass die Eltern verheiratet waren. Die Kinder erlebten wohl Spannungen und Streitigkeiten der Eltern mit, jedoch war das Ende und die Verarbeitung derselben stets eine Versöhnung, Annäherung oder ein Kompromiss. Alle drei Geschwister von Philip sind bereits verheiratet oder stehen kurz vor der Ehe. Philip betont dennoch in sehr einfühlsamer, respektvoller Weise, dass seine Einstellung zur Ehe eine rein persönliche sei und er anderen Familienformen oder Formen des Zusammenlebens die gleiche Wertschätzung entgegenbringt und denkt, dass sich die Kinder ebenso gut entwickeln. Neben dem Vorbild der guten Ehe hat Philip auch die Tatsache, dass stets jemand bei den Kindern zuhause sein soll, als positiv erlebt und möchte das bei seinen Kindern, die er unbedingt plant, umsetzen. Ob das im Endeffekt er oder seine zukünftige Partnerin sein werden, hängt, genauso wie bei seinen Eltern, von den äußeren Umständen und der ökonomischen Situation ab. Die schönsten Erlebnisse seiner Kindheit waren Urlaube mit dem Auto, in dem die gesamte sechsköpfige Familie im Zelt übernachtete. Philip hatte neben der engen Bindung zu seinen Geschwistern immer viele Freunde und trieb wie seine Brüder leistungsmäßig Sport.

6.1.3 Ergebnisse

Wie bereits zu Anfang des Kapitels erwähnt, seien nun die Ergebnisse meiner Forschung, nach vier Kategorien strukturiert, dargestellt. Das Bemühen an dieser Stelle war dahingehend, die aus dem gewonnen Material extrahierten Themen sinnvoll mit den von Wilk und Bacher (1994) verwendeten Kategorien zu vernetzen, um so eine Ebene der Vergleichbarkeit zu schaffen, weshalb unter den einzelnen Punkten die logisch darin enthaltenen Unterkategorien angeführt seien. Ich hoffe, dass die verwendete Form für die Leserin nachvollziehbar ist und dahingehend ihren Konsens findet.

A) Familienform

a) Das kindliche Erleben

Der Ausgangspunkt an jener Stelle, sowohl in den Interviews, als auch bei der teilnehmenden Beobachtung, war die These, dass die kindliche Lebenswelt Familie in einem gewissen Alter relativ unhinterfragt hingenommen wird. Die jeweilige Familie stellt für ein Kind den einzig fassbaren Ort dar, ist seine Realität und wird als gegeben hingenommen. Das Bewusstsein, dass andere Kinder in ganz anderen Familienformen aufwachsen und das mögliche Hinterfragen der eigenen Familie erlangt erst zu einem späteren Zeitpunkt Bedeutung, weshalb die beiden Ebenen, nämlich das Befinden als Kind und die Sicht der Erwachsenen auf das ehemalige Befinden, zum Teil stark divergieren können.

Diese These bestätigte sich sowohl aus den Interviews als auch in der Beobachtung bei Christopher und in der Publikation von Streib-Brzic und Gerlach (2005: 176ff.). In Bezug auf Regenbogenfamilien schreiben die Autorinnen, dass es für (kleine) Kinder selbstverständlich ist, mit zwei Müttern oder Vätern aufzuwachsen, und dass das Wohlbefinden der Kinder wesentlich davon abhängt, wie offen die Eltern selbst mit der Tatsache umgehen. In der Beobachtung bei Christopher stellte sich heraus, dass seine Familienform für ihn keineswegs etwas war, das er eigens thematisiert hätte. Selbstverständlich und implizit spricht er von zwei Müttern und Vätern und der „einen und der anderen Mama“ im Alltag. Die wenigen Momente, wo er wahrnimmt, dass seine Freundinnen im Kindergarten nur eine Mama haben,

kommentiert er entweder gar nicht oder mit Mitleid für diese Kinder. Erleben, dass er „anders“ ist, musste er bisher noch nicht.

Fazit aus Studien zum Thema, die von oben angeführten Autorinnen zitiert werden, ist, dass ein entscheidender Punkt in dem Erleben der Homosexualität der Eltern für die Kinder der Zeitpunkt ist, an welchem sie davon erfahren. Während kleine Kinder wie erwähnt am besten mit der natürlichen und gegebenen Form ihrer Familie leben, wenn die Eltern geoutet sind, kann es, wenn Kinder während der Pubertät davon erfahren oder „die Entdeckung machen“, weil sie beispielsweise einen Elternteil beim Sex mit einer Partnerin des gleichen Geschlechts beobachten, zu erheblichen Knackpunkten oder Schwierigkeiten kommen. In den Interviews von Streib-Brzic und Gerlach (2005:17ff.) berichten Teenagerinnen sehr wohl von Diskriminierung bzw. Kinder, welche erst im jugendlichen Alter mit der Tatsache der Homosexualität der Eltern konfrontiert werden, leiden darunter und wünschen sich öfter, die Eltern mögen sich nicht im Dorf etc. outen. Da viele der Familien, in denen die interviewten Kinder leben, außerdem Stieffamilien (in denen ein Elternteil die homosexuelle Orientierung bemerkt, sich trennt und mit den Kindern und einer gleichgeschlechtlichen Partnerin eine Fortsetzungsfamilie gründet) sind, kommt hier eine erhebliche Problematik auf verschiedenen Ebenen hinzu, die sich nicht explizit auf die Tatsache der gleichgeschlechtlichen Eltern bezieht.

In den durchgeführten Interviews beschreiben nahezu alle Befragten ihr Befinden aus der Kindersicht als sehr gut bzw. gut. Auffällig ist, dass Daniela und Philip ihre Erzählung explizit mit den Aussagen über eine wunderschöne und glückliche Kindheit beginnen, während Kathrin, Sofie und Lina nach der offenen Einstiegsfrage mit Sequenzen über ihre Biografie mit expliziter Bezugnahme auf die Trennung der Eltern oder den Tod eines Elternteils beginnen. Die Frage, ob sie sich als unbelastete, glückliche und unbeschwerte Kinder gefühlt hätten, musste im Nachfrageteil eigens gestellt werden. Aus der Kindersicht meint Kathrin, sie sei mit Sicherheit kein unbelastetes Kind gewesen, wäre jedoch sehr gut eingebettet in ein soziales Netzwerk aufgewachsen. Sie hätte sich in keinem Fall als übermäßig belastet gefühlt. Außerdem hätte sie beide Eltern und einen männlichen Volksschullehrer gehabt, was für sie sehr wichtig war. Aus der Erwachsenenperspektive bezeichnet sie die Kindheit „auf jeden Fall als glücklich“ (Interview 1). Die Scheidung der Eltern bezeichnet sie auch nicht als Einschnitt oder Knackpunkt in diesem Glück. „Gewendet

hat es sich erst dann im jungen Erwachsenenalter, als es meinem Papa schlecht ging“ (Interview 1). Trotzdem meint sie im Bezug auf die Kinder- und Erwachsenenperspektive, dass man als Kind den Vergleich ja nicht hätte, wie Kindheit noch sein könne. Ihr Fazit dazu: „Irgendwann wird das halt totaler Alltag, dass man am Wochenende beim Papa ist. Das habe ich nicht als Belastung empfunden. Also im Großen und Ganzen war es sicher eine unbeschwerte Kindheit. Mir hat es nicht an emotionaler Zuwendung gefehlt. Und das ist, denk ich, das Wichtigste“ (Interview 1)! Sofie gibt ebenfalls an, sich als Kind geborgen und wohl gefühlt zu haben. Auch sie war aufgefangen in ihrem Umfeld bestehend aus Mutter, Bruder und Freunden, erzählt dennoch, dass sie sich oft eine Art Scheinwelt aufgebaut hätte, in die sie abdriften konnte und wo die Dinge kompensiert wurden, die ihr im Alltag fehlten (v.a. der Papa). Sie erzählte im Kindergarten und in der Schule oft von Familienerlebnissen, die in der Realität nie stattgefunden hatten. Doch meint sie auch, dass ihr aufgrund der Liebe und Zuwendung durch Mutter und Bruder als Kind nichts gefehlt hätte. „Es war eben normal so, ich kannte es ja nicht anders“ (Befragung A). Aus heutiger Sicht bezeichnet sie ihre Kindheit schon eher als psycho-sozial belastend, was aber wie bei Kathrin nichts mit der Familienform, sondern vielmehr mit der Alkoholkrankheit des Vaters zu tun hatte. Die schlimmste Zeit in Sofies Kindheit war, als sie nach außen hin in einer Kernfamilie mit traditioneller Rollenverteilung lebte. Auffällig ist an Sofie und Lina, dass sie sich selbst als sehr starke Kinder mit viel Selbstbewusstsein beschreiben und eher in einer späteren Phase, Anfang der Zwanziger (bzw. bei Lina bis in die Gegenwart), mit der Verarbeitung und Selbstzweifeln zu kämpfen hätten, was beide möglicherweise in Schutzmechanismen der kindlichen Psyche begründen, die erst mal die gesunde kindliche Entwicklung in den Vordergrund stellte und die Wunden aufbrechen ließ, als beide „in Sicherheit waren“. Das Interview mit Lina, die mit Sicherheit die bewegteste Kindheit mit den meisten Schicksalsschlägen und Konflikten durchlebte, bestätigte in meiner Forschung die Ergebnisse von Wilk und Bacher (1994) zum Thema Stieffamilien auf allen untersuchten Ebenen. Als Fazit über ihre Kindheit und Jugend meint sie, dass es für sie noch verhältnismäßig gut gelaufen sei, dies jedoch angesichts der Optionen, die nach dem Tod der Mutter offen gestanden wären (Rückführung zu ihrem leiblichen Vater, etc.). Wie aus den zu Beginn dieses Kapitels angeführten Zitaten deutlich wird, ist Linas Interview durchzogen von Vielschichtigkeiten und Widersprüchen, die wohl in der Bewertung der Kindheit bzw. ihres Befindens als Kind am deutlichsten werden. Es ist in ihrer Erzählung teilweise schwer nachzuvollziehen, wie ein Kind so vielfältige Schicksalsschläge und Angriffe in seiner Persönlichkeit erleben und dennoch nichts an sich

heranlassen kann. Lina meint, sie hätte sich selbst als Kind nie in Frage gestellt und es wäre alles an ihr abgeprallt. Lina ist die einzige meiner InterviewpartnerInnen, die explizit meint, ihre Familienform wäre „schwierig“ gewesen und implizit erzählt, wie die Zeit, als sie mit ihrem Adoptivater alleine war, die glücklichste ihrer Kindheit war, und wie schlimm es für sie war mitzuerleben, dass sich der Vater, einige Monate nach dem Tod der Mutter, neu verliebt hätte. Dennoch relativiert sie sämtliche Aussagen über ihre Eltern mit Entschuldigungen und Rechtfertigungen aus der Erwachsenenperspektive und liefert ein Bild, wo es für alle Beteiligten nicht möglich war, anders zu handeln und sie auch Verständnis für alles bzw. ihren Eltern die Fehler verziehen hätte. Doch sagt sie explizit, dass mit dem Eintritt in die Stieffamilie „das zweite Übel“ (nach dem Tod der Mutter, **Anm. Verf.**) begann. Lina geht es gegenwärtig nicht gut und sie hat große Probleme, die in der Kindheit gespürte Stärke zurück zu erlangen, was ihr bis jetzt nicht geglückt ist. (vgl. Interview 3)

In Bezug auf mögliche Diskriminierungen bzw. einem Gefühl des „anders Seins“ kann (außer vielleicht in dem Fall von Sofie) gesagt werden, dass keine(r) meiner Interviewpartnerinnen diesbezügliche Wahrnehmungen gemacht hat. Auch Sofie hat keine Diskriminierung erlebt, lediglich versuchte sie selbst die Tatsache des Alkoholismus und fehlenden Vaters durch Phantasien zu kompensieren (Befragung A). In Bezug auf Scheidung und Trennung meint Kathrin, dass das bereits zu der Zeit „relativ normal war“. Ihre beste Freundin im Gymnasium war auch nur mit der Mutter allein, weshalb das schon nichts Besonderes mehr darstellte (Interview 1). Lina beantwortet die explizit gestellte Frage nach negativen Erfahrungen im Umfeld mit einer Verneinung, die sie aber nicht näher erläutert (Interview 3). Philip und Daniela hingegen geben an, dass, wenn sie sich jemals anders gefühlt hätten, das dann im positiven privilegierten Sinn gewesen wäre. Daniela sah es als großen Vorteil, die Zuneigung und Aufmerksamkeit der Mutter nicht teilen zu müssen und außerdem keinen elterlichen Streits ausgesetzt zu sein (Interview 2). Philip betont, wie wichtig es wäre, dass immer jemand bei den Kindern zuhause sei, und ist sehr stolz auf seinen Papa für das, was er für die Familie getan hat und bis heute tut (Interview 5).

Die Wünsche von Kindern in Familien jenseits der traditionellen Kernfamilie gehen aus den Interviews ebenso wie aus Streib-Brzic und Gerlach (ebd.) ganz deutlich und einheitlich hervor und decken sich auch mit der teilnehmenden Beobachtung sowie meiner privaten Arbeit beim Verein Rainbows: Die Kinder, welche bei der Befragung der Autorinnen noch im

Kindesalter waren, wünschten sich sehr stark, Kontakt zu anderen Kindern in der selben Lebenssituation in Form von Treffen in einer Gruppe zu haben. Die Erwachsenen, welche ich befragt habe und die von Tod oder Scheidung betroffen waren, betonten den großen Stellenwert von Therapie, Selbsthilfegruppen und Beratungseinrichtungen in der unmittelbaren Bewältigung und Hilfestellung bei der (Neu)organisation ihres Familienalltags. Rainbows versucht im Bereich Trennung/ Scheidung/ Tod genau diesen Vorstellungen gerecht zu werden, indem Kinder in gruppenpädagogischer Arbeit bei vierzehn Treffen durch die Erlebnisreaktionen nach diesen einschneidenden Begebenheiten, aber vor allem auch beim Neubeginn in anderen Familienformen, unterstützt werden und mit Kindern in derselben Lebenssituation vernetzt werden sollen. Die Regenbogen Kinder Gruppe der Rosa-Lila-Villa in Wien, die Christopher regelmäßig besucht, verfolgt ähnliche Ziele.

b) Fazit und Perspektiven für die (mögliche) nächste Generation:

Aus den Ausführungen geht bereits deutlich hervor, dass anschließend an die Ergebnisse von Wilk und Bacher (1994) einzig meine Interviewpartnerin, welche einen Teil ihrer Kindheit in einer Stieffamilie verbrachte, ihre Familienform implizit und explizit als belastend beschreibt. Doch soll an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, dass es sich hier lediglich um eine Darstellung eines einzigen Erlebnisberichts handelt, aus der keine wissenschaftlichen Schlüsse über allgemeine Bedeutung abgeleitet werden können, wozu es viel mehr qualitativer Interviews mit Kindern aus dieser Familienform bedurft hätte. Es gibt in der Literatur vielfache Hilfestellungen und Tipps, auch in Bezug auf Beratungsstellen und psychologische Praxis, wie das Familienleben in Stieffamilien (besser) gelingen kann (vgl. u.a. Figdor 2007). Vielleicht wäre einfach die Inanspruchnahme solcher Hilfsangebote bei der Gründung einer Fortsetzungsfamilie für Kinder und Eltern ein gutes und wichtiges Fazit meiner Arbeit.

Keine der anderen Interviewpartnerinnen nannte die Familienform als „Knackpunkt“ oder belastende Situation in der Kindheit. Für Kathrin und Sofie war der Wechsel von der traditionellen Kernfamilie in eine andere Familienform eine Verbesserung ihrer Lebenssituation, da die zutiefst traumatisierenden Streitereien der Eltern und auch der unmittelbar miterlebte Alkoholismus ein Ende fanden (vgl. Interview 1/ Befragung A).

Daniela und Philip erlebten sich sowieso von Anfang an als privilegiert (vgl. Interview 2/ Interview 5).

Um tieferen Sinninhalten in Bezug auf die Einstellungen zu verschiedenen Familienformen zu erforschen, erschien mir die Ebene, explizit die Wünsche und Vorstellungen der erwachsenen Interviewpartnerinnen, in Bezug auf (mögliche) eigene Kinder und die Familienform, in welcher diese aufwachsen sollen, am geeignetsten. Dass Tod oder Scheidung keine planbaren oder wünschenswerten Ereignisse sind und deshalb auch Stieffamilien nicht als angestrebtes Ziel der Familienplanung angegeben werden können, muss, weil allgemein einsichtig, nicht extra erwähnt werden. Auch bei bereits verheirateten Frauen (Kathrin und Daniela) explizit nach der Idee, ein Kind alleine groß zu ziehen, zu fragen, wäre müßig. Dennoch lassen sich aus den Antworten und Erzählsequenzen einige interessante Parallelen herausarbeiten: Deutlich wird an erster Stelle, dass alle Interviewpartnerinnen sehr viele Dinge als bereichernd und positiv in ihrer Familienform erlebt haben und dies unbedingt bei den eigenen (möglichen) Kindern weiterführen wollen. Die negativsten Kindheitserlebnisse waren unter anderem, wie unten ausgeführt, Streitereien der Eltern miterleben zu müssen, was alle befragten Personen unbedingt vermeiden wollen. Philip ist der Einzige, welcher betont, dass die Ehe für ihn wichtig sei, nicht jedoch ohne zu erwähnen, dass dies eine persönliche und keine gesellschaftliche Ebene sei. Um dies zu verstehen, muss man auch den stark christlich geprägten Hintergrund der Familie, sowie die Tatsache, dass er von vier Kindern das einzige (noch) ledige ist, hinzuziehen. Als Grund gibt er das gute Vorbild an, das ihm seine eigenen Eltern in vielen Dimensionen waren (Interview 5). Kathrin, Daniela, Sofie und Lina geben einstimmig an, dass sie der Familienform für das glückliche Aufwachsen von Kindern keine Bedeutung zumessen. Sie betonen weiter, und das schließt sich wieder an die Studie von Wilk und Bacher (1994) an, dass die Qualität der innerfamiliären Beziehungen und die Zeit, die die Eltern den Kindern zur Verfügung stellen, viel wichtiger als die familiäre Organisation sei (Interview 1/ 2/ 3/ Befragung A). Signifikant ist, dass die beiden bereits verheirateten Frauen (Kathrin und Daniela) aus anderen Familienformen auf den expliziten Wunsch des Partners hin in die Ehe getreten sind. Ihnen wäre dies nicht wichtig gewesen. Alle befragten Personen (hier wiederum bis auf Philip, der wiederum aus der eigenen guten Erfahrung, die Bedeutung von Vater und Mutter im gemeinsamen Haushalt für das Kind unterstreicht) meinen einstimmig, dass es für ein Kind, gleich welchen Geschlechts, wichtig sei, männliche und weibliche Bezugspersonen zu haben, dass es jedoch keinen Unterschied mache, ob dies im

Falle der männlichen Energie nun der Vater, der Lehrer oder beispielsweise ein Onkel seien. In Erinnerung geblieben ist diesbezüglich Danielas Plädoyer für Mama und Papa im Haushalt, da es sich absolut nicht auf die kindliche Entwicklung oder Rechte und Pflichten zwischen den Eltern bezog. Sie meint dazu: „Ich denke, man schafft's sicher auch alleine gut, aber es ist bestimmt schön, wenn man das (die Elternschaft, *Anm. Verf.*) mit einem anderen Menschen zusammen, den man liebt, erleben kann. Ich glaub, es ist nochmal ganz was anderes für einen selbst als Elternteil, wenn man die Freuden teilen kann“ (Interview 2). Die beiden unverheirateten Frauen Sofie und Lina sind völlig offen in Bezug auf die Familienform ihrer eigenen (möglichen) Kinder: Sofie macht diesbezüglich keine Angaben und Lina nennt eine selbstbestimmte Kommune, also Menschen, die nicht unbedingt biologisch verwandt sind und zusammen in einem Haus oder Hof leben und sich unterstützen, als ihren Wunsch. Lina hat große Probleme mit der seit einem Jahr bestehenden Liebe zu einer Frau im Bezug auf ihren Kinderwunsch. Da sie sich selbst als „prinzipiell absolut hetero“ bezeichnet, kann sie sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht vorstellen, einmal bewusst ein Kind in einer Regenbogenfamilie zu planen. Als idealen Vater ihrer Kinder gibt sie nach momentanem Stand ihren Ex Partner an, ihre Phantasie wäre, trotzdem sie sie im selben Atemzug als unmöglich beschreibt, von ihm ein Kind zu bekommen und es mit ihrer Partnerin aufzuziehen (Interview 3). Philip hat sich in Bezug auf den Rollentausch der Eltern die kindliche Perspektive der Selbstverständlichkeit erhalten. Für ihn sei es kein Thema sich zu überlegen, wer bei einem Kind zuhause bleibt, weil sich dies dann aus den Lebensumständen ergebe. Daniela lebt, nach eigenem Wunsch, wie sie sagt, eine sehr traditionelle Rollenverteilung. Sie sagt explizit, dass es für sie nicht in Frage käme, dass der Mann zuhause bleibt, was sie damit begründet, dass ein kleines Kind die Mutter braucht. Aus der Erfahrung, die sie selbst als Kind gemacht hat, nämlich, dass ihre Familie mit drei Frauen komplett war, und sie eine ganz starke innige Bindung zu ihrer Mutter hat, lässt sich diese Äußerung vielleicht eher verstehen, als wenn man die Begründung in der Familienform suchen würde (vgl. Interview 2). Kathrin gibt zu Ende des Interviews an, dass sie zwar eine traditionelle Rollenverteilung, bedingt durch den Beruf des Mannes, leben, dass sie damit aber alles andere als glücklich sei und gerne etwas mehr „Rollentausch“ oder Hausmann Qualitäten bei ihrem Gatten sähe.

In Bezug auf Streib-Brzic und Gerlach (2005) kommt man nicht umhin, an letzter Stelle anzumerken, dass keiner der von ihnen interviewten jungen Erwachsenen in einer gleichgeschlechtlichen Beziehung lebt bzw. homosexuell ist. Das Spektrum der ehemaligen

Kinder aus Regenbogenfamilien reicht von einem viel offenerem Rollenverständnis und weniger Hemmungen in Bezug auf das Hinterfragen der eigenen sexuellen Orientierung (einige Jugendliche geben an, dass die lesbischen Mütter es gerne gesehen hätten, wenn sie lesbische Töchter gehabt hätten, sie ihnen diesen Gefallen aber nicht tun konnten, sie sich aber schon offen mit der Frage um die eigene sexuelle Orientierung beschäftigt hätten) bis zu Stolz und dem Zeigen von Respekt und Toleranz, indem sie zum Beispiel bei diversen Paraden mitmarschieren (und sich hier heterosexuelle Männer auch einmal gern als Frauen kleiden). Insgesamt kann m.E. nach gesagt werden, dass das Aufwachsen mit flexiblen Vorstellungen in Bezug auf Geschlechtspartnerorientierung und männliche bzw. weibliche Rollen und das Verkehren in Gruppen oder Kreisen mit ähnlichen Einstellungen, die (befragten) Kinder zu selbstbewussten und selbstbestimmten Erwachsenen hat heranreifen lassen, die gesellschaftliche Zwänge, Vorurteile aber auch die eigene sexuelle Orientierung nicht unhinterfragt hinnehmen und stets den Mut haben, ihre eigene Meinung auch anderen gegenüber zu vertreten.

B) Erziehung und Beziehung: Familie als Interaktionseinheit

Das Spektrum der Interviews zu dieser Kategorie ist wohl das am weitesten gestreute. Der Grund hierfür kann in Heterogenität der Lebensumstände der interviewten Personen begründet liegen, da die Schwierigkeit des Auswahlkriteriums „von der Kernfamilie abweichende Familien“ bei der Auswertung dieser Punkte wohl am signifikantesten ist. Dennoch lassen sich auffällige Parallelen bei gewissen Facetten, aber auch aussagekräftige Differenzen herausarbeiten. Allen Interviews ist gemein, dass die befragten Personen angeben, **eine sehr auf Selbständigkeit ausgerichtete Erziehung genossen zu haben**, wobei jedoch **die Qualität der innerfamiliären Beziehungen stark unterschiedlich war**. Im einen Extrem findet sich Philip, der Sohn eines Hausmannes, der im Eigentlichen nur eine besonders behütete Kindheit im Kreise zweier liebender Eltern und vieler Geschwister beschreibt. Die Beziehung zu den Elternteilen und zwischen den Geschwistern war und ist sehr gut und tragfähig und Philip kann auch bei explizitem Nachfragen nichts nennen, was er sich in der Kindheit anders gewünscht hätte bzw. gerne ungeschehen machen würde. Er hat die Familie als Interaktionseinheit extrem positiv erlebt, Streitereien wurden konstruktiv verarbeitet, und er möchte selbst einmal eine ebenso tragfähige Familienstruktur aufbauen

(Interview 5). Auf der anderen Seite des Spektrums findet sich Lina, die angibt, als Kind eigentlich keine erwachsene Ansprechperson gehabt zu haben. Das Netzwerk, in dem sie sich aufgefangen gefühlt hat, bestand aus Schule und Freundinnen. Die Beziehung zu ihrem (Adoptiv)Vater war stark und belastbar als ihre Mutter starb, änderte sich jedoch gravierend mit dem Eintritt in die Fortsetzungsfamilie. Lina gibt an, zu ihrer (Stief)Schwester und Stiefmutter eine gute Beziehung (gehabt) zu haben. Sie sei nie eifersüchtig oder bitter im Bezug auf die Personen gewesen, eher auf die Situation. Lina: „Ich habe versucht, sie (die Stiefschwester, **Anm. Verf.**) zu hassen. Eigentlich hätte ich sie hassen müssen. Aber es hat nicht funktioniert. Dafür habe ich sie zu gern gehabt“ (Interview 3). Dennoch lässt sich bei weiterem Nachfragen der tiefere Sinngehalt ergründen, dass Lina den Grund für ihre innere Stärke doch in der Gewissheit der Liebe des Vaters vermutet. Sie meint, die Beziehung hätte sich durch den Eintritt in die Stieffamilie nur in ihrer Gefühlswelt, nicht jedoch in der Realität geändert und gibt immer wieder an, wie bewundernswert sie es findet, dass der fremde Mann sie adoptiert hätte. Es könnte daraus geschlossen werden, dass sie in ihrem Herzen schon um die Tragfähigkeit der Beziehung, bezeugt durch diesen „Liebesbeweis“, wusste (vgl. Interview 3). Kathrin, Daniela und Sofie stehen in der Mitte der Bandbreite des Spektrums an Erfahrungen mit Familie als tragfähige Interaktionseinheit. Daniela, die ja ein Einzelkind ist, erlebte die enge Beziehung zu Mutter und Großmutter als „Elternteile“ als positiv und prägend und hatte nie das Gefühl, dass ihr etwas gefehlt hätte (Interview 2). Kathrin erlebte ihre Eltern auch nach der Trennung als zusammengehörig und immer für sie da. Die Beziehung zur Schwester war als Kind schwierig, jetzt ist sie aber stabil und von großer Wichtigkeit für sie (Interview 1). Sofie, die die Institution „Vater“ sehr wohl vermisst, beschreibt eine sehr enge Beziehung zur Mutter und auch zum Bruder, die ihr quasi die beiden Elternteile waren (Befragung A).

In Bezug auf den **nicht im Haushalt lebenden Elternteil** (so vorhanden) könnte durch meine Forschung darauf geschlossen werden, dass die Kinder in dem Maße glücklicher sind, in dem eine konfliktfreie Elternebene der getrennten Partnerinnen gelingt und der außerhalb lebende Vater (in diesem Falle) in den Alltag miteinbezogen und als zur Familie zugehörig erlebt wird. Aus Streib-Brzic und Gerlach (2005), sowie den von mir durchgeführten Interviews, ließe sich außerdem die These ableiten, dass der **(leibliche) Vater für Jungen während der Pubertät einen viel größeren Stellenwert bekommt als für Mädchen**. Jungen scheinen während der Adoleszenz eher ein männliches Vorbild zu vermissen als Mädchen und äußern

in dieser Phase häufig den Wunsch (ganz oder partiell), zum Vater zu gehen bzw. werden auch von den Müttern explizit zum Vater geschickt, da diese meinen, in jener Entwicklungsphase sei es für einen Buben nicht gut, in einem reinen Frauen (Lesben) Haushalt aufzuwachsen. Wachsen Jungen gänzlich ohne Kontakt zum Vater auf, lässt sich in der Jugend häufig beobachten, dass sie sehr darunter leiden. Mädchen scheinen diesbezüglich weniger zu vermissen, wenn sie alleine mit der Mutter aufwachsen („scheinen“, Sofie reiht sich nicht in dieses Bild). Auffällig bei den **Interviews mit Frauen ist, dass alle eine enge Beziehung zur Mutter im Kindesalter beschreiben und alle über große Schwierigkeiten, Streits und Konflikte während der Pubertät berichten**. Den Grund orten sie in der Tatsache, dass „es da zwei Frauen schon schwerer hätten“ und, wenn sie den Vater vermisst hätten, dann während dieser Zeit aufgrund der fehlenden Triangulierungsfunktion bei Spannungen (vgl. Figdor 2007). Die Beziehung zwischen Mutter und Tochter besserte sich oft erst mit dem Auszug des Kindes und der Gründung eines eigenen Haushalts bzw. blieb, wie im Falle von Kathrin, konfliktbehaftet. Kathrin erzählt, dass der Vater, trotzdem nicht im gemeinsamen Haushalt lebend, diese entlastende Funktion bei der frühen und schwierigen Pubertät beispielhaft erfüllt hätte (Interview 1).

In Bezug auf **neue Partnerinnen der Eltern** kann aus der vorliegenden Arbeit der Schluss gezogen werden, dass die Kinder **in dem Maße glücklicher sind**, in dem die Eltern nach der Trennung/ Tod beim Alleinerziehen von Geburt an entweder **keine neuen Beziehungen eingehen** (in dem Sinne, dass es für die Kinder im Alltag merklich wäre) **bzw. die neuen PartnerInnen keine (Stief)Elternrolle übernehmen**. Das ist insofern bemerkenswert als es im Gegensatz zu der in Kapitel 5.2 angeführten These, nämlich, dass die Mehrzahl der Alleinerziehenden wieder heiraten möchte, steht und dieses von den befragten Personen (aus der Kindersicht also) als subjektiv nicht wünschenswert beschrieben wird. Lina, die Tochter aus einer Patchworkfamilie, war, die These von Wilk und Bacher (1994) bestätigend, das subjektiv am meisten belastete und unglückliche Kind.

In die Auswertungskategorie der innerfamiliären Beziehungen wurde analytisch die Frage nach den **möglichen Stärken und Schwächen**, die die Betroffenen in ihrer Familiensituation begründen, gefragt. Hier bildet sich trotz der großen Unterschiede in den Biografien ein interessant einheitliches Bild. Alle InterviewpartnerInnen, bis auf Philip, der auch hier explizit keine Angaben machen konnte, bezeichnen sich selbst als **sehr stark, unabhängig und**

(schon sehr früh) **extrem selbständig**. Weiter angegeben werden **psychische Reife und differenzierte Auseinandersetzung mit Krisensituationen**. Nach dem Erziehungsstil der Eltern gefragt, antwortet Kathrin: „Also ich kann mich nicht erinnern, dass ich erzogen wurde, so im klassischen Sinn. Ich weiß nicht, welcher Erziehungsstil das war. Laissez Faire sicher nicht, aber eben extrem auf Selbständigkeit ausgerichtet“ (Interview 1). Außer im Fall von Lina wurde **Erziehung wirklich als Beziehung** wahrgenommen und die interviewten Personen nehmen viele positive Dinge, wie das partnerschaftliche Aushandeln von Grenzen, Miteinbeziehung in Entscheidungen und vor allem großes Vertrauen der Eltern in ihre Fähigkeiten und ihre Selbständigkeit, als extrem bereichernd aus ihrer Kindheit ins Leben mit, und wollen diese Art der Beziehung auch bei eigenen (möglichen) Kindern umsetzen. Die Kehrseite, nämlich die Schwächen, die sie in dieser Art der Erziehung sehen, nennen die InterviewpartnerInnen (wieder Philip ausgeschlossen), in **großen Schwierigkeiten die Kontrolle abzugeben oder sich (in einer Beziehung) fallen zu lassen**. Es sind allesamt sehr starke Frauen, die **die Dinge lieber selbst tun**, weil sie fürchten, eine andere Person würde sie nicht so gut oder richtig machen, was **mitunter in einer Überlastung im Alltag resultieren** kann. Auch kann es schwierig für Kinder sein, welche eine starke Mutter nicht nur als allein erziehend, sondern auch als allein entscheidend erlebt haben, selbst als Erwachsene in einer Beziehung den Partner in Entscheidungen miteinzubeziehen. Daniela: „Manchmal denk ich mir schon, wenn es Streit gibt...mah warum bin ich jetzt nicht allein, dann müsst ich mir das nicht antun. Dann könnte ich alleine entscheiden“ (Interview 2). Weitere Merkmale an ihrem Charakter, die die Betroffenen teilweise als negativ bezeichnen, sind eine **gewisse Schwierigkeit, (körperliche) Nähe zuzulassen, Introvertiertheit, Harmoniebedürfnis und extreme Anpassungsfähigkeit**.

C) Kritische Lebensereignisse

In Bezug auf belastende Ereignisse im Leben bestätigt meine Forschung wiederum (an dieser Stelle leider) die Ergebnisse von Wilk und Bacher (1994). Drei meiner fünf Interviewpartnerinnen erlebten während ihrer Kindheit Umstände, welche im wissenschaftlichen Diskurs als hoch psychosozial einschneidend bewertet werden, wie Tod einer geliebten Bezugsperson oder Trennung/ Scheidung.

Auffallend an dieser Kategorie ist jedoch, dass die Bewertung, die die Betroffenen diesen „objektiven“ Belastungen geben, teilweise gänzlich von der populären (und teilweise auch wissenschaftlichen) Sichtweise abweicht. Es kann gesagt werden, dass **Tod im kindlichen Erleben** durchaus eine traumatisierende Erfahrung darstellt. Dies wird bestätigt durch Lina (Tod der Mutter nach langer Krebskrankheit), Sofie (Tod des Vaters durch Gehirnblutungen) und Kathrin, die den Tod ihrer Großmutter, den sie und ihre Schwester im Volksschulalter alleine in der Nacht in der Wohnung miterleben mussten, und dieses traumatische Erleben als „Knackpunkt“ bezeichnet. Der zweite solche „Knackpunkt“ war für sie dann der Tod des Vaters selbst nach langem, von ihr begleiteten, Leiden im jungen Erwachsenenalter. Kathrin gibt explizit an, dass die Scheidung der Eltern nicht das eigentliche Problem oder belastende Ereignis war (Interview 1). Dem schließen sich die Berichte von Lina und Sofie, aber auch die Bewertungen von Daniela und Philip implizit an. Es kann gesagt werden, dass alle befragten Personen geschlossen angeben, dass die **belastendsten Ereignisse für Kinder** (die sie selbst am schlimmsten empfunden haben und bei ihren eigenen Kindern vermeiden wollen, bzw. wo sie sich als privilegiert im Sinne von Kindern alleinerziehender Elternteile empfunden haben) miterlebte **Streits oder Konflikte der Eltern** sind. Dieses Ergebnis kann in dem Zusammenhang mit Figdors Plädoyer für die Auflösung einer Konfliktfamilie und die Scheidung als Chance für die Kinder interpretiert werden (Figdor 2007).

Eine weitere traurige Gemeinsamkeit, die wiederum nichts mit der Familienform zu tun hat, ist die Tatsache, dass die Hälfte meiner (zufällig ausgewählten) Interviewpartnerinnen mit der **Alkoholkrankheit des leiblichen Vaters** in der Kindheit konfrontiert war. Neben den Konflikten zwischen den Eltern wird der miterlebte Alkoholismus als zweite große belastende Erfahrung angegeben. Diese Thematik findet sich (leider) auch in einigen der Interviews von Streib-Brzic und Gerlach (2005).

D) Das Umfeld

In diese Kategorie wurden zeitliche, räumliche und finanzielle Ressourcen sowie auch (außerfamiliäre) soziale Beziehungen subsumiert. Die befragten Personen geben dem **Umfeld explizit und implizit eine viel größere Bedeutung für ihr Wohlbefinden als der Familienform**, in der sie aufgewachsen sind. Alle InterviewpartnerInnen betonen den großen

Stellenwert von **Freundinnen, Hausgemeinschaft, Schule und Sportvereinen** in der Bewältigung von kritischen Lebensereignissen und Spannungen zuhause im Allgemeinen. Sie berichten über ein großes und starkes Netzwerk an dauerhaften tragfähigen Freundschaften und nennen die Freundinnen explizit auch als partiellen Grund für ihr Wohlbefinden in der Kindheit. Von wissenschaftlicher Seite kann, anlehnend an in der Literatur aufgestellte Thesen, gesagt werden, dass meine, von Scheidung, Tod und Alleinerziehen von Geburt an, betroffenen Interviewpartnerinnen diese Tatsachen als möglicherweise nebensächlich bezeichnen bzw. sich dennoch als subjektiv glücklich wahrgenommen haben, weil bei den durchgeführten Befragungen einige der von Expertinnen angenommenen belastenden Faktoren nicht eintraten: Es kam nach der Scheidung/ dem Tod im Falle von Kathrin und Sofie **nicht zu einem Verlust der gewohnten Umgebung oder einem ökonomischen Abstieg**. Die Kinder verblieben in der elterlichen Wohnung, der Hausgemeinschaft, Schule und dem Freundeskreis. Daniela wuchs, trotz der alleinerziehenden Mutter, mit einem guten ökonomischen Status auf. Einerseits aufgrund der Vollzeit Berufstätigkeit der Mutter und andererseits durch die finanzielle Unterstützung der Großmutter. Dass sie aufgrund der Erwerbstätigkeit der Mutter stets in **ganztägigen Betreuungsformen** untergebracht war, empfand sie als Bereicherung, nicht als Einschränkung. Kathrin und Sofie hingegen, die sich während der Nachmittagsstunden alleine organisieren mussten, haben dies sehr positiv erlebt und genossen und wuchsen in einem starken sozialen Netzwerk von Freundinnen auf, die diese Zeit der elterlichen Berufstätigkeit gemeinsam in Wohnung oder Hof verbrachten. Gerade dieses „freie“ **Aufwachsen im urbanen Umfeld** wünschen sie, ihren eigenen (möglichen) Kindern weitergeben zu können (Interview 1/ Befragung A). Lina hingegen berichtet von **sehr vielen Umzügen** (wie viele, kann sie gar nicht explizit nennen) im Laufe ihrer Kindheit und von einer **ständigen Entwurzelung** dadurch, die sich bis zum heutigen Tag fortsetzt (Interview 3).

Auch die **Schule** war für alle befragten Personen ein Ort von großer Wichtigkeit, wo sie gerne hingegangen sind und sich aufgehoben und geborgen fühlten, „wenn es zuhause schwierig war“ (Befragung A).

Nach dem schönsten Erlebnis der Kindheit gefragt, berichten die Informantinnen über **qualitativ hochwertige Zeit mit einem oder beiden Elternteilen**. Die schönsten Kindheitserinnerungen haben nicht mit Materiellem zu tun. Es sind gemeinsame Urlaube,

Unternehmungen oder einfach Zeit, in der sich die Eltern(teile) intensiv mit ihnen beschäftigten.

Zusammenfassend kann also gesagt werden, **dass sich oben ausgeführte Untersuchungsergebnisse von Wilk & Bacher anhand der durchgeführten Interviews und Befragungen bestätigen lassen. Der Großteil der Interviewpartnerinnen bewertet ihr Befinden als gut bis sehr gut und es zeigt sich, dass nicht die Familienform an sich, sondern die Qualität der sozialen Beziehungen, das konstruktive Verarbeiten belastender Ereignisse, das Gefühl der „Normalität“ und der Umgang, der das Kind umgebenden Erwachsenen, für dessen Befinden ausschlaggebend ist.** Am positivsten bewerten insgesamt gesehen wohl Philip und Daniela ihre Situation, was darauf zurückzuführen sein mag, dass sie zu keiner Zeit belastenden Ereignissen ausgesetzt waren, und ihre Umgebung ihnen stets vermittelte, dass ihre Situation eine alltägliche ist, was von ihnen ja auch so empfunden wurde (vgl. Interview 5/ Interview 2). Im Anschluss daran sei Kathrin zu sehen, die zwar die Trennung der Eltern miterlebte, jedoch wie oben angeführt auf Grund der positiven Verarbeitung durch dieselben daraus lernen konnte, dass einer Scheidung und einem Verlust auch durchaus gute Konsequenzen folgen können (vgl. Interview 1). Anhand der durchgeführten Interviews scheint es, dass für ein Kind doch der Tod eines Elternteiles das am meisten belastende Ereignis darstellt, jedoch auch Sofie und Lina positive Eigenschaften und Konsequenzen aus dieser Tatsache ableiten (Befragung A/ Interview 3). Insgesamt lässt sich feststellen, dass es im Wesentlichen davon abhängt wie konstruktiv oder destruktiv sich Eltern, Lehrer und Freunde im Umgang mit Kindern aus verschiedenen Familienformen verhalten, ob diese für dieselben als Chance und Bereicherung oder Makel empfunden werden, was im Anschluss an den zweiten Teil der vorliegenden Arbeit wieder einen dringenden Appell an die Gesellschaft und vor allem alle mit Kindern arbeitenden Erwachsenen, wie unter anderem auch Lehrerinnen oder Vereinsmitarbeiterinnen, richtet, weg von tradierten Rollenbildern jedes Kind seiner Lebenswelt gemäß zu fördern, zu fordern, zu unterstützen und zu lieben. Dieses war mein Anliegen beim Verfassen der vorliegenden Arbeit, und ich hoffe, dass ich durch mein Schreiben jenem Ziel ein Stück näher gerückt bin.

7. ZUSAMMENFASSUNG UND SCHLUSSWORT

Ich denke, dass ich im Zuge dieser Arbeit in umfangreicher und detaillierter Form, und vor allem auch aus allen, meiner Meinung nach relevanten, Richtungen und Ansätzen das Thema „Familiale Lebenswelten“ erläutert, und in möglichst objektiver Art die „Mythen und Realitäten“ dargestellt habe. Diesem habe ich auch an jener Stelle nichts hinzuzufügen. Ich hoffe, dass es mir gelungen ist, die Leserin nach dem Studium der vorliegenden Diplomarbeit zu einem Verständnis hingeführt zu haben, auf Grund dessen er/ sie sich nun ein Bild darüber bilden und zu einer subjektiven Antwort gelangen möge.

Meine Grundintention, welche ich im Vorhergehenden bereits deutlich zum Ausdruck gebracht habe, war es, im Besonderen zwei Aspekte in Bezug auf die Vielfalt der familialen Wirklichkeit herauszuarbeiten. Zum einen war dies aufzuzeigen, welche Faktoren für das Wohlbefinden der Kinder entscheidend sind, und welche Schlüsselrolle in der Verarbeitung derselben dem Umfeld und in dem Sinne eigentlich der gesamten Gesellschaft zukommt. Ich wollte ein Werk schaffen, nach dessen Studium die Leserin an einen Punkt der eigenen Reflexion und des Bewusstmachens von Ansichten, Meinungen und eventuell auch Vorurteilen und Diskriminierungen gelangt und ein Instrument zur Überprüfung ihre Wahrhaftigkeit und Haltbarkeit zu schaffen.

Zum anderen erscheint es mir auch essentiell, unter Bedachtnahme aller gesellschaftlichen Aspekte, welche in der vorliegenden Arbeit erläutert wurden, gerade im Zusammenhang mit etwas „Neuem“ oder „von der Norm Abweichenden“ wie den dargestellten Familienformen, den Blick auf die in diesem Land oftmals vorherrschende Betrachtungsweise zu lenken.

Das permanente Kreisen um eine „Bilderbuchfamilie“, die nicht nur seltener geworden ist, sondern auch durchaus nicht immer Hort zur optimalen Entwicklung der Fähigkeiten aller Beteiligten sein muss, mag eventuell auch nur der Beschwichtigung der Zweifel wie Geltungsverluste des Patriarchats, Auflösung der gewohnten Rollenstrukturen, gleichgeschlechtliche Liebe oder Machtverlust der Obrigkeit dienen, die sich angesichts neuer Familienformen regen könnten. Mir ist durchaus bewusst, dass dies eine gewagte These darstellt, doch es erscheint mir, als Anthropologin, aber auch als Mutter und Lehrerin unglaublich wichtig zu betonen, dass die Einstellungen und Werthaltungen, welche die

erwachsene Generation dieses Landes teilweise prägen, auch in ihrem Leben durch Erziehung, Sozialisation und Erlebnisse erworben wurden. Es könnte eine große Chance darstellen, dass angesichts der Pluralität der Familienformen die kommenden Generationen vielleicht in ihrem späteren Leben Rollenklischees, Diskriminierung und somit auch traurigen Tatsachen wie Fremdenhass und Rassismus kritischer gegenüberstehen werden, wenn wir ihnen durch unser Beispiel der vorurteilsfreien Auseinandersetzung und der Vermittlung des Werts von „Neuem“ und „Anderem“ den Weg dazu etwas ebnen können.

Durch die Aussagen der interviewten Personen wird meiner Meinung nach sehr deutlich, dass es sich hierbei um psychisch gereifte Persönlichkeiten handelt, die sich gerade auf Grund ihrer Erfahrungen über ihre Meinung sehr deutlich im Klaren sind und extrem kritisches Reflexionspotential in sich tragen. Ich denke, dass, wenn wir die Welt öfter mit den Augen der Kinder betrachteten und zuließen, sie uns Toleranz und Akzeptanz lehrten, unsere Erde um einiges besser und für alle ihre Bewohnerinnen schöner wäre. Viele der Menschen im wahlberechtigten Alter sowie auch zahlreiche Politikerinnen sind noch Kinder jenes ausgeführten „Baby Booms“ und zum Teil sehr von dieser Tradition geprägt aufgewachsen. Ohne nun die Pluralität der Familienformen wertend beurteilen zu wollen, denke ich doch, dass angesichts derselben in Zusammenhang mit einer positiven Verarbeitung gerade auch durch Eltern, LehrerInnen, etc. mit den Kindern der „Postmoderne“ hier eine Generation heranwachsen könnte, in welcher Tatsachen und Ereignisse, wie sie sich leider in unserem Land ereignen, nicht mehr, oder zumindest nicht mehr so leicht, geschehen können. Viele Entwicklungen, welche ich in Bezug auf mein Thema in den letzten zehn Jahren in Politik, Gesellschaft und Medien beobachten durfte, weisen in diese Richtung. In einigen Bereichen jedoch (v.a. im Bereich Regenbogenfamilien) gelangte ich im Zuge der vorliegenden Arbeit zu der traurigen Erkenntnis, dass nicht nur auf gesellschaftlicher, sondern auch auf der Ebene der wissenschaftlichen Auseinandersetzung, noch große Lücken bestehen. An allerletzter Position meines umfangreichen Werks soll noch einmal die Ermutigung für Studentinnen, Forscherinnen etc. stehen, sich in dieses persönlich und wissenschaftlich hoch interessante Feld „hinein zu trauen“.

8. BIBLIOGRAPHIE

8.1 Literaturverzeichnis

BACHER, Johann. 1994. Sozialstrukturell benachteiligte Kinder. In: WILK, Lieselotte/BACHER, Johann (Hg.): Kindliche Lebenswelten, Opladen: Leske&Budrich: 55-88

BACHER, Johann/MUHR-ARNOLD, Satu/NAGL, Renate. 1994. Die befragten Kinder. In: WILK, Lieselotte/BACHER, Johann (Hg.): Kindliche Lebenswelten, Opladen: Leske&Budrich: 33-54

BARNARD, Alan. 2000. History and Theory in Anthropology, University Press of Cambridge

BECK-GERNSHEIM, Elisabeth. 1998. Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen, München: Beck

BEHAM, Martina/WILK, Lieselotte. 1998. Die kindliche Lebenswelt Familie. In: KRÄNZL-NAGL, Renate/RIEPL, Barbara/WINTERSBERGER, Helmut (Hg.): Kindheit in Gesellschaft und Politik. Eine multidisziplinäre Analyse am Beispiel Österreichs, Frankfurt/ Main: 153-188

BERTRAM, Hans. 1996. Familienwandel und Generationsbeziehungen. In: BUBA, Hans-Peter/SCHNEIDER, Norbert F. (Hg.): Familie. Zwischen gesellschaftlicher Prägung und individuellem Design, Opladen: Westdeutscher Verlag GmbH: 61-79

BUBEK, Ilona. 2000. Geteilte Sehnsucht. In: BUBEK, Ilona (Hg.): Unser Stück vom Kuchen? Zehn Positionen gegen die Homo-Ehe, Berlin: Querverlag GmbH: 7-10

EHMER, Josef. 1993. Die Geschichte der Familie. Wandel der Ideale-Vielfalt der Wirklichkeit. In: VAVRA, Elisabeth (Hg.): Familie-Ideal und Realität, Horn: Niederösterreichische Landesausstellung Barockschloss Riegersberg, 5-21

ERIKSEN, Thomas Hylland. 2001. Small places, Large issues. An Introduction to Social and Cultural Anthropology, London: Pluto Press

FIGDOR, Helmut. 2007. Scheidungskinder – Wege der Hilfe, Gießen: Psychosozial Verlag, 6. aktualisierte Auflage

FUCHS, Brigitte/NÖBAUER, Herta/ZUCKERHUT, Patricia. 2001. Vom Universalismus zur Differenz. Feminismus und Kulturanthropologie. In: WERNHART Karl R./ZIPS, Werner (Hg.): Ethnohistorie. Rekonstruktion und Kulturkritik. Eine Einführung, Wien: Promedia: 175-194

GOLDBERG, Christine. 1998. Familie in der Post-Moderne. In: PREGLAU, Max/RICHTER, Rudolf (Hg.): Postmodernes Österreich? Konturen des Wandels in Wirtschaft, Gesellschaft, Politik und Kultur, Wien: Signum Verlag: 239-266

GOODY, Jack. 1986. Die Entwicklung von Ehe und Familie in Europa, Berlin: Reimer

HETTLAGE, Robert. 1999. Familienreport. Eine Lebensform im Umbruch, 2. aktualisierte Auflage, München: Beck

HOPF, Christel. 2010. Qualitative Interviews. Ein Überblick. In: FLICK, Uwe/VON KARDORFF, Ernst/STEINKE, Iris (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag: 349-360

KRÄHENBÜHL, Verena/JELLOUSCHEK, Hans/KOHAUS-JELLOUSCHEK, Margarete/WEBER, Roland. 2001. Stieffamilien. Struktur – Entwicklung – Therapie, 5. veränderte Auflage, Freiburg im Breisgau: Lambertus- Verlag

KREMSE, Manfred. 2001. Von der Feldforschung zur Felder-Forschung. In: WERNHART Karl R./ZIPS, Werner (Hg.): Ethnohistorie. Rekonstruktion und Kulturkritik. Eine Einführung, Wien: Promedia: 135-144

LAMNEK, Siegfried. 2010. Qualitative Sozialforschung, Weinheim, Basel: Beltz Verlag, 5. überarbeitete Auflage

MAYRING, Philipp. 2010. Qualitative Inhaltsanalyse. In: FLICK, Uwe/VON KARDORFF, Ernst/STEINKE, Iris (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag: 468-475

MITTERAUER, Michael/SIEDER, Reinhard. 1991. Von Patriarchat zur Partnerschaft: Zum Strukturwandel der Familie, München: Beck

MITTERAUER, Michael/HAREVEN, Tamara K. 1996. Entwicklungstendenzen der Familie, Wien: Picus Verlag

PARKIN, Robert/STONE, Linda. 2004. Kinship and Family. An Anthropological Reader, Oxford: Blackwell

PEUCKERT, Rüdiger. 1996. Familienformen im sozialen Wandel, Opladen: Leske&Budrich

PINE, Frances. 2002. Family. In: BARNARD, Alan/SPENCER Jonathan (ed.): Encyclopedia of Social and Cultural Anthropology, London: Routledge: 223-228

RAUCHFLEISCH, Udo. 1997. Alternative Familienformen. Einzeltern, gleichgeschlechtliche Paare, Hausmänner, Göttingen: Vandenhoeck&Ruprecht

SAFFRON, Lisa. 2001. It's a family affair. The complete Lesbian parenting book, London: Diva Books

SCHULZ, Wolfgang. 1996. Ehe und Familie. In: HALLER, Max (Hg.): Österreich im Wandel- Werte, Lebensformen und Lebensqualität. 1986 bis 1993, München: Oldenbourg: 138-154

SCHULZE, Micha/SCHEUSS, Christian (Hg.). 2007. Alles was Familie ist. Die neue Vielfalt: Patchwork-, Wahl- und Regenbogenfamilien, Berlin: Schwarzkopf&Schwarzkopf Verlag GmbH

STONE, Linda. 1998. Kinship and Gender. Gender, Reproduction and Kinship, Colorado: Westview Press

STREIB-BRZIC, Uli/GERLACH, Stephanie. 2005. Und was sagen die Kinder dazu? Gespräche mit Töchtern und Söhnen lesbischer und schwuler Eltern, Berlin: Querverlag

WERNHART Karl R./ZIPS, Werner (Hg.): Ethnohistorie. Rekonstruktion und Kulturkritik. Eine Einführung, Wien: Promedia

WILK, Lieselotte. 1994. Kindsein in „postmodernen“ Gesellschaften. In: WILK, Lieselotte/BACHER, Johann (Hg.): Kindliche Lebenswelten, Opladen: Leske&Budrich: 1-32

WILK, Lieselotte/BEHAM, Martina. 1994. Familienkindheit heute. Vielfalt der Formen – Vielfalt der Chancen? In: WILK, Lieselotte/BACHER, Johann (Hg.): Kindliche Lebenswelten, Opladen: Leske&Budrich: 89-160

ZULEHNER, Paul M./SLAMA, Andrea. 1994. Österreichs Männer unterwegs zum neuen Mann? Wie Österreichs Männer sich selbst sehen und wie die Frauen sie einschätzen, Korneuburg: BMJF

Sonstige Quellen

Diplomarbeiten

WEGERER, Harald. 2009. Annahme an Kindes statt durch sexuell gleichgeschlechtlich orientierte Männer und ihr sozialpolitischer Status in Österreich im europäischen Rechtsvergleich, Wien: Kultur-und Sozialanthropologie

GASSER, Magdalena. 2009. Gleichgeschlechtliche Pflegeeltern in Österreich. Wahrnehmung gesellschaftlicher Haltungen und ihre Auswirkungen auf Regenbogenfamilien, FH Joanneum Graz: Studiengang Sozialarbeit/ Sozialmanagement

Forschungsberichte

URL 40: Hofmann, Roswitha and Cserer, Amelie (2010) Forschungsbericht "Lesben am Werk". Explorationsstudie zur Erwerbstätigkeit lesbischer Frauen in Österreich. Working Papers / Abteilung Gender and Diversity in Organizations, 3. WU Vienna University of Economics and Business, Vienna. <http://epub.wu.ac.at/2791/> (Zugriff 12.04.2012)

Erhebungen

INTERVIEW 1 „Kathrin“, 24.08.2011, Privatwohnung, Dauer: 1:20 Stunden

INTERVIEW 2 „Daniela“, 08.09.2011, öffentlicher Ort, Dauer: 34 Minuten

INTERVIEW 3 „Lina“, 20.09.2011, Privatwohnung, Dauer: 1:16 Stunden

INTERVIEW 4 „Anna und Betty“, Januar 2011, Privatwohnung, Dauer: 1:14 Stunden

INTERVIEW 5 „Philip“, 30.09.2011, Privatwohnung, Dauer: 37 Minuten

BEFRAGUNG A „Lisa“, November 2011

TEILNEHMENDE BEOBACHTUNG und FELDNOTIZEN „Christopher“, Januar 2011

8.2 Onlinequellen

URL1: http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/demographische_masszahlen/demographische_indikatoren/index.html (Zugriff: 4.10.2011, 15:22)

URL2: <http://science.jrank.org/pages/9308/Family-in-Anthropology-since-1980-New-Directions-Family-Studies.html> (Zugriff: 06.10.2011, 11:43)

URL3: KERN, Jutta/RICHTER, Rudolf/SUPPER, Sylvia. Verständnis und Verwendung des Begriffs Familie. Eine soziologische Einführung. In: BMUJF (Hg.): Familienbericht 1999, Internetversion (pdf): 14-39
<http://www.bmwfj.gv.at/Familie/FinanzielleUnterstuetzungen/Kinderbetreuungsgeld/Documents/Marschnig/band-1-komplett1.pdf> (Zugriff 07.10.2011 10:54)

URL4: SCHÖTTLER, Gabriele. 2001. Zunehmende Akzeptanz. Wege zu demokratischen Familienstrukturen. In: Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport/Senatsverwaltung für Arbeit, Soziales und Frauen (Hg.): Regenbogenfamilien. Wenn Eltern lesbisch, schwul, bi-, oder transsexuell sind, 11-16
http://www.berlin.de/imperia/md/content/lb_ads/gglw/veroeffentlichungen/brosch_regfam_bf.pdf?start&ts=1304512571&file=brosch_regfam_bf.pdf (Zugriff 07.10.2011 12:12)

URL5: HANSSON, Leni. 2011. Towards a Definition of the Family? In: FARRER, Linden/LAY, William (Hg.): Spotlights on Contemporary Family Life (pdf), 11-20
https://eldorado.tu-dortmund.de/bitstream/2003/27708/1/Spotlights%20final_A1%202011.pdf (Zugriff 12.10.2011 08:51)

URL6: ZARTLER, Ulrike/BEHAM, Martina/WILK, Lieselotte/KYTIR, Josef. 1999. Familien im Wandel. Ausgewählte Interpretationsmuster. In: BMUJF (Hg.): Familienbericht 1999, Internetversion (pdf): 110-117
<http://www.bmwfj.gv.at/Familie/FinanzielleUnterstuetzungen/Kinderbetreuungsgeld/Documents/Marschnig/band-1-komplett1.pdf> (Zugriff 07.10.2011 9:12)

URL7: <http://www.statistik.at/> (Zugriff 12.10.2011 10:47)

URL 8:

<http://www.bmwfj.gv.at/Familie/Familienforschung/Seiten/4Familienbericht1999.aspx>
(Zugriff 12.10.2011 10:42)

URL 9: http://www.oif.ac.at/fileadmin/OEIF/FiZ/FiZ_2009.pdf (Zugriff 12.10.2011 10:51)

URL 10:

http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/haushalte_familien_lebensformen/familien/index.html (Zugriff 13.10. 11:05)

URL 11: MÜNZ, Rainer/REITERER, Albert F. 2009. Demografische Entwicklung im 20. Jahrhundert. In: BMUJF (Hg.): Familienbericht 2009, Internetversion (pdf): 1-90
<http://www.bmwfj.gv.at/Familie/Familienforschung/Documents/Familienbericht%202009/Band%20I%20-%20Demografische%20Entwicklung%20-%20Sozialer%20Wandel.pdf> (Zugriff 13.10.2011 12:31)

URL12:

http://www.statistik.at/web_de/dynamic/statistiken/bevoelkerung/haushalte_familien_lebensformen/familien/055859 (Zugriff 13.10.2011)

URL 13: Tabellenband. 2009. In: BMUJF (Hg.): Familienbericht 2009, Internetversion (pdf): 846-861 <http://www.bmwfj.gv.at/Familie/Familienforschung/Documents/Familienbericht%202009/Band%20II%20-%20Familie%20in%20Zahlen.pdf> (Zugriff 13.10.2001 12:47)

URL 14:

http://www.statistik.at/web_de/dynamic/statistiken/bevoelkerung/haushalte_familien_lebensformen/familien/055859 (Zugriff 13.10. 12:48)

URL 15: http://www.statistik.at/web_de/dynamic/statistiken/bevoelkerung/geburten/057671
(Zugriff 14.10.2011 09:13)

URL 16: http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/scheidungen/index.html
(Zugriff 14.10.2011 09:20)

URL 17:

http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/gleichgeschlechtliche_partnerschaften_eintragung_und_aufloesung/index.html (Zugriff 14.10.2011 11:09)

URL 18: <http://www.courage-beratung.at/gruppen.queerfamily> (Zugriff 14.10.2011 11:44)

URL 19: <http://www.partnerschaftsgesetz.at/rechtliches/kinder/> (Zugriff 14.10. 11:46)

URL 20: RUPP, Marina (Hg.). 2009. Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften, Köln: Bundesanzeiger Verlag

http://www.bmj.de/SharedDocs/Downloads/DE/pdfs/Forschungsbericht_Die_Lebenssituation_von_Kindern_in_gleichgeschlechtlichen_Lebenspartnerschaften.pdf?__blob=publicationFile
(Zugriff 15.10.2001 09:47)

URL 21: http://de.wikipedia.org/wiki/Adoption#Adoption_und_gleichgeschlechtliche_Paare
(Zugriff 15.10.2011 09:51)

URL 22: <http://www.wien.gv.at/queerwien/defhomo.htm> (Zugriff 14.10. 12:15)

URL 23: <http://www.wien.gv.at/queerwien/bezieh.htm> (Zugriff 15.10.2011 09:59)

URL 24: <http://www.wien.gv.at/queerwien/proj.htm> (Zugriff 15.10.2011 10:00)

URL 25: <http://www.mein-wunschkind.at/rechtliches/> (Zugriff 15.10.2011 10:44)

URL 26: <http://www.partnerschaftsgesetz.at/rechtliches/kinder/kuenstliche-befruchtung>
(Zugriff 15.10.2011 10:56)

URL 27: <http://diestandard.at/1318461335577/In-vitro-Fertilisation-Stoeger-will-kuenstliche-Befruchtung-fuer-Homosexuelle-und-Single-Frauen> (Zugriff 19.10.2011 09:28)

URL 28: <http://orf.at/stories/2084392/> (Zugriff 19.10.2011 09:51)

ULR 29: <http://www.igelkinder.at/> (Zugriff 19.10.2011 10:28)

URL 30: KYTIR, Josef/SCHRITTWIESER Karin. 2003. Haushaltsführung, Kinderbetreuung, Pflege, Ergebnisse des Mikrozensus September 2002, Wien: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, pdf
http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/haushalte_familien_lebensformen/familien/index.html (Zugriff 19.10. 11:37)

URL 31: ZARTLER, Ulrike/WILK, Liselotte/BEHAM, Martina. 1999. Partner- und Familienbeziehungen. In: BMUJF (Hg.): Familienbericht 1999, Internetversion (pdf): 207-263
<http://www.bmwfj.gv.at/Familie/FinanzielleUnterstuetzungen/Kinderbetreuungsgeld/Documents/Marschnig/band-1-komplett1.pdf> (Zugriff 20.10.2011 09:35)

URL 32:
http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/eheschliessungen/index.html
(Zugriff 22.10.2011 15:03)

URL 33: FUX, Beat/PFEIFFER, Christine. 1999. Ehe, Familie, Kinderzahl. Gesellschaftliche Einstellungen und individuelle Zielvorstellungen. In: BMUJF (Hg.): Familienbericht 1999, Internetversion (pdf): 62-92
<http://www.bmwfj.gv.at/Familie/FinanzielleUnterstuetzungen/Kinderbetreuungsgeld/Documents/Marschnig/band-1-komplett1.pdf> (Zugriff 22.10.2011 15:15)

URL 34:
http://bmwa.cms.apa.at/cms/content/attachments/5/7/1/CH0617/CMS1277370945476/familienbericht2009_auf_einen_blick.pdf (Zugriff 22.10.2011 15:54)

URL 35:
WILK, Liselotte. 1999. Scheidung und Trennung von Partnerschaften. In: BMUJF (Hg.): Familienbericht 1999, Internetversion (pdf): 275-291
<http://www.bmwfj.gv.at/Familie/FinanzielleUnterstuetzungen/Kinderbetreuungsgeld/Documents/Marschnig/band-1-komplett1.pdf> (Zugriff 25.10.2011 10:30)

URL 36: http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/scheidungen/index.html
(Zugriff 25.10.2011 10:45)

URL 37: KYTIR, Josef/MÜNZ, Rainer. 1999. Familiäre und partnerschaftliche Lebensformen. In: BMUJF (Hg.): Familienbericht 1999, Internetversion (pdf): 170-206
(Zugriff 25.10.2011 10:52)

URL 38: http://www.vafk.de/themen/wissen/ansaetze_und_blockaden.htm (Zugriff 14.11.2011 09:33)

URL 39: JAEGGI, Eva/FAAS, Angelika/MRUCK, Katja. 1998. Denkverbote gibt es nicht! Vorschlag zur interpretativen Auswertung kommunikativ gewonnener Daten, Technische Universität Berlin <http://www.gp.tu-berlin.de/psy7/pub/reports.htm> (Zugriff 22.11.2011 10:59)

8.3 Bildquellen

Abbildung 1: BECK-GERNSHEIM, Elisabeth. 1998. Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen, München: Beck

Abbildung 2: WILK, Lieselotte/BEHAM, Martina. 1994. Familienkindheit heute. Vielfalt der Formen – Vielfalt der Chancen? In: WILK, Lieselotte/BACHER, Johann (Hg.): Kindliche Lebenswelten, Opladen: Leske&Budrich: 89-160

Abbildung 3: BERTRAM, Hans. 1996. Familienwandel und Generationsbeziehungen. In: BUBA, Hans-Peter/SCHNEIDER, Norbert F. (Hg.): Familie. Zwischen gesellschaftlicher Prägung und individuellem Design, Opladen: Westdeutscher Verlag GmbH: 61-79

Abbildung 4/ 5/ 7: SCHULZ, Wolfgang. 1996. Ehe und Familie. In: HALLER, Max (Hg.): Österreich im Wandel- Werte, Lebensformen und Lebensqualität. 1986 bis 1993, München: Oldenbourg: 138-154

Abbildung 6/ 8/ 10/ 11: FUX, Beat/PFEIFFER, Christine. 1999. Ehe, Familie, Kinderzahl. Gesellschaftliche Einstellungen und individuelle Zielvorstellungen. In: BMUJF (Hg.): Familienbericht 1999, Internetversion (pdf): 62-92 (URL 33)

Abbildung 9: KYTIR, Josef/MÜNZ, Rainer. 1999. Familiäre und partnerschaftliche Lebensformen. In: BMUJF (Hg.): Familienbericht 1999, Internetversion (pdf): 170-206 (URL 37)

Abbildung 12/ 13/ 14: ZULEHNER, Paul M./SLAMA, Andrea. 1994. Österreichs Männer unterwegs zum neuen Mann? Wie Österreichs Männer sich selbst sehen und wie die Frauen sie einschätzen, Korneuburg: BMJF

ABSTRACT (Deutsch)

Die Lebenswelt Familie hat sich über die letzten Jahrzehnte (scheinbar) entscheidend verändert und ist im öffentlichen, gesellschaftlichen und akademischen Diskurs zunehmend von Richtungsstreits und einer steten Betonung der „Krisen des Familienlebens“ begleitet. Viele Wissenschaftlerinnen und Meinungsmacherinnen sehen bereits den „Tod der Familie“ kommen, wohingegen aus anderen Kanälen wahre „Kreuzzüge familialer Werte“ wahrgenommen werden können. Dem staatlich gefestigten Ideal der Familie mit männlichem Ernährer und weiblicher Hausfrau steht die vielfältige Realität der im Alltag gelebten Familienformen gegenüber. Die vorliegende Arbeit versucht die Pluralität und Heterogenität der „FamilieN heute“ im wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Kontext und im Besonderen aus der Perspektive der in diesen Formen lebenden Kinder zu untersuchen. Der Fokus liegt auf vier, von der traditionellen Kernfamilie mit patriarchaler Rollenstruktur, abweichenden Familienformen: Einelternfamilien, Stieffamilien, Regenbogenfamilien und Familien mit „Hausmännern“. In einem ersten Teil wird auf anthropologische und multidisziplinäre Theorie zum Forschungsgegenstand eingegangen, sowie anhand von statistischem Material untersucht, wieviele Kinder in Österreich in den verschiedenen Familienformen tatsächlich leben. Im zweiten Teil wird der Bogen von einem historischen Abschnitt über die Geschichte der Familie und nicht zuletzt die Pluralität familialer Lebensformen, zu Werthaltungen und Einstellungen der Österreicherinnen zu diesem Thema gespannt. Der letzte Teil, der die Auswertung meiner empirischen Forschung beinhaltet, gibt einen Einblick in die Realität der Lebenswelt Familie anhand narrativer Interviews mit ehemaligen Kindern aus den vier behandelten „anderen Familientypen“ und versucht Faktoren herauszuarbeiten die das Wohlbefinden fördern bzw. hemmen. Ziel dieses Teils ist es zu zeigen, dass die „Familienform“ keineswegs von solch großer Bedeutung für das gesunde und glückliche Aufwachsen von Kindern ist, wie (leider immer noch) verlautbart wird.

ABSTRACT (English)

The lifeworld of the family was subject of an (apparent) change during the last decades and accompanied by a constant public, social and academic discussion which was attended by clashes of tendencies and an emphasis on the “crisis of family life”. Many scientists and opinion leaders are anticipating the “death of the family” itself whereas from other sources there can be noticed a true crusade for traditional family values. The ideal of the family consisting of a male bread-earner and a female housewife is opposing the versatile realities of every-day-life of common family forms. My intention with this present act is to examine the plurality and heterogeneity of “familIES nowadays” in their scientific and public contexts and, in particular, from the perspective of children living in these models. The focus is put on four family forms, which deviate radically from the so called traditional core or nuclear family with patriarchal role models: single-parent-families, step-families, rainbows-families and families with a house husband. The first part tries to give an overview on anthropological and multidisciplinary theoretic approaches towards the subject of research and shows along with statistic data material how the reality of these families in Austria looks like on demographic measures. The second part goes from a historic introduction on the plurality families in the past to present attitudes, values and meanings the Austrians give to this topic. The last part, which embeds the results of my empiric research shows how the reality of former children of single-parents, step-parents, homosexual parents and parents with so-called role-switch (*sic!*) looks like from within by using the techniques of qualitative data collection. Factors which contribute to or work against the well-being of children in “other families” are pointed out with the aim to show, the particular family form is far as less important for the happy and sane raising of children, as still can be heard (unfortunately) in a lot of different contexts.

CURRICULUM VITAE

Name: Barbara Koch

Geburtsdatum: 12. April 1981

Wohnhaft: 1160 Wien, Lienfeldergasse 67/ 2
e-mail: babsi1204@yahoo.de

Staatsangehörigkeit: Österreich

Familienstand: Ledig

Kinder: Jonas Noah, geb. am 14. Dezember 2005
Elia Nils, geb. am 05. Januar 2009

Vater: Franz KOCH, geb. am 27. Februar 1949
verst. Am 30. Mai 1995
Verwaltungsoberkommisär, Wr. Stadtwerke – Wiengas

Mutter: Roswitha KOCH, geb. am 28. April 1950
Wellness Trainerin

Geschwister: Martina PANZENBÖCK, Dr. med.
Alexander KOCH, Geschäftsführer

Schulbildung:

1987-1991	VS, Öffentliche Volksschule 1160 Landsteinergerasse 4
1991-1999	AHS, Allgemeinbildende höhere Schule 1170 Wien, Parhamerplatz Reifeprüfung mit ausgezeichnetem Erfolg bestanden am 15. Juni 1999
1999-2001	Pädagogische Akademie des Bundes in Wien X, Volksschullehramt Diplomprüfung mit ausgezeichnetem Erfolg bestanden am 25. September 2002
2002-2012	Studium der Kultur- und Sozialanthropologie, Universität Wien Schwerpunkte (Thematisch): Entwicklungszusammenarbeit, Friedensforschung, Gender, Familie Schwerpunkte (Regional):

		Lateinamerika, Österreich
Sonstiges:	2001-2002	Auslandssemester ULPGC
	2002-2003	Auslandsaufenthalt in Zentralamerika
	seit 2007	Rainbows Gruppenleiterin
Sprachkenntnisse:	Deutsch, Englisch, Spanisch	